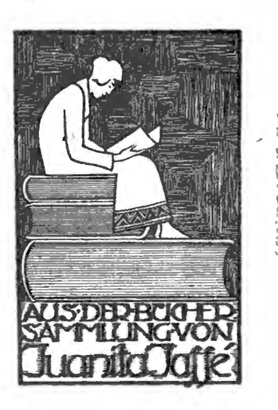
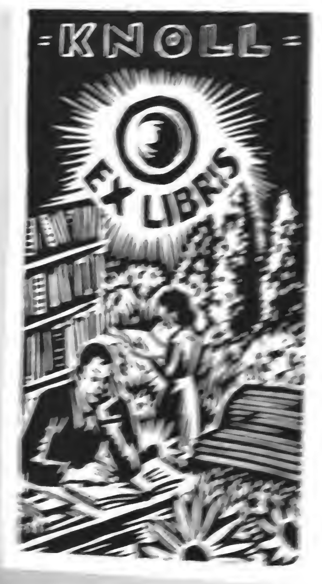



AUS·DER·BÜCHER
SAMMLUNG·VON
Juanita Jaffé


KNOLL
EX LIBRIS

VORBEMERKUNG

Dies Werk sollte zu Weihnachten 1914 erscheinen. Der Kriegsausbruch und die militärische Einberufung der Geschäftsführer des Verlages verhinderten die Fertigstellung des textlich — einschliesslich der Vorrede des Verfassers — Dezember 1913 bereits abgeschlossenen Buches. Wenn der Verlag im vierten Kriegsjahre sich zur Veröffentlichung entschliesst, so glaubt er, diesen Entschluss nicht rechtfertigen zu müssen: oder wäre es im Kriege weniger angebracht, sich mit Kultur und Geschichte, Gesinnung und Gesittung des politischen und militärischen Gegners vertraut zu machen als im Frieden? Gerade der Umstand, dass dies Werk nicht aus den Wirrungen schmerzlicher Gegenwart heraus, sondern in Zeiten ruhigster Besonnenheit bei lebendigstem Verständnis für französisches Wesen niedergeschrieben wurde, möge es heutigen Lesern wertvoll machen.

BERLIN, im September 1917

HYPERION-VERLAG















Die Russen in Paris 1814.
Nach dem Aquarell von G. Opiz.

MAX VON BOEHN

VOM KAISERREICH ZUR REPUBLIK

Eine französische Kulturgeschichte des 19. Jahrhunderts

1917

HYPERIONVERLAG * BERLIN

Einbandzeichnung von Erich Gruner

Druck: Roßberg'sche Buchdruckerei/Leipzig

Der politische Gegensatz zwischen Deutschland und Frankreich beherrscht die Weltpolitik und spielt in alle Erwägungen hinein, welche die Richtung der inneren Politik beider Länder bestimmen. Er ist schuld an dem Wettrüsten, dem die Völker Europas zu erliegen im Begriff sind, er hat letzten Endes den Militarismus großgezogen, der die Abneigung beider Länder gegenseitig schürt, weil er von ihrem Hasse lebt. Alle Erfindungen, alle Fortschritte der Industrie werden nur daraufhin angesehen, ob sie im Kriege zu verwenden sein werden. Kaum ist die Hoffnung so vieler Generationen von der Lenkbarkeit des Ballons erfüllt worden, so müssen „Luftschiffflotten" gebaut werden, kaum ist der Traum der Menschheit, fliegen zu können, Wirklichkeit, so erörtert man, ob der Flieger auch wird Bomben werfen können. Die deutsche und die französische Presse tauschen Verdächtigungen und Beschimpfungen; die endlosen Feiern und Feste, die sich in Deutschland seit fünfundzwanzig Jahren ununterbrochen folgen, dienen redefrohen Phraseuren aller Klassen zu frischfröhlichen Hetzen gegen den „Erbfeind"; Nationalisten und Militärs treiben hüben und drüben zum Zukunftskrieg, als sei er eine Hoffnung. Die Mauer von Vorurteilen, Abneigung und Mißverständnissen, die sich zwischen den beiden Nationen erhebt, droht unübersteiglich zu werden, weil zu viele Elemente ein Interesse daran haben, sie zu erhöhen. Da scheint es wahrlich an der Zeit, einmal zu fragen, ob zwei große Völker denn wirklich nichts Besseres zu tun haben, als an ihren Haß zu denken, an der Zeit, sich darauf zu besinnen, daß das, was die beiden Nationen verbindet, stärker ist, als das, was sie trennt.

In einer gemeinsamen Arbeit von Jahrhunderten haben Deutsche und Franzosen einen Kulturbesitz geistiger Güter geschaffen, dessen unermeßliche Werte beiden Völkern dauernd zugute kommen, einen Besitz, dessen Grundlagen so fest gelegt sind, daß kein Streit sie je erschüttern könnte. Das Gefühl der Verantwortlichkeit, das

der Gemeinbesitz ihrer Kultur dem Geschlecht vor hundert Jahren auferlegte, führte es zu jenem Weltbürgertum, das über die Verstimmung des Augenblicks hinaus stets ein Höheres im Auge behielt. Der Wandel der Zeit hat heute einen Nationalismus gezüchtet, der Engherzigkeit und Beschränktheit zu Tugenden erhoben hat. Der Nationalismus legt Deutschen und Franzosen Scheuklappen an und nötigt sie, gefärbte Gläser aufzusetzen, wenn sie einander betrachten, aber wenn es ihm auch gelingen mag, die Wahrheit zu verdunkeln, beseitigen kann er sie nicht, ja die Zeichen mehren sich, daß man hüben und drüben der Parteilichkeit und Verhetzung müde ist.

Wer die Geschichte der deutschen Kultur in den letzten Jahrhunderten betrachtet, der wird überall und auf allen Gebieten dem mächtigen Einfluß Frankreichs begegnen und inne werden, daß wir uns eine deutsche Kultur ohne die Einwirkung der französischen überhaupt nicht vorzustellen vermögen. Man kann das beklagen, aber man muß sich damit abfinden; die Wechselwirkung der beiden Nationen aufeinander hat seit den Tagen Heinrichs IV. an Intensität dauernd zugenommen, und wer ehrlich sein will, wird sogar gestehen müssen, daß die Deutschen mehr empfingen, als gaben. Das eben vergangene Jahr, ein „Festjahr" wie alle, die wir jetzt erleben, hat in Erinnerungen an die Freiheitskriege geschwelgt, und doch besinnen wir uns nicht, daß außer Friedrich Naumann einer der viel zu vielen Festredner einmal darauf hingewiesen hätte, wie Vieles und wie Großes Deutschland, speziell Preußen, dem „Korsen" verdanken. Wenn es nur ein mittelbares Verdienst Napoleon I. ist, in den Deutschen den Einheitsgedanken geweckt zu haben, so ist es dagegen ein ganz unmittelbares, daß er in den deutschen Provinzen des linken Rheinufers, den Rheinbundstaaten und Westfalen eine Verwaltung und eine Rechtsprechung einführte, deren Verbesserungen: Aufhebung der Leibeigenschaft, Städte- und Gemeindeordnung usw. nicht ohne Rückwirkung auf das übrige Deutschland bleiben konnten. Das Geschlecht jener Tage wurzelte mit seinen Anschauungen in dem französischen Geiste des 18. Jahrhunderts, ohne Montesquieu und Rousseau sind die Reformen Steins so wenig denkbar, wie die



Werke Goethes und Schillers. Goethe selbst bekannte Eckermann, welchen Dank er Voltaire und den großen Franzosen seiner Zeit schulde, und in der Tat ist der Werther, ist selbst der Faust nicht zu erklären ohne den Einfluß Rousseaus.

Die Segnungen der großen Französischen Revolution sind der ganzen Welt zugute gekommen, aber kaum einem andern Lande in so hohem Maße, als dem politisch zerrissenen und von tausend kleinen Tyrannen schmählich geknechteten Deutschland. Das französische Beispiel zwang in kürzester Frist zu Reformen, zu denen die Welt sonst Jahrhunderte gebraucht hätte; es ist keine Phrase, wenn man sagt, die große Revolution habe einen neuen Tag für die Menschheit heraufgeführt. Dadurch, daß Frankreich auch das ganze 19. Jahrhundert hindurch der Schauplatz blieb, auf dem die Mächte des Beharrens und des Fortschritts miteinander rangen, ist es auch in diesem Zeitraum das Vorbild der übrigen Nationen geblieben. Auf seinem Boden haben sich alle die Kämpfe schon abgespielt, welche den übrigen Völkern noch bevorstehen. In drei gesonderten Etappen hat Frankreich die Herrschaft der Junker und Pfaffen, das Schwergewicht eines liberalisierenden Bürgertums, die Allmacht des Säbels überwunden und ist zur demokratischen Republik vorgeschritten, die für die andern Länder erst noch eine Hoffnung ist. Mit stärkerem Interesse als früher hat die ganze Welt seit hundert Jahren auf Frankreich geblickt, um dem Schauspiel zu folgen, das sich mit unerhörter Schnelle, von einem Effekt zum andern steigernd, hier vor aller Augen abspielte. Dreimal hat in diesem Zeitraum die Nation mit der Regierung gebrochen, die sie sich selbst gegeben, um Heil und Ruhe unter einer anderen äußeren Form zu suchen; aber wer diesen Bruch mit der Vergangenheit als Zeichen der Unbeständigkeit auffassen möchte, der vergißt, daß es sich 1830, 1848 und 1870 um eine Reaktion des öffentlichen Gewissens gegen den Mißbrauch der Gewalt handelte. Die Macht der Bureaukratie beruht auf ihrer Unverantwortlichkeit, sie hat kein Gewissen, und wenn sie den Schein des Rechts für sich hat, d. h. wenn die Gesetze, die sie selbst erst zu ihrem eigenen Vorteil für sich gemacht hat, für sie sprechen, so kümmert sie sich wenig darum, ob ihr Schalten sittlich

notwendig oder überhaupt nur zulässig ist. Dreimal hat sich die französische Nation in den letzten hundert Jahren schon gegen dieses eiserne Joch empört, aber es mag wohl sein, daß sie ihr letztes Wort gerade in dieser Angelegenheit noch lange nicht gesprochen hat.

Der französische Einfluß, der sich im 18. Jahrhundert in Deutschland hauptsächlich auf ethischem und ästhetischem Gebiete geltend machte, wirkte im 19. in erster Linie auf die politischen Zustände. Die Epoche der auf ihren Thron zurückgeführten Bourbonen stärkte die Reaktion, das Julikönigtum den Liberalismus. Das deutsche Bürgertum des Vormärz hat seine Anschauungen an dem französischen Liberalismus entwickelt; die liberale Presse, die liberalen Redner der süddeutschen Kammern haben sich an französischen Vorbildern geschult. Wenn wir auch heute in dem schwächlichen Nachkommen dieses tüchtigen Vaters, dem Nationalliberalismus, nur noch den Helfershelfer der Reaktion erblicken können, so dürfen wir doch nie vergessen, daß der bürgerliche Liberalismus uns das Deutsche Reich beschert hat. An dem starken politischen Sinn der Franzosen können sich die Deutschen auch heute noch ein Beispiel nehmen. Während unsere klügsten Köpfe, unsere schöpferischen Geister sich geradezu ängstlich von aller Politik und der Mitwirkung an ihr fernhalten, standen die großen Franzosen des Jahrhunderts immer mitten im politischen und sozialen Leben ihres Volkes. Chateaubriand und Lamartine, Victor Hugo, George Sand und Zola begnügten sich nicht damit, durch Gedichte und Romane auf ihre Landsleute zu wirken, sie haben starken praktischen Anteil an allem genommen, was ihre Zeit bewegte; es ist in aller Erinnerung, welche Wendung Zolas mutiges Eintreten für Dreyfuß der unseligen Affäre gegeben hat.

Die politischen Ideen, welche im 19. Jahrhundert Frankreich bewegten, haben sich auf der ganzen Erde Geltung verschafft. Wie stark der Impuls war, der von ihnen ausging, erkennt man erst, wenn man gewahr wird, daß sie mit all ihren Fehlern und Trugschlüssen aufgenommen worden sind. Es ist die Schuld des französischen Liberalismus, daß man überall die Verfassungen überschätzte und ihnen eine Bedeutung zuerkannte, die ihnen gar

nicht innewohnt. Nach französischem Beispiel hat man in allen Staaten, die sich im 19. Jahrhundert eine Verfassung gaben, auf die Formulierung derselben einen Wert gelegt, der um so weniger gerechtfertigt ist, als diese Einseitigkeit dazu führte, daß man die unendlich viel wichtigere Anpassung der Verwaltung an konstitutionelle Formen ganz übersah. Eine Verfassung ist ein Stück Papier; Bureaukratie, Justiz und Polizei wissen es nur zu gut. Bürgerliche Freiheit baut sich auf der Selbstverwaltung auf, nicht auf der unbeschränkten Redefreiheit der Volksvertretung. Das verkannt zu haben, ist ein Fehler des französischen Parlamentarismus, dem man überall und nur zu bereitwillig gefolgt ist. Erst die dritte Republik hat damit begonnen, den Mechanismus der Staatsverwaltung nach demokratischen Grundsätzen zu regeln, und erst seit dieser Zeit hat man auch im Ausland angefangen, die Selbstverwaltung nach ihrem ganzen Werte zu schätzen. Die dritte Republik tat Größeres, als sie Staat und Kirche voneinander trennte und damit ein Beispiel gab, dem früher oder später alle Staaten werden folgen müssen, alle wenigstens, die dem Papste nicht das Recht einräumen, in den inneren Angelegenheiten ihres Landes das letzte Wort zu sprechen.

Indessen wie mächtig das Vorbild der politischen Zustände und Anschauungen Frankreichs auch bis zum heutigen Tage auf das Ausland gewirkt hat, es stellt doch nur eine Seite des französischen Einflusses dar. Er hat sich in gleicher Stärke in Kunst und Literatur geltend gemacht. Die deutsche Kunst, die um die Wende des 18. zum 19. Jahrhundert mit aller Tradition gebrochen hatte, um einen ganz neuen Bau aufzuführen, war schon nach einem Menschenalter mit der Gedankenmalerei der Cornelius und Kaulbach auf den toten Punkt gelangt, von dem es kein Vorwärts und kein Zurück mehr gab. Sie mußte wieder ganz von vorn anfangen und sie ging nach Frankreich in die Schule. Man versuche nur, sich die deutsche Malerei seit sechzig Jahren ohne die Einflüsse von Courbet und Manet vorzustellen, und sehe, was übrig bleibt! Wie Realismus und Impressionismus in der Kunst, so wirkte der Naturalismus Zolas in der Literatur; er hat auch bei uns die verstiegene Blaublümelein-Romantik auf die Erde zurückgeführt.

Und nun erst das französische Theater!? Die deutsche Bühne ohne Scribe, Dumas, Sardou, Pailleron, Rostand, wer kann sich das ausmalen? Wie groß ist die Zahl unserer hauptstädtischen Theater, die heute noch jahrein jahraus ihr Repertoire nur mit französischer Ware füllen? Wir sind die letzten, dieses Verfahren gutzuheißen, denn die meisten dieser Stücke werden bei uns nur aufgeführt, weil sie für die Franzosen zu dumm und zu schlecht sind, aber die Tatsache besteht und diese Bühnen leider auch!

Tausend Fäden verknüpfen deutsche und französische Kultur, denn wenn die Deutschen als gelehrige Schüler viel empfingen, wieviel gaben sie auch dafür! Michelet, Cousin, Quinet, Taine, Renan, um nur einige der tiefsten Denker Frankreichs zu nennen, stehen auf dem Boden der deutschen Philosophie; wie stark hat Goethe auf Delacroix gewirkt und welchen Raum hat sich die deutsche Musik in Frankreich erobert!? Die Fortschritte der Wissenschaften sind eine Frucht der gemeinsamen Arbeit aller Völker, und wenn der Bau der Zivilisation, an dem Deutschen und Franzosen ein so großer Anteil zugefallen ist, nicht schneller fortschreitet, so ist das nur die Schuld des Militarismus, der als düstere Wolke über dem heutigen Leben hängt und die letzten Ziele der Kultur verdunkelt. Mächtige und einflußreiche Kreise haben an der Verhetzung der Deutschen und Franzosen ein Interesse, das sich nach Mark und Pfennigen berechnen läßt. Sie übertönen mit dem lauten Säbelrasseln, auf das sie sich so geschickt verstehen, die schwachen Stimmen, die zur Ruhe mahnen. Unter solchen Umständen mag es nicht von Vorteil sein, Vernunft zu predigen, aber dem Besonnenen wird es zur Pflicht. In diesem Sinne will die nachstehende französische Kulturgeschichte verstanden sein, als ein Wort den Deutschen zur Verständigung. Sie beginnt mit dem Zeitpunkt, der mit dem Sturze Napoleons die Epoche der Revolution abschließt und die parlamentarische Ära der neuen Zeit eröffnet. Der Verfasser hat sich bestrebt, ein objektives Bild der Kulturzustände Frankreichs im letzten Jahrhundert zu entwerfen, die Ideen und die Tatsachen für sich selbst sprechen zu lassen. Wie er es in seinem Werke über das deutsche Biedermeier versuchte, hat er auch hier die Zeitgenossen vielfach persönlich zu



Worte kommen lassen, durch sie erfährt ein späteres Geschlecht ja am besten, wie sie sich das Leben gedacht und was sie gewollt haben. In diesem Prinzip seiner Schrift bekennt er sich gern als den Schüler der beiden Goncourt, wenn er sich des Abstandes zwischen ihren Arbeiten und der seinen auch völlig bewußt bleibt.

Die Literatur der Franzosen ist ja überaus reich an Erinnerungen und Briefen, die Memoirenschreiber des 19. Jahrhunderts stehen an Eleganz und Geist hinter ihren berühmten Vorgängern des 17. und 18. Jahrhunderts nicht zurück. Staatsmänner und Politiker, wie der Herzog von Broglie, Chateaubriand, Guizot, Odilon Barrot, d'Alton-Shée; Verwaltungsbeamte, wie der Marquis de Belleval, Graf Horace de Viel-Castel, Gisquet, Haussmann; Gelehrte, wie Renan, Rémusat, Tocqueville, Villemain; Journalisten, wie Theophile Gautier, Granier de Cassagnac, Challamel, Ste. Beuve, Rochefort; Dichter, wie Béranger, Prosper Merimée, Musset, George Sand, die Brüder Goncourt haben über ihre Zeit, ihre Anteilnahme an den Ereignissen, ihre Beziehungen zu den Zeitgenossen wertvolle und interessante Aufschlüsse hinterlassen, und ihnen schließen sich die Privatleute an, Prosper Ménière, Dr. Véron, Graf Maugny und andere, die als Zuschauer des großen Pariser Lebens lebendig gesehene und amüsante Schilderungen ihrer Tage entwarfen. Da es sich um ein Bild der gesellschaftlichen Zustände handelt, dürfen wir die Damen nicht vergessen, die Herzoginnen von Gontaut-Biron, Abrantès, Dino, Marquise de la Ferronays, die Gräfinnen d'Agoult, Boigne, Tascher de la Pagerie, Madame Carette, Juliette Adam und viele viele andere, die in Erinnerungsblättern, Tagebüchern und Briefen einen reichen, fast überreichen Stoff für die Kulturgeschichte aufgespeichert haben. An erster Stelle muß unter ihnen Adèle Hugo genannt werden mit ihrer warmherzigen und sympathischen Erzählung vom Leben und dichterischen Werden ihres Mannes; bei so vielen der anderen Damen überwiegt das politische Interesse so weit alle anderen, daß man beispielsweise aus dem Journal des Marschall Castellane mehr über Sitten, Gebräuche und Moden erfährt, als aus den Aufzeichnungen der Herzogin von Dino, der Gräfin Boigne und anderer Politik machender Mondänen. Die angeführten Namen bezeichnen

nur einen Bruchteil von jenen, die der Verfasser zu Worte kommen läßt. Er hat absichtlich die Ausländer nicht als Zeugen aufgerufen und nur für zwei Deutsche Ausnahmen gemacht, die beide jahrzehntelang in Frankreich lebten und Land und Leute gründlich kannten, es sind Heinrich Heine, den Thiers einmal den geistreichsten Franzosen seit Voltaire nannte, und Carl Hillebrand.

Da das vorliegende Buch sich nicht an ein gelehrtes Publikum wendet, so erübrigt sich eine Angabe der benutzten Literatur. Es sei dem Verfasser nur gestattet, mit besonderem Danke jene Werke namhaft zu machen, die seine Untersuchungen mehr als viele andere förderten und lohnten. Das sind: Desdevises du Dezert, L'église et l'état en France (Paris 1908); Alfred Rambaud, Histoire de la civilisation contemporaine en France (Paris 1912) und schließlich, und ihnen trägt der Verfasser gern eine ganz eigene Schuld der Bewunderung und der Dankbarkeit ab, die Werke von Emile Levasseur: Histoire des classes ouvrières et de l'industrie en France (Paris 1903); Questions ouvrières et industrielles en France sous la troisième République (Paris 1907); Histoire du commerce de la France (Paris 1912).

In den Illustrationen hat der Verfasser versucht, durch die Auswahl der Bilder das zu zeigen, was Worte immer werden schuldig bleiben müssen: den Eindruck einer vergangenen Zeit so zur Anschauung zu bringen, wie sie wirklich war.

Verfasser und Verleger danken auch an dieser Stelle allen, deren freundliches Entgegenkommen sie bei diesem Unternehmen unterstützte. Ganz besonders fühlen sie sich den Herren Vorständen des Kgl. Kupferstichkabinetts, der Bibliothek des Kunstgewerbemuseums und der Frhrl. v. Lipperheideschen Kostümbibliothek, sämtlich in Berlin, zu Dank verbunden.

Berlin, 24. Dezember 1913.

Max v. Boehn.

DIE RESTAURATION

DIE Alliierten haben Napoleon besiegt, aber sein Sturz war erst in dem Augenblick vollendet, als seine eigenen Geschöpfe, seine Marschälle und Minister den Kaiser verließen. Sie alle wollten ihren Besitz, ihre Titel und Würden, die sie doch allein ihm verdankten, in Ruhe genießen. Sie alle, und rechnet man die Armee ab, das ganze Frankreich mit ihnen, waren müde und erschöpft von den endlosen Kriegen, der ewigen Unruhe, welche die Rastlosigkeit des Kaisers immer von neuem heraufbeschwor. So ging ein Aufatmen der Erleichterung durch das ganze Land, als er beseitigt war, und der Jubel war um so lauter und aufrichtiger, als er schon immer die Hälfte der Nation zu Feinden gehabt hatte: die Frauen. Er nahm im Umgang mit ihnen eine Roheit und Brutalität ohnegleichen an, vielleicht, weil er als Parvenü ohne Manieren sich in ihrer Gesellschaft unsicher fühlte, vielleicht, weil er das Bewußtsein hatte, als Geschlechtswesen ihnen gegenüber in einer bemitleidenswerten Verfassung zu sein. So haßten ihn alle, welche ihm in die Nähe kamen, die anderen aber, denen er Jahr für Jahr Männer, Brüder und Söhne entriß, um sie auf fernen Schlachtfeldern seinem Ehrgeiz zu opfern, fürchteten ihn wie das böse Prinzip, das in ihm Gestalt angenommen zu haben schien. Schon Stendhal bemerkt einmal: „Ohne den Ton Napoleons mit den Frauen hätte man bei der Rückkehr der Bourbonen weit weniger weiße Taschentücher gesehen", und es ist sicher, daß der weibliche Teil der französischen, speziell der Pariser Bevölkerung es gewesen ist, dessen Benehmen den Eindruck des Enthusiasmus hervorrief. Die Herzogin von Gontaut erzählt, daß die verbündeten Monarchen bei ihrem Einzug in Paris von einer Menge eleganter Damen mit den Rufen empfangen wurden: Hoch die Befreier! Nieder mit dem Tyrannen! Das Beispiel, das ein Herr von Vauvineux und ein Montmorency gaben, indem sie ihre weißen Taschentücher an ihre Spazierstöcke banden, wurde im Augenblick befolgt,

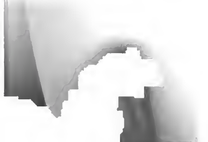
die Schönen schwenkten ihre Tücher, und nicht zufrieden damit, zerrissen sie auch ihre Unterröcke, um Fahnen daraus zu machen. Die Fürstin Talleyrand fuhr in den Pariser Straßen im offenen Wagen umher, den sie mittels weißer Taschentücher zu einer bourbonenfreundlichen Demonstration machte, und Frau von Chateaubriand hatte, wie ihr Mann berichtet, die größte Mühe, ihre Unterröcke und sonstige weiße Wäsche vor den Freunden und Freundinnen zu retten, welche sich derselben zu dem gleichen Zwecke bemächtigen wollten. Der Haß gegen den gefallenen Kaiser war so stark, daß er die Gegner des großen Mannes für jedes andere Gefühl unempfindlich machte. Béranger sah in jenen Tagen mit an, wie legitimistische Herren und Damen feindliche Truppen, die zur Eskorte gefangener Franzosen dienten, mit jubelnder Begeisterung empfingen. Ein ehemaliger französischer Offizier wurde verurteilt, weil er sein Pferd Kosak genannt hatte. „Wie konnten Sie Ihrem Pferde einen Namen geben, der jedem guten Franzosen teuer ist?" rief der Richter aus. Wenn der legitimistische Adel sich im Ausdruck seiner Gefühle so zu den größten Geschmacklosigkeiten hinreißen ließ, hielten sich die anderen Stände, das Bürgertum und die Arbeiter ganz zurück und verrieten in ihrem Verhalten weit mehr Takt. Als die Statue Napoleons von der Säule der großen Armee herabgeholt wurde, hatten sich ein Arbeiter und ein kleiner Kaufmann aus der Vorstadt durch ihren Eifer besonders hervorgetan, der Arbeiter hatte z. B. die Statue geohrfeigt und beide Leute durch ihre würdelosen Späße besonderen Beifall zu erringen gesucht. Der Arbeiter fand keine Beschäftigung mehr, in allen Werkstätten erklärten seine Kameraden, nicht mit ihm zusammen arbeiten zu wollen, er mußte Paris verlassen; der Kaufmann sah seinen Kramladen in dem Viertel, welches er bewohnte, vollständig boykottiert und wurde genötigt, Haus und Geschäft zu verkaufen und seinen Wohnsitz nach einem anderen Stadtteil zu verlegen. Waren die vornehmen Quartiere bei dem Einzug der Fremden und der königlichen Prinzen enthusiastisch, so blieben die Vorstädte kühl und gleichgültig, ihre Bevölkerung wußte von den Bourbonen nichts mehr; erzählt doch Béranger, daß bei dem Einzug Ludwig XVIII. von fünfzig Zuschauern kaum

einer wußte, wie er mit Ludwig XVI. verwandt war. Die gleiche Erfahrung haben auch andere gemacht, wie z. B. André Delrieu, der von Zuschauern den Ausruf hörte: „Bourbons? kenne ich nicht!"

Es ging ein Riß durch die Nation. 1814 sagte Montlosier schon: „Wir haben jetzt zwei Völker in Frankreich, Franzosen und Emigranten." Die Möglichkeit, daß diese beiden sich friedlich miteinander einrichten konnten, war bei dem Unverstand der Emigranten von vornherein nicht groß, sie war vollständig unmöglich geworden nach dem unseligen Intermezzo der hundert Tage. Odilon Barrot nennt mit Recht die Rückkehr Napoleons von Elba das größte Verbrechen seines Lebens, denn diese Tat spaltete Frankreich in zwei getrennte Heerlager, in Feinde, zwischen denen es keine Verständigung, keine Verzeihung gab. Auf der einen Seite alle, die sich als Republikaner fühlten, die dann Anhänger oder wenigstens Diener des Kaisers geworden waren, alle, die durch den Zwang der Tatsachen genötigt, in den letzten fünfundzwanzig Jahren im öffentlichen Leben den verschiedensten Regierungen gedient hatten. Es war ein wohlfeiler Hohn, sie jetzt in einem witzigen Dictionnaire der Wetterfahnen zu verspotten. Wie manchem von denen, die es vorteilhaft fanden, sich nun zur Partei der Unentwegten zu schlagen, mochte es doch innerlich gehen, wie Chateaubriand, der von sich sagte: „Ich bin Royalist aus Überzeugung, Republikaner aus Charakter." Alle diese Männer von 1789, schreibt der Herzog von Broglie, welche die kaiserliche Regierung mehr unterjocht als überzeugt hatte, fürchteten die Rückkehr der Bourbonen mehr als alles andere. Mit Recht, denn ihnen stand auf der Gegenseite die geschlossene Masse der Emigranten gegenüber, eine Armee, die der Haß beseelte und der Eigennutz zusammenhielt. Die Revolution hatte sie ihres Eigentums, ihrer Würden und alten Namen beraubt, hatte ihre Verwandten erschlagen und sie selbst zu einem Bettlerleben in der Fremde genötigt, nun kamen sie zurück und brachten nichts mit als dieselben Vorurteile, mit denen sie doch einst das ancien régime zu Fall gebracht hatten. Sie bildeten sich ein, Frankreich erobert zu haben, urteilte Odilon Barrot, und behandelten es wie ein besiegtes Land, anstatt sich so

gut oder schlecht wie möglich mit der neuen Gesellschaft zu vertragen, die in Gesetzen und Sitten während ihrer Abwesenheit eine ganz andere geworden war. Sie wollten sich aber gar nicht vertragen, sondern wie ihr König seinen ersten Erlaß aus dem neunzehnten Jahre seiner Regierung datierte und damit kundgab, daß er alles, was sich zwischen seiner Abreise und seiner Heimkehr ereignet hatte, als nicht geschehen betrachtete, so ignorierten auch sie alles, was zwischen einst und jetzt lag, und beanspruchten die vollständige Wiedereinsetzung in ihre Güter und Ämter. Die Güter waren als Nationaleigentum konfisziert und verkauft worden, die Ämter, soweit sie überhaupt noch in der alten Art bestanden, mit anderen besetzt, Erwägungen, die ihnen durchaus kein Kopfzerbrechen verursachten. Jules de Polignac, der später als Minister Karls X. eine so unheilvolle Rolle spielte, vertraute der Gräfin Boigne an, er halte es für das einfachste, die alten Besitzer mit Waffengewalt auf ihre Schlösser zurückzuführen, und ein adliger Freund aus dem Vivarais belehrte den Grafen Puymaigre, die Charte brauche nur aus zwei Artikeln zu bestehen: 1. In Frankreich ist alles wieder hergestellt, wie am 13. Juli 1789. 2. Die Minister sind mit der Ausführung beauftragt. Diese ungemessenen Ansprüche beunruhigten um so mehr, als sich die Regierung anschickte, sie zu erfüllen, und die häufig gehörte Bemerkung: Dazu ist es noch nicht Zeit, auch in die Zukunft schwarze Schatten der Sorge und Unruhe warf. Die unfähigsten Menschen, erzählt Graf Puymaigre, wurden Präfekten, Emigranten, die man niemals im Feuer gesehen hatte, erhielten Regimenter. Zum Ingrimm der Militärs, wie des Grafen Castellane, wurden Generale ernannt, denen man die Jahre der Emigration, die sie irgendwo gefaulenzt hatten, als Dienstjahre anrechnete. Ein Adliger, der 1789 Eleve gewesen war, verlangte, zum Kontreadmiral ernannt zu werden; denn ohne die Revolution, und wenn er gedient hätte, würde er jetzt diese Charge bekleiden. Der Minister Vitrolles half sich in diesem Falle, indem er dem Bittsteller erklärte, er würde seine Bitte selbstverständlich erfüllen, aber er schiene ganz vergessen zu haben, daß er ja als Kapitän bei Trafalgar geblieben sei. Baron Montyon, der bekannte Philanthrop und Stifter des nach ihm benannten





Tugendpreises, schrieb 1815 seinem Verwalter, zwar habe er das Recht, von seinen Pächtern neunundzwanzig Jahre Rückstände einzufordern, er werde sich aber mit fünf begnügen.

Wenn die Emigranten und der ganze alte Adel, auch der nicht Emigrierte gehörte jetzt zu ihnen, durch ihre Ansprüche allgemeine Beunruhigung erregten, so verfehlten sie nicht, durch ihren Dünkel auch jene zu verletzen, die vielleicht direkt nichts von ihnen zu fürchten hatten. In den Jahren der Republik und des Kaisertums war das Bürgertum, der berühmte Tiers état von 1789, zu Reichtum und Ansehen gelangt, neben ihm ein neuer Adel, der Schwertadel Napoleons, groß geworden. Beide hatten in Staat und Gesellschaft eine Rolle gespielt, beide sahen mit Mißtrauen auf den gespenstischen Schwarm, der sich mit längst vergessen geglaubten Vorurteilen und mit längst verjährten Ansprüchen auf Frankreich stürzte. Diese auch in ihrem Selbstgefühl zu kränken, schien eine Lieblingsaufgabe der Heimkehrenden. Daß alle Hofchargen mit den Trägern der historischen Namen des alten Frankreichs besetzt wurden, ist selbstverständlich; diese Posten der höheren Hofdienerschaft waren ihr natürliches Erbe, äußert doch Chateaubriand einmal: „Dringt in die Seelen dieser Leute mit alten Wappen und ihr werdet Bediente finden." Alle diese Lakaien, die sich nur durch mehr oder weniger Goldstickerei auf ihrem Frack unterschieden, waren aber darin einig, daß sie den Vertretern des Bürgertums oder des napoleonischen Adels, soweit diese das Unglück hatten, mit dem Hofe in Berührung zu kommen, bei jeder Gelegenheit kleine Nadelstiche versetzten. Als einmal bei einem Hoffeste die Frauen der Marschälle Napoleons versammelt waren, alle mit Herzogstiteln geschmückt, die ihre Männer auf den Schlachtfeldern von ganz Europa erworben hatten, fragte jemand, wer diese Damen seien. „Wer kennt diese Personen?" war die Antwort. „Es sind Marschallsfrauen." Bei dem Fest, das die Stadt Paris dem König im Rathaus gab, sollten sechsunddreißig Damen an der Tafel des Königs speisen. Nur zwei Bürgerliche und fünf aus dem neuen Adel wurden dieses Vorzugs gewürdigt, die neunundzwanzig anderen wurden aus dem Hofadel gewählt, die Frauen der Festgeber aber gänzlich ignoriert. Aus Toulouse schreibt Frau

von Rémusat, die einstige Palastdame der Kaiserin Josephine, köstliche Briefe an ihren Sohn in Paris. Die gute Gesellschaft in Toulouse lebt mit ihr auf dem qui vive, denn diese Adligen sind stolz darauf, sich im Dienste Bonapartes nicht beschmutzt zu haben, und dabei findet Herr von Rémusat das ganze Archiv der Präfektur voller Bettelbriefe dieser selben Leute, die unter dem Kaiserreich nichts erreichen konnten. Eine Dame der Gesellschaft in Toulouse veranstaltet Bälle der Reinen, d. h. solcher, die in den letzten fünfzehn Jahren nichts getan, aber alles gelassen hatten. Die Unfähigkeit der Emigranten, die zu wichtigen Stellen befördert worden waren, trat bei jeder Gelegenheit zutage. So ließ der Abbé de Montesquiou, der Minister des Inneren, die Depeschen des Herrn von Bouthillier, der ihm als Präfekt des Departements Var genaue Mitteilungen über die Pläne zugehen ließ, die Napoleon auf Elba schmiedete, zwei Wochen uneröffnet liegen, und hätte durch rechtzeitige Maßnahmen das Unglück der Rückkehr des Korsen wahrscheinlich verhindern können.

Waren die Legitimisten schon 1814 unmäßig und unvernünftig in ihren Forderungen, so kannte ihre Wut nach den hundert Tagen überhaupt keine Grenzen mehr. „Es herrschte eine wahre Epidemie der Rache“, bemerkt die Gräfin Boigne. Kaum verbreitete sich die Nachricht von dem für Frankreich so unglücklichen Ausgang der Schlacht von Waterloo, so brach im Süden der weiße Schrecken aus, ein royalistisches Gegenstück zu dem Schreckensregiment der Terroristen. Am 25. Juni 1815 begann der Pöbel in Marseille die Niedermetzelung der Bonapartisten, am 15. Juli überfielen die „Freiwilligen des Königs“ die Stadt Nîmes und wüteten gegen die Protestanten, am 15. August wurde Marschall Brune in Avignon, am 17. August General Ramel in Toulouse ermordet. Mörderbanden durchzogen ungehindert von der Obrigkeit die Provence und das Languedoc und ließen ihre patriotische Wut an Bonapartisten, Republikanern und Protestanten aus. Der Marquis de Labedoyère, zu Napoleon übergegangen, wurde am 15. August standrechtlich erschossen, der Marschall Ney in seinem Versteck, dem Schloß Bessonis in der Auvergne, verraten und gefangen, am 7. Dezember ebenfalls erschossen. Diese gesetzlich autorisierten

Morde waren Handlungen einer Rache, die nicht nur unedel, sondern auch höchst unklug war, die Royalisten aber, die eben eingesehen hatten, auf wie schwachen Füßen das Königtum der Bourbonen stand, die zwar triumphierten, aber das Gefühl der Schwäche nicht verbergen konnten, schwelgten nun in ihrer Rache mit einer Leidenschaft, der jedes Gefühl für Ehre und Würde fehlte. Graf Girardin rühmte sich gegen die Gräfin Boigne, er sei 1815 nur in die Dienste Napoleons getreten, um ihn desto besser verraten zu können; im Prozeß gegen den Marquis de Lavallette war der wichtigste, beinahe einzige Anklagepunkt der Vorwurf, er habe einem gewissen Mr. Ferrand einen Paß ausgestellt. Dieser selbe Ferrand, dem Lavallette dadurch das Leben gerettet hatte, machte sich zum Hauptzeugen gegen den Angeklagten und erzielte seine Verurteilung zum Tode. Im Prozeß gegen Ney war General Bourmont, derselbe, der am Vorabend von Waterloo aus der französischen Armee zum Feinde desertiert war und die Pläne der Franzosen mitgenommen hatte, der Ankläger. Er verlas die Proklamation, die der unglückliche Marschall an seine Truppen erlassen hatte, um sie zu Napoleon überzuführen, einen Erlaß, den er, Bourmont, geständlich seinerzeit selbst verfaßt hatte, und bewirkte dadurch das Todesurteil. Es war ein Wettlaufen ohne Scham und Scheu um die Gunst der neuen Herren, ehrlos bei den einen, lächerlich bei den anderen; wie eine Postmeistersfrau in Roye, als der König bei der Rückkehr aus Gent diesen Ort passierte, sich bei Chateaubriand förmlich entschuldigte, daß sie wegen ihrer Königstreue nicht guillotiniert worden sei. Wie gefährlich auch dies ganze Treiben sein mochte, es forderte doch noch mehr zum Spott heraus. In den ersten Tagen des wiederhergestellten Königtums, als Paris von Trägern der Uniformen des ancien régime wimmelte, maskierten sich einige junge Offiziere, die Herren Jacqueminot, Lawoestine, Lecoulteux, Canteleu, Duchamp u. a. als Voltigeurs Ludwigs XIV., wie man diese alten Herren spöttisch nannte, und machten sie auf der Promenade, in den Kaffeehäusern und anderen öffentlichen Orten durch ihre Affektation und ihre übertriebenen Reden lächerlich. Während der hundert Tage pflegte man auf der Straße den Leuten des ancien régime zuzurufen: „Der König erwartet Sie in Koblenz!" Unend-



lich war die Zahl der Karikaturen und Spottbilder, die sich mit den Emigranten beschäftigten. Der „Nain jaune“, ein gern gelesenes antibourbonistisches Blatt, schuf im Herrn de la Jobardière den Typ des unverbesserlichen alten Adels und in dem Orden des Löschhütchens eine Satire, die alle Lacher auf die Seite der witzigen Zeitung brachte. Unvergessen sind noch heute die Gestalten, in denen Béranger die ganze Unverträglichkeit dieser Erscheinungen mit der modernen Welt aufdeckte, der Marquis von Carabas und die Marquise de Prétentailles.

Das, was die Emigranten oder, genauer gesagt, die Legitimisten, die Anhänger des alten Frankreich, so gefährlich machte, war der Umstand, daß sie weniger als das Gefolge der Fürsten erschienen, um die sie sich scharten, als vielmehr die Drahtzieher dieser fürstlichen Puppen waren, denn diese Prinzen waren in der Tat eine überaus traurige Gesellschaft. Der Klügste von ihnen war ohne Zweifel der König Ludwig XVIII., diejenige, welche die meisten Sympathien fand, die Herzogin von Angoulême, aber wie wenig waren auch sie geeignet, das so rasch für die Bourbonen aufgeloderte Feuer der Zuneigung zu unterhalten und zu nähren. „Niemals“, bemerkt Gräfin Boigne, „haben diese Prinzen begriffen, daß sie eine verantwortliche Stellung einnahmen, die ihnen Arbeit und Pflichten auferlegte.“ Die legitimistische Presse und Literatur gab sich alle mögliche Mühe, sie dem Volke sympathisch zu machen. Die Herzogin von Abrantès schreibt in ihren Erinnerungen: „Immer war dieser arme Heinrich IV. da, um zum Vergleich herangezogen zu werden. Der Herzog von Angoulême war devot, also hieß er der Sproß des heiligen Ludwig, der Herzog von Berry hatte Neigungen für ein vergnügtes Leben, also stammte er von Heinrich IV. ab, der Graf von Artois war in seiner Jugend ein arger Schürzenjäger gewesen, also mußte er mit Franz I. verglichen werden.“ Den meisten Vorteil aber glaubte die Partei aus der Person der Herzogin von Angoulême ziehen zu können, sie war ja die „Waise des Tempels“, und ihr Schicksal mit seinen geradezu unwahrscheinlichen Peripetien sprach am stärksten zum Gefühl. Am 17. Mai 1814 wurde in der Oper Ödipus auf Kolonos gegeben. Alle Damen waren weiß gekleidet mit weißen Federn und weißen Blumen. Als der Name



Antigone vorkam, ergriff der König die Hand der Herzogin und führte sie an die Brüstung der Loge, sie so dem Publikum gewissermaßen vorstellend. Lautes Weinen und Schreien erfüllte das Haus und ließ alle Herzen für die vielgeprüfte Frau schlagen. Wie groß aber auch das Mitgefühl für die Tochter Marie Antoinettes sein mochte, auf die Dauer genügte es doch nicht, um ihr Liebe und Anhänglichkeit zu erwerben oder zu erhalten. Der Charakter der Herzogin von Angoulême war durch all das Furchtbare, das sie erlitten hatte, in hohem Grade verdüstert und ernst geworden, sie konnte, auch, nachdem das launische Glück ihre Familie auf den Thron zurückgeführt hatte, die herben Erfahrungen ihrer Jugendjahre nicht vergessen. Ihr Wesen, wie es z. B. Herr von Cussy schildert, war abstoßend, das Gesicht steinern, die Miene hochmütig, die Stimme rauh und männlich, die Haltung ohne jede Grazie. Wer sie nur zufällig sah, wie etwa Appert, dem fiel ihre unglaublich geschmacklose Toilette auf, auch fehlte ihr die Gabe, freundliche oder verbindliche Worte für die Damen zu finden, die ihr vorgestellt wurden. Sie verschloß sich förmlich in ihren Erinnerungen, ihr Salon war gefüllt mit den



Buguet. König Ludwig XVIII. Nach dem Stich von Bertrand.





Richomme. Die Herzogin von Angoulême.

Andenken an die Angehörigen, die ihr die Revolution auf so grausame Art entrissen hatte. Da waren Reliquien ihres Vaters, ihrer Mutter, ihrer Tante Elisabeth, ihres Bruders, und inmitten derselben lebte sie mehr in den Tagen des Schreckens von einst, als in denen des Glanzes von heut. Sie war überaus wohltätig. So löste sie z. B. selbst die Wachssiegel von ihrer Korrespondenz, ließ das Wachs wieder einschmelzen und erzielte aus dem Verkauf tausend Franken, die sie einer armen Familie zukommen ließ. Aber sie gab nur notorisch Frommen, denn sie gehörte, wie ihr Gatte, zu den Extremen der klerikalen Partei. Der Herzog von Angoulême war körperlich und geistig weit unter dem Durchschnitt der Mittelmäßigkeit. Ein unansehnliches, häßliches, kleines Männchen nennt ihn Gräfin D'Agoult, von nervösen Zuckungen hin und her gerissen, immer Gesichter schneidend. Es kostete ihm Mühe zu sprechen, und wenn er einen Salon betreten hatte, erzählt Gräfin Boigne, so schien seine einzige Sorge zu sein: wie komme ich wieder heraus? Seine geistige Verfassung machte auf Appert den Eindruck des Schwachsinns; Castellane, der ihn als Soldaten beobachtete, bemerkt, daß der Herzog nur den Umgang mit Subalternen liebte. Als ihm Graf Osmond die Nachricht von der Landung Napoleons überbrachte, schwieg er lange, dann fragte er den Überbringer: „Wie kommen Sie dazu, Nadeln an den Fangschnüren zu tragen? Das dürfen nur die Adjutanten königlicher Prinzen."

Der Herzog von Berry, der jüngere Bruder Angoulêmes, war zwar in allem das Gegenteil von ihm, beiden aber galt der Seufzer

Chateaubriands: „die schlechte Erziehung unserer Prinzen der älteren Linie machte sie unfähig, Widerspruch zu ertragen, sich auszudrücken wie alle Welt und unter Menschen Mensch zu sein.“ Als der Herzog von Berry 1814 heimkehrte, empörte er die alten Militärs, wie Castellane, durch die törichten Reden, die er hielt, und durch hundert Dummheiten und Taktlosigkeiten, die er beging. Als ein Offizier ihn um das Ludwigskreuz bat, auf das er durch einen Dienst von dreißig Jahren ein Anrecht zu haben glaubte, fuhr er ihn an: „Dreißig Jahre Dienst, dreißig Jahre Räuberbande!“ Er glaubte Napoleon zu ähneln, wenn er den brüsken Ton des Kaisers annahm, und machte doch nur den Eindruck eines Schuljungen, der eben in die Ferien entlassen ist. Im übrigen war er lebhaft, konnte sehr liebenswürdig sein und war, was die Franzosen immer sympathisch berührt, ein so großer Freund des schönen Geschlechts, daß er, wenn Herr von Cussy recht berichtet ist, bei seinem Tode außer seiner Gattin auch noch acht andere Damen in interessanten Umständen zurückließ. Die Herzogin von Berry stammte aus der neapolitanischen Linie der Bourbonen und war, was man in Frankreich so hübsch une jolie laide nennt. Sie schielte, hatte unfeine Züge, und ihre einwärts gestellten Füße raubten ihrer



Gérard. Die Herzogin von Berry mit dem Herzog von Bordeaux und Mademoiselle, der späteren Herzogin-Regentin von Parma. 1822. Nach dem Stich von Caron.



Gosse. Allegorie auf die Geburt des Herzogs von Bordeaux.

Haltung jede Grazie; Castellane erschrak, als er sie zum ersten Male sah. Sie war bei ihrer Ankunft in Frankreich so vollständig unwissend, daß sie, wie die Gräfin Boigne bemerkt, kaum lesen konnte. Sie akklimatisierte sich aber überaus rasch, und wenn irgend jemand von ihrer Familie wirklich populär wurde, so war sie es. Sie war jung und unbeschwert von traurigen Erinnerungen, außerordentlich lebenslustig, sie lebte nur, um das Leben zu genießen.

Der Vater der Herzöge von Angoulême und Berry, damals noch Graf von Artois, später als König Karl X. genannt, war in seiner Jugend einer der leichtfertigsten und ausschweifendsten Kavaliere des alten Hofes. Als mit den schwindenden Körperkräften die Tugend zunahm, wurde er fromm, ja er kam aus dem Exil so bigott zurück, daß die Pariser in allem Ernst glaubten, er habe die Priesterweihe empfangen und lese jeden Morgen in den Tuilerien die Messe. Die Legitimisten waren eifrig bemüht, dem Thronfolger, der so ganz ein Mann nach ihrem Herzen war, eine Legende zu schaffen. Graf Beugnot erfand auf Talleyrands Wunsch nach dem Einzug des Prinzen das berühmte Wort: „Es gibt nur einen Franzosen mehr", das Artois auf die Anrede der ihn begrüßenden Stadtväter geantwortet haben sollte. Seine Manieren waren ebenso vornehm wie seine Gesinnung, auch die erbittertsten Feinde Karls X. haben den wirklich vornehmen Charakter des Mannes willig anerkannt. Sein ganzes Unglück war Prinz zu sein, also unwissend zu sein, und zu bleiben. Graf Puymaigre, ein Legitimist pur sang, muß zugeben, daß Karl X. furchtbar wenig arbeitete und nie mit ernsten Dingen beschäftigt war. Er gefiel sich nur in der Gesellschaft mittelmäßig begabter Persönlichkeiten und war so mit prinzlichen Vorurteilen

erfüllt, daß er dem Herzog von Orléans, der bei der Nachricht von der Landung Napoleons Bedenken über die Haltung des Südens äußerte, antwortete: „Sie hätten nur sehen sollen, wie man mich soeben in Grénoble aufgenommen hat!" Er nahm das Geschrei des Hurrapöbels für eine ernsthafte Äußerung der Volksstimmung. Solche Fehlschlüsse hätten seinem Bruder, dem König Ludwig XVIII., niemals passieren können.



Karl X. Nach dem Stich von Garnier. Gemalt von Gérard.

Ludwig XVIII. war ein kühler und klarer Kopf, der als Voltairianer emigriert war und als Skeptiker aus dem Exil zurückkehrte. Seine Impotenz schützte ihn vor Leidenschaften jeder Art, die Unbeweglichkeit, zu der ihn die Gicht verurteilte, hatte ihn wohl oder übel zum Philosophen gemacht. Er war ein Schöngeist alten Stils, machte sorgfältig ausgeklügelte Bonmots und beschäftigte sich mit schöner Literatur. Er begleitete die Oden Viktor Hugos mit puristischen Anmerkungen, las Horaz und brachte gern lateinische Zitate an. Wenn er auch der einzige seiner Familie war, der mit der Revolution paktierte, er oktroyierte die Charte, so lebte doch auch in seiner Seele noch so viel Absolutismus der alten Zeit, daß er Handlungen beging, welche nicht nur große und berechtigte Mißstimmung erregten, sondern welche in ihren Nachwirkungen schließlich der älteren Linie Bourbon den Thron gekostet haben. Er datierte seinen ersten Erlaß aus dem neunzehnten Jahr seiner Regierung, ein absolut kindischer Akt, der das Geschehene nicht ungeschehen machen konnte, der ganz Europa zum Lachen brachte, Frankreich aber sofort mit Besorgnis vor

seinen Absichten erfüllte. Als er den verbündeten Monarchen ein Diner in den Tuilerien gab, nahm er den Vortritt vor seinen Gästen. Weit schlimmer aber war noch, daß er das Lilienbanner seiner Vorfahren wieder annahm und die Trikolore, in deren Zeichen die französischen Heere ganz Europa besiegt hatten, in Acht und Bann tat. Dadurch schied er sich von der neuen Generation, die groß geworden war unter dem dreifarbigen Banner, dem „Regenbogen der Freiheit", den Casimir Delavigne in so feurigen Worten besang, und richtete zwischen den Bourbonen und der Zukunft Frankreichs eine unübersteigliche Mauer auf. Ludwig XVIII. war Freidenker, aber wie Gräfin Boigne schreibt „überzeugt, daß, wenn der gute Gott wirklich existiert und sich überhaupt mit irgend etwas beschäftigt, dieser Gegenstand nur das Haupt des Hauses Bourbon sein könne". Als er dann einen offenen Brief an den Prinzregenten von England schrieb: nächst Gott verdanke er ihm seine Krone, da beleidigte er das französische Nationalgefühl in der empfindlichsten Weise, und dieser Schritt, der im Grunde mehr als Feindseligkeit gegen die Monarchen der Heiligen Allianz gedacht war, denn als Freundlichkeit gegen England, entfremdete ihm wieder alle, die er eben erst durch die Verleihung der Charte gewonnen hatte. Auch darin, daß er die Verfassung dem Lande aus eigener königlicher Machtvollkommenheit verlieh, daß er die Verfassung, durch die er selbst seine Rechte erheblich einschränkte, dem Lande aufdrängte und Wert darauf legte, daß sie aus königlicher Gnade freiwillig gegeben, nicht mit dem Volke beraten sei, verriet Ludwig XVIII. sein innerstes absolutistisches Fühlen; er gab ein Geschenk als Souverän, aber er ging mit seinem Volke keinen Vertrag ein. Dieser Umstand ließ die berühmte Charte von 1814 den Franzosen von vornherein weniger annehmbar erscheinen, als sie es verdient hätte.

Schon vor seinem Einzug in die Hauptstadt erließ Ludwig XVIII. am [illegible] in St. Ouen aus eine Erklärung, mit der er seinen [illegible] eine Verfassungsurkunde [illegible]. Diese berühmt gewordene Deklaration von St. Ouen [illegible] von 1789 [illegible] Fran-



Delaroche. Napoleon in Fontainebleau. 1814.



heit der Öffentlichkeit und der Persönlichkeit, Freiheit der Presse und der Kulte, Unverletzlichkeit des Eigentums, Ministerverantwortlichkeit, Unabsetzbarkeit der Richter, Unabhängigkeit der Justiz, ferner garantierte sie die öffentliche Schuld und die Zulässigkeit aller Fran-



Die Deputiertenkammer in Paris. 1828.
Nach dem Stich von David.

zosen zu allen öffentlichen Ämtern. Die Charte vom 4. Juni desselben Jahres gab in der Schaffung einer Volksvertretung ein Unterpfand für die Ausführung dieser Versprechungen. Sie schuf zwei Kammern, eine der Pairs und eine der Volksvertreter. Die Pairs ernannte der König nach eigenem Belieben. Am 19. August 1815 machte eine königliche Ordonnanz die Pairie erblich und verband mit jedem ihrer Sitze einen oder den anderen Titel der alten Aristokratie, so daß im Oberhaus nur Herzöge, Marquis, Grafen und Barone saßen. Die Erblichkeit war eine notwendige Vorbedingung der Unabhängigkeit ihrer Mitglieder. „Unter der Restauration", schreibt Gräfin D'Agoult einmal, „war ein Sitz in der Pairskammer der Traum und der brennende Ehrgeiz jeder vornehmen Familie." Die Deputiertenkammer wurde gewählt, und das war ein großer Fortschritt in freiheitlicher Richtung gegen das Kaisertum, das die Mitglieder seiner gesetzgebenden Körperschaft ernannt hatte. Die Wahl war allerdings noch sehr beschränkt, Wähler konnte nur der sein, der 30 Jahre alt war und 300 Frank direkte Steuern zahlte, gewählt werden nur jemand, der 40 Jahre alt war und 1000 Frank direkte Steuern zahlte. Man darf also den Ausdruck „Volksvertretung" nur cum grano salis verstehen, das Volk war unter Wählern und Gewählten überhaupt nicht vertreten, nicht nur die unteren Stände, sondern auch der Mittelstand war von den Kammern völlig ausgeschlossen. Es gab unter diesen Umständen damals in ganz Frankreich nur

90 000 Wähler und nur 15 000 Männer, die gewählt werden konnten. Die Deputierten wurden für fünf Jahre gewählt, jedes Jahr sollte ein Fünftel von ihnen ausscheiden und neu gewählt werden. 1824 beschloß die Kammer, ihre Dauer auf sieben Jahre zu erhöhen, den jährlichen Wechsel abzuschaffen und alle sieben Jahre eine völlige Neuwahl anzuordnen.

Die Rechte, welche beiden Kammern eingeräumt wurden, bestanden einmal darin, daß keines ihrer Mitglieder während der Dauer der Sessionen gerichtlich verfolgt werden durfte, ohne daß das betreffende Haus ausdrücklich die Erlaubnis dazu erteilt hätte, dann im Umfange dessen, was ihrer Entscheidung unterlag. Die Regierung legte die Gesetze vor, die Kammern beschlossen über sie, und der König hatte sie nur zu bestätigen, keine Steuer durfte ohne die Zustimmung der Kammern erhoben werden. Die Minister waren beiden Häusern verantwortlich, die Deputierten konnten sie jederzeit in Anklagezustand versetzen, dann stand den Pairs das Urteil über die Angeklagten zu. Durch alle diese Bestimmungen legte der König die Grundlagen der parlamentarischen Regierung und gab dem Volke, mit dem er von nun an die Herrschaft teilte, die notwendigen Garantien gegen die Willkür des Absolutismus. Die Verleihung der Verfassung war ein Akt höchster Klugheit Ludwigs XVIII.; ohne eine solche würde er niemals auf den Thron gelangt sein, denn wie der Herzog von Broglie bemerkt, war „Verfassung“ damals das große Zauberwort des Augenblicks, mit dem sich jedermann beschäftigte. Selbst Napoleon, der doch als unbeschränkter Diktator gewaltet hatte, konnte sich bei seiner Rückkehr von Elba dieser Strömung nicht entziehen. Nach Chateaubriand habe er entsetzt ausgerufen: „Wie haben die Bourbonen mir in den wenigen Monaten Frankreich zugerichtet! Jahre werde ich brauchen, um es wiederherzustellen!“ Dann aber, da auch ihm immer von Konstitution und Freiheit geredet wurde, „verschlang er die bittere Pille mit großer Grazie“ und beauftragte Benjamin Constant mit der Anfertigung einer Zusatzakte, welche die bourbonische Charte nur unwesentlich modifizierte, durch das rasche Ende, das seine Regierung nahm, aber gar nicht zur Wirkung gelangte. Unter den der Öffentlichkeit erteilten Rechten fehlten in



der Charte von 1814 als wichtigste das Versammlungs- und das Vereinsrecht. Die Bildung von Vereinen und die Versammlung von mehr als zwanzig Personen zu einem bestimmten Zweck blieben wie unter dem Kaiserreich verboten und waren von einer vorgängigen Erlaubnis der Regierung abhängig.

Das öffentliche politische Leben Frankreichs war auf einen sehr engen Kreis beschränkt, denn da auch die Deputierten für ihre Tätigkeit keinerlei Entschädigung erhielten, spielte es sich ausschließlich unter Reichen ab. Das hat indessen nicht gehindert, daß die Politik alle anderen Interessen in den Hintergrund drängte, daß die Politik den geistigen Horizont jener, die sich mit ihr beschäftigten, immer mehr einengte und den Standpunkt verschob, von dem aus Kunst, Wissenschaft, Literatur und Leben angesehen und beurteilt wurden. Schon 1815 schreibt Charles de Rémusat an seine Mutter: „Die Politik verzehrt alles, die Frauen schweigen, das ist heute ihr Los", und der Prinz von Joinville bemerkt in seinen Erinnerungen an diese Jahre: „Politische Unterhaltung vor 1830? Wo sprach man nicht von ihr, es war eine Krankheit." Wenn man die Memoiren dieser Zeit durchliest, und die französische Literatur ist ja an solchen überaus reich, so wird man mit einem gewissen Erstaunen gewahr, einem Erstaunen, dem sich häufig genug ein lebhaftes Bedauern beimischt, welchen breiten Raum die politischen Erörterungen in ihnen einnehmen. Daß Staatsmänner wie Guizot, Broglie, Chateaubriand, Odilon Barrot u. a. jede Rede, die sie gehalten, jede Depesche, die sie geschrieben, für ungemein wichtig halten, mag ihnen verziehen werden, aber auch Laien legen Dingen wie Ministerwechseln, Kammerreden u. dgl. eine Bedeutung bei, die wir heute gar nicht mehr verstehen. Castellane entschuldigt sich 1829 in seinem Tagebuch vor sich selbst, er habe so viel Dienst gehabt, daß es ihm nicht möglich gewesen sei, die Veränderungen, die im Ministerium eingetreten seien, zu notieren; die Herzogin von Dino, die Gräfin Boigne, Damen, in deren Erinnerungen man ganz andere Dinge zu finden hofft, als das leere Stroh der Politik, widmen ihr nicht nur Seiten, sondern ganze Bogen. Das beweist, wie außerordentlich groß das Interesse an allem war, was in den Kammern verhandelt wurde. Das politische Leben der Nation war von dem Gewalt-

menschen auf dem Kaiserthron so lange unter hartem Druck gehalten worden, daß es in dem Augenblicke, der es entfesselte, auch alle Bande zu sprengen drohte. Die parlamentarischen Kämpfe tobten sofort mit einer Leidenschaft und Vehemenz, daß die Regierung über ihre Maßlosigkeit erschrak und die Kammern, die doch auf fünf Jahre gewählt sein sollten, 1815 und 1816 auflöste, so daß keine von ihnen auch nur ein Jahr getagt hat. Die Arena war nicht so bald geöffnet, als die Parteien sich auch schon gerüstet in ihr gegenüberstanden und sich mit einem Haß, mit einer Erbitterung bekämpften, welche bewies, daß sich hier zwei Weltanschauungen begegneten, die unversöhnlich waren. Auf der einen Seite stand in den Legitimisten eine Partei, die im modernen Frankreich fremd geworden war und sich von vornherein als prinzipieller Feind eines konstitutionellen Staatswesens bekannte. Sie wollten ohne alle Umschweife das Frankreich wiederherstellen, wie es vor dem Juli 1789 bestanden hatte. Ihr Rückhalt war der Graf von Artois und die ganze Koterie seiner Höflinge, überhaupt die ganze aristokratisch-feudale Gesellschaft, die im Pavillon Marsan der Tuilerien, wo der Bruder des Königs wohnte, verkehrte. Wie sie Feinde der Charte waren, so waren sie auch Gegner des Königs, der sie erteilt hatte. Ludwig XVIII. war ihnen nicht royalistisch genug, und da sich nun um den König jene Legitimisten scharten, die für Gründe der Vernunft zugänglich waren, so war der Krieg zwischen dem Pavillon de Flore, in dem der König residierte, und dem Pavillon Marsan seines Bruders zwar nicht offen, aber im geheimen um so erbitterter und giftiger. Man unterschied wie die Gräfin Boigne sorgfältig zwischen den Royalisten des Königs und den Royalisten des Grafen Artois.

Ihren mächtigsten Verbündeten fanden die Legitimisten in den Klerikalen. Es war das erstemal in der Ära der parlamentarischen Regierungen, daß die Heiligen und die Ritter sich begegneten, daß Thron und Altar zusammenstanden. Ludwig XVIII. hielt an der Fiktion fest, seine Krone von Gott empfangen zu haben, und mehr noch als der König betonten sein Bruder und dessen Anhang den göttlichen Ursprung des Herrscheramtes der Bourbonen. Vor der Revolution war der Thron des heiligen Ludwig der natürliche Stütz-

punkt der französischen Geistlichkeit gewesen. Sie hatte sich in ihrer überwiegenden Mehrzahl zu den Grundsätzen des Gallikanismus bekannt, wie ihn die berühmt gewordene Erklärung vom Jahre 1682 formulierte. Sie stellte die Konzile über den Papst und bewahrte der französischen Kirche eine große Selbständigkeit gegenüber dem römischen Stuhl. Seit die Revolution Thron und Kirche miteinander umgestoßen hatte, war der Geistlichkeit dieser Rückhalt verloren gegangen, sie begann nach Rom zu blicken und sich auf den engen Zusammenhang mit ihrem geistlichen Oberhaupt zu besinnen. Dieses Gefühl wurde stärker, seit durch das Konkordat von 1801 und die Maßnahmen Napoleons der Geistliche nichts mehr war als der Beamte, den der Staat mit der Verwaltung der Religion beauftragte. Die Freiheit, welche der neue konstitutionelle Staat allen Bekenntnissen gewähren mußte, raubte der katholischen Religion die Ausnahmestellung, welche sie bis 1789 als einzig anerkannte Staatsreligion genossen hatte. So konnte der Klerus in einem König, der gezwungen war, Ketzer und Juden nicht nur zu dulden, sondern ihnen sogar gleiche Rechte zu gewähren wie den Katholiken, nicht mehr seinen natürlichen Beschützer erblicken, er legte ganz von selbst die Allüren des Gallikanismus ab und wurde römischer, als er es je in der Vergangenheit gewesen. Der Ultramontanismus erhob sein Haupt in Frankreich.

Zwei geistige Strömungen haben zu dem Erstarken des Klerikalismus beigetragen. Die eine war rein ästhetischer Natur und trat erstmals in dem großen Erfolg zutage, mit dem Chateaubriands Geist des Christentums aufgenommen wurde. Dieses Buch sprach einem Geschlecht von Ungläubigen von der hohen Schönheit der Religion Christi. Der blendende Stil, in dem es geschrieben war, die Fülle köstlicher Bilder, deren sich der Verfasser bediente, entzückten die Gebildeten und begannen langsam den Unglauben als unschön und unästhetisch empfinden zu lassen. Dann fiel in die Gesellschaft, die von Weltereignissen erschüttert war, die wie ein furchtbares Ungewitter sich Schlag auf Schlag über ihr entladen hatten, wie ein Blitz das Buch, mit dem Lamennais 1818 seine Laufbahn begann: „Versuch über die Gleichgültigkeit in Fragen der Religion.“ Hier verkündete ein überzeugter Katholik in einer

Sprache von feuriger Leidenschaftlichkeit seinen Glauben an die allein seligmachenden Wahrheiten der Kirche und riß selbst die Lauen und die Zweifler mit sich fort. „Einen Donnerschlag aus bleiernem Himmel“, nannte Maistre das Buch, von dem in kürzester Zeit 40000 Exemplare verkauft waren. Man feierte den Verfasser als den letzten Kirchenvater, und es fehlte nur wenig, so wurde der glänzende Schriftsteller Kardinal der römischen Kirche. Die andere Strömung war rein politischer Natur und entsprang der ganz nüchternen Erwägung, daß die Religion der beste Gendarm ist. Chateaubriand, Bonald, Joseph de Maistre u. a. haben in diesem Sinne die Papstkirche verherrlicht, weil sie in ihr das tauglichste Werkzeug erblickten, mit dem die niederen Klassen zu Gehorsam und Autoritätsglauben zurückgeführt werden könnten. So wirkten die verschiedensten Umstände zusammen, um den modernen Klerikalismus entstehen zu lassen, jene unlautere Verschmelzung von Politik und Religion, die das Christentum als willkommenen und immer wirksamen Vorwand weltlicher Zwecke zu benutzen versteht.

Die Bourbonen waren kaum zurückgekehrt, so erhob auch schon der Klerus sein Haupt und machte seine Ansprüche mit jenem Eifer geltend, der über die Erde gebieten zu können glaubt, weil ihm der Himmel gehört. Das Kaiserreich hatte die Geistlichkeit auf die Kirchen beschränkt und Umzüge verboten, mit dem größten Erstaunen sah daher Castellane am 12. Juni 1814 die Fronleichnamsprozession in den Pariser Straßen, denen ein derartiges Schauspiel seit langen Jahren ganz fremd war. In der Provinz ging der Klerus noch ungleich kecker vor, er erwirkte einen Polizeibefehl, daß auch Andersgläubige an Fronleichnam ihre Häuser zu schmücken hätten, und da sich die Protestanten in den Departements Gard, Hérault u. a. widersetzten und gegen diese vollkommen ungesetzliche Verfügung klagten, so wurden sie gegen den Wortlaut des Gesetzes verurteilt. Die Verurteilten beruhigten sich nicht, und die Angelegenheit nahm einen immer weiteren Umfang an, bis sie schließlich an den Kassationshof in Paris kam, den das glänzende Plaidoyer Odilon Barrots zur Freisprechung zwang. Da die Regierung die Anmaßung des Klerus nicht nur duldete, sondern ihr Vorschub leistete, so wurde seine Haltung von Tag zu Tag herausfordernder. Die



**Fronleichnamsprozession der Pfarrei St. Germain l'Auxerrois in Paris.
Nach Turpin de Crissé gestochen von Lefèvre und Leisnier.**

Bischöfe, welche in den Tagen der Revolution der Staatskirche angehört hatten, wurden verfolgt und verdächtigt, und immer neue Versuche wurden gemacht, die Bürger zu Untertanen der Kirche zu machen. Der Erzbischof von Rouen machte es seinen Geistlichen zur Pflicht, Listen von allen denjenigen anzulegen, welche ihrer österlichen Pflicht, zu beichten und zu kommunizieren, genügten, alle anderen aber aus der Kirche auszuweisen und ihnen ein kirchliches Begräbnis zu versagen. Im November 1814 erging ein Polizeibefehl, durch den alle Arbeit an Sonn- und Feiertagen untersagt wurde und jeden, der bei einer wiederholten Übertretung dieser erzwungenen Sonntagsruhe betroffen würde, mit Gefängnisstrafe bedrohte. 1816 wurde auch die Ehescheidung, welche der Code Napoleon gestattete, wieder aufgehoben und damit eine rein bürgerliche Angelegenheit der Kirche anheim gegeben. Drohend forderte der Klerus das durch die Revolution eingezogene Grund-

eigentum der Kirche zurück, das als Nationalgut zum großen Teil inzwischen verkauft worden war und nun in Gefahr schien, den Käufern konfisziert zu werden.

Die Bulle Pius VII. „Sollicitudo omnium ecclesiarum" vom 14. August 1814 stellte die Jesuiten wieder her, und sie begannen alsbald eine eifrige Tätigkeit in Missionen auf dem Lande. In der Bretagne z. B. führten sie einen Kreuzzug gegen die gefährlichen Bücher und veranstalteten Autosdafé, auf die sich Renan aus seiner Jugend noch genau besann. „Je mehr Bücher man verbrennt, um so besser ist es", pflegten sie zu sagen. Ohne die gesetzliche Erlaubnis nachzusuchen, eröffneten sie nach und nach sieben Kollegien in Frankreich, in denen sie dem Privilegium der Staatsanstalten zum Trotz Unterricht erteilten; sie handelten ungesetzlich, aber sie genossen den Schutz des Hofes. „Wer sich in den Tuilerien beliebt machen wollte," bemerkt Gräfin Boigne, „gab seine Söhne zu den Jesuiten in St. Acheul." Einflußreicher noch als dieser gefürchtete Orden war während der ganzen Dauer der Restauration die Kongregation. Sie war eine Bruderschaft von Weltleuten, die der Jesuitenpater Bourdier-Delpuits seit 1801 um sich zu versammeln pflegte, um gemeinsame Andachten miteinander abzuhalten. Seit dem Jahre 1814 war ihr geistlicher Direktor der Jesuitenpater Ronsin, der es verstand, hochstehende und einflußreiche Aristokraten heranzuziehen, Graf Jules de Polignac, Oberst von Gontaut, Herr von Magallon traten ein, der Herzog von Rohan, Matthieu de Montmorency waren nacheinander Präfekten und breiteten ihr Bündnis in der Hofgesellschaft weiter aus. Von 1816 bis 1823 entstanden in Frankreich 59 ganz ähnliche Bruderschaften, die der Pariser Kongregation affiliiert waren, 1821 zweigte sich von ihr die Kongregation N. D. des Victoires ab, die nur für Gardeoffiziere von hohem Adel bestimmt war. Ein Bund von Persönlichkeiten, die sämtlich ausgesprochen fromm und königstreu sind, die fast ohne Ausnahme dem Adel angehören und sich in Stellungen befinden, die ihnen erlauben, das Ohr der königlichen Prinzen, der Minister und der anderen Machthaber zu jeder Stunde zu finden, mußte selbstverständlich Aufmerksamkeit und bei den Gegnern lebhaftes Mißtrauen erregen. Ob die Kongregation wirklich so einflußreich war,

um alle die Torheiten zu veranlassen, an denen diese Epoche so überaus reich war, wie ihre Gegner ihr schuld geben, mag dahingestellt bleiben, Geoffroy de Grandmaison, Graf Albert de Mun u. a. bestreiten es, aber sicher ist, daß das Beispiel einer so lauten und eklatanten Frömmigkeit, das Männer in angesehenen Stellungen gaben, nicht ohne Nachfolge bleiben konnte und unter Verhältnissen, wo sichtbare Frömmigkeit große Vorteile brachte, zur Heuchelei führen mußte. Der Bekehrte wurde eine typische Figur. Man verlangte von Beamten und Soldaten, daß sie ihren religiösen Pflichten genügen sollten, und da es hieß, die Kongregation habe Listen über die moralische Führung der Offiziere anlegen lassen, so sah man auf einmal die alten Marschälle Napoleons mit der Kerze in der Hand den Prozessionen folgen. „Die Armee wird beunruhigt durch die Angeberei und die Spionage der Beichtväter, welche einen aufreizenden Einfluß ausüben“, schreibt der Marschall Sébastiani. Die Soldaten waren höchst unzufrieden, daß ihnen außer den militärischen auch noch kirchliche Pflichten auferlegt werden sollten. Das modernste Schimpfwort, schreibt Charles de Rémusat 1816 an seine Mutter, ist: „Atheist“. Die Ausübung der Religion war bis dahin eine Angelegenheit der Schicklichkeit gewesen, jetzt wurde es unter dem Einflusse des Hofes guter Ton, fromm zu sein, selbst der alte Fuchs Talleyrand, ein meineidiger, verheirateter Bischof, erklärte: „ungläubig sein ist höchst unfein!“

Während so Legitimisten und Klerikale von den gleichen Wünschen und Hoffnungen erfüllt sich vereinten und eine Partei bildeten, welche man ihrer extremen Ansichten und Forderungen wegen jene der Ultras nannte, fanden sich auf der Gegenseite alle zusammen, die einer fortschreitenden Entwicklung huldigten und von einem Rückschritt in die mittelalterlichen Zustände des alten Frankreich nichts wissen wollten. Da waren einmal alte Republikaner, solche, die an den Ereignissen seit 1789 tätigen Anteil genommen hatten und nun von den restituierten Mächten der Vergangenheit, die sie zu beseitigen geholfen hatten, die schlimmsten Repressalien fürchten mußten, alle ferner, die nach dem Sturz Napoleons die Wiederaufrichtung der Republik lieber gesehen hätten als jene des Throns. Zu ihnen kamen diejenigen Royalisten,

welche aufrichtig konstitutionell gesinnt waren und ernstlich danach trachteten, das alte und das neue Frankreich, die jetzt so plötzlich einander gegenüberstanden, zu versöhnen und die Formel zu finden, die jedem ein gleiches Maß von Gerechtigkeit zugemessen hätte. Man nannte sie die Royalisten des Königs, denn an ihrer Spitze stand Ludwig XVIII., der die Charte mit einer gewissen schriftstellerischen Eitelkeit als sein eigenes persönliches Werk betrachtete und aufrichtig bestrebt war, ihr Geltung zu verschaffen. Zu diesen an und für sich schon unverträglichen Elementen der Republikaner und Royalisten trat als Drittes ein ebenso heterogenes, die Bonapartisten. Größe und Fall, Ruhm und Unglück hielten sich in den Schicksalen, die Napoleon über Frankreich gebracht hatte, ungefähr die Wage, und wenn das Unglück der Erinnerung jetzt auch näher lag, ja in der noch andauernden Besetzung durch die Fremden täglich vor aller Augen stand, so war die Zahl seiner Anhänger doch ungeheuer groß geblieben, besonders in allen Graden der Armee. Politisch hätte aus Republikanern, Konstitutionellen und Bonapartisten, deren Ansichten nach so verschiedenen Richtungen auseinanderstrebten, niemals eine Partei werden können, hätte nicht die Regierung selbst alles getan, um sie zu einer kompakten Masse zusammenzuschweißen. „In Zeiten der Unterdrückung“, schreibt George Sand, „gelangen die Parteien der Opposition rasch dazu, einander die Hand zu reichen.“

Die bourbonische Regierung bestand nur, weil Frankreich seinen Gegnern unterlegen war, ihre bloße Existenz war unzertrennlich verbunden mit der Erinnerung an die Invasion der fremden Heere, die Frankreich so große Demütigungen gebracht und so große Opfer auferlegt hatten. Sie hätten also alles tun müssen, um den Ursprung ihrer Herrschaft vergessen zu machen, statt dessen feierten die Royalisten noch lange den Jahrestag des Einzugs der Verbündeten in Paris als den Tag der Befreiung und machten aus ihrer Abneigung gegen die kaiserlich gesinnte Armee, der sie mißtrauten, kein Hehl. Die Regierung reduzierte das Heer auf 40000 Mann und warf dadurch Tausende von Existenzen sozusagen auf die Straße, allein 18000 Offiziere wurden mit halbem Sold entlassen. Dadurch rekrutierte sie die Masse der

Unzufriedenen. Der Herzog Pasquier, der im Herbst 1814 eine Reise in Frankreich machte, urteilt über den Umschwung, der in der öffentlichen Meinung eingetreten war, folgendermaßen: „Die Armee, ehemals der Schrecken der Familien, ist populär seit der Verabschiedung und Beurlaubung so zahlreicher Offiziere und Soldaten, welche nicht aufhören, ihre Heldentaten zu preisen. Sie ist der Gegenstand eines lebhaften Gefühls der Bewunderung, ja selbst der Zuneigung geworden. Man fühlt sich eins mit ihrem Ruhm, der Nationaleigentum geworden ist." Die entlassenen Truppen wurden durch neu angeworbene Garderegimenter ersetzt, zum Teil auch durch Schweizerregimenter, deren Offiziersstellen dem legitimistischen Adel vorbehalten waren, richtige Paradesoldaten, die zu nichts gut waren, aber zwanzig Millionen kosteten. Dieser Schritt, welcher der neuen Regierung so viele Sympathien raubte und unzählige Feinde machte, gehörte in das System, mit welchem die Erinnerung an die glänzenden Tage des Kaiserreichs ausgelöscht werden sollte. Jede Anspielung auf den Waffenruhm der Napoleonischen Heere betrachtete die Regierung als absichtliche Beleidigung; ein Soldat, der aus Versehen an seiner Uniform einen alten Knopf mit einem Adler hatte, kam auf die Galeeren, in Arras verbot der Präfekt den Lehrern des Lyzeums in der Naturgeschichte über den Adler vorzutragen! Die Statuen von Napoleon und Desaix wurden eingeschmolzen und das Material dem Bildhauer Lemot gegeben, um das Reiterstandbild Heinrichs IV. auf dem Pont Neuf daraus gießen zu lassen. Juweliere, welche Ringe mit dem Bilde Napoleons anfertigten, kamen drei Monate ins Gefängnis, dem General Gourgaud wurde verboten, seinen Sohn Louis Napoleon taufen zu lassen. Nach dem Tode des Kaisers wurden seine Bildnisse und die seiner Familie konfisziert; ein Kupferstecher, der ein Porträt des Herzogs von Reichstadt angefertigt hatte, erhielt eine Gefängnisstrafe von drei Monaten. Im Jahre 1822 wies die Jury des Salons alle Bilder zurück, die sich mit Napoleon oder den Taten seiner Heere beschäftigten, eine Handlungsweise, welche der Separatausstellung, die Horace Vernet von fünfundvierzig solchen Gemälden in seinem Atelier veranstaltete, einen Riesenerfolg verschaffte. Die Regierung erreichte durch so kin-

dische Maßregeln das Gegenteil dessen, was sie bezweckte, die Lieder Bérangers, die den Kaiser verherrlichten, waren in aller Munde, die Lithographien von Charlet, Raffet, Bellangé, die der Erinnerung an den Petit caporal und seine Soldaten galten, waren in jeder Hand. Als ein Buch erschien: „Handschrift aus St. Helena", das man dem Kaiser zuschrieb, trotzdem es in Wahrheit von Lullin de Chateauvieux herrührte, hatte es den größten Erfolg. So schreibt Gräfin Boigne: „Niemals hat in meiner Zeit irgendeine Veröffentlichung solchen Eindruck gemacht. In den Lesekabinetten mußte man sich lange vormerken lassen, um sie zu erhalten." Napoleon hatte seinen Marschällen Herzogs- und Fürstentitel verliehen, die er von Orten im Auslande hernahm, an denen sich dieselben besonders ausgezeichnet hatten, so war Ney Fürst von Elchingen, Junot Herzog von Abrantès, Berthier Herzog von Wagram geworden, und diejenigen unter ihnen, welche das Kaisertum überlebt hatten, trugen ihre Titel unangefochten weiter. Plötzlich fiel es der österreichischen Regierung ein, diejenigen dieser Titel, die von Orten herstammten, welche innerhalb der Machtsphäre Österreichs lagen, nicht mehr anzuerkennen, und es gab einen großen Skandal in der Pariser Gesellschaft, als bei Empfängen des Botschafters Appony der Herzog und die Herzogin von Dalmatien als Monsieur und Madame Soult, der Herzog von Reggio als Monsieur Oudinot, der Herzog von Istrien als Monsieur Bessières angemeldet wurden. Es war ein Affront, der dem ganzen französischen Heere angetan wurde, aber die Regierung steckte ihn ruhig ein, anstatt für die beleidigten Marschälle von Frankreich einzutreten. Die allgemeine Empörung über diese Haltung gab Viktor Hugo seine feurige Ode an die Säule ein, die Säule des Vendôme-Platzes, die dazumal ohne die Statue Napoleons war.

Es war die Regierung selbst, die ihren Gegnern immer neue Hilfstruppen zusandte und durch ihre Torheiten die Einigkeit jener herbeiführte, deren Grundsätze sie von Rechts wegen hätte entzweien müssen. Die Regierung hatte die Macht für sich, ihre Gegner aber weit mehr, denn auf seiten der Liberalen (den Namen hatte ihnen Chateaubriand gegeben, solange er noch nicht zu ihnen gehörte) waren der Sinn für die Forderungen der Gegenwart, der

gesunde Menschenverstand und das gute Gewissen. Mit ihrer Hilfe haben sie schließlich die Reaktion besiegt, die von diesen drei Eigenschaften auch nicht eine besaß. Das zeigte sich sofort, als die Kammern nach den hundert Tagen zusammentraten. Die Wahlen waren rein royalistisch ausgefallen, wie kläglich aber war die Haltung der Mehrheit. Gräfin Boigne, eine Aristokratin, die ihren Standes- und Gesinnungsgenossen unbefangen zuschaute, urteilt über sie: „Niemals hatte der Adel seit vierzig Jahre eine solche Chance gehabt. Wie wenn er sich ruhig, vernünftig, großmütig, aufgeklärt gezeigt hätte, mit dem Wohl des Landes beschäftigt gewesen wäre, die Freiheit geschützt hätte, mit einem Wort die Rolle gespielt hätte, die der Aristokratie einer konstitutionellen Regierung zukommt! Aber er zeigte sich unvernünftig, übertrieben, unwissend, leidenschaftlich, rückschrittlich und von den Standesinteressen beherrscht." Ähnlich drückt sich der Herzog von Broglie über die Ultras aus, „die alles für sich in Anspruch nehmen, die alles machen wollen, aber zu positiven Leistungen unfähig sind und nur alles durcheinander bringen". Es war eben das erstemal, daß die Reaktion als geschlossene Partei auftrat und daher das Erstaunen über ihre unvernünftige Haltung noch ebensogroß wie der Unwillen. Heute würde sich wenigstens niemand mehr wundern, seit die Vertreter dieser Partei sich in allen Ländern als die gleichen erwiesen haben. Gegen ihren Willen sind sie es aber gewesen, die das parlamentarische Regime zu voller Wirkung brachten. Anfänglich waren die Ultras heftige Gegner der Verfassung, weil sie glaubten, daß sie der Verwirklichung ihrer Wünsche im Wege stände. Chateaubriand, der damals noch zu ihnen gehörte und erst später aus gekränktem Ehrgeiz zur Opposition überging, verlangte in seiner Broschüre über „Die Stellung der Monarchie nach der Verfassung" rund heraus, daß die Wahlen von den Beamten gemacht werden müßten, und daß daher der Beamtenkörper zu reinigen sei. Sobald die Mehrheit sich aber erst mit dem Mechanismus einer Regierung durch die Kammern vertraut gemacht hatte, erkannte sie in der Verfassung das Instrument, dessen Anwendung ihr die unbeschränkte Macht sicherte, und sie handelte demgemäß. Die Regierung, im Schlepptau der verbündeten Hei-



ligen und Ritter, hielt sich für verpflichtet, diese Mehrheit am Ruder zu erhalten, und so lief bald der ganze Verwaltungsmechanismus, wie Odilon Barrot bemerkt, auf Wahlfälschung hinaus. Aufrichtig konstitutionell gesinnt waren unter Ludwig XVIII. nur das Ministerium von Decazes und unter Karl X. das von Martignac, Grund genug, um von den Ultras giftig befeindet zu werden, hat doch der damalige Graf von Artois durch den Marquis de Vitrolles eine Denkschrift aufsetzen und Kaiser Alexander I. überreichen lassen, in der er sich nicht entblödete, den fremden Herrscher zu bitten, er möge seine Truppen nicht aus Frankreich zurückziehen, solange der König das Ministerium beibehielte. In demselben Sinne erklärte Matthieu de Montmorency Frau Récamier, gegen die Liberalen würden nur Kosaken helfen.

Regierungen, die nur im Interesse einer kleinen Kaste wirtschaften, pflegen um so eher an Gewalt zu denken, je ärmer sie an guten Gründen für ihre Maßregeln sind. Ihre Hauptstütze ist und bleibt die Polizei. Die Restauration schuf sich denn auch 1817 in der sogenannten Sicherheitsbrigade eine Geheimpolizei, die ihrer würdig war. Sie bestand ausschließlich aus ehemaligen Verbrechern; Vidocq, ein entlassener Sträfling, der durch seine Memoiren bekannt genug geworden ist, war ihr Haupt. Da die Bonapartisten die Hauptsorge der Regierung bildeten, wurde die Polizei zuerst auf diese losgelassen. Man sandte Agents provocateurs in die Provinzen, welche in Banden das flache Land besuchten und mit den Rufen: Es lebe der Kaiser! unvorsichtige Anhänger in die Falle lockten. In Lyon veranstaltete General Canuel auf diese einfache Weise eine leichte revolutionäre Bewegung, nur, um sie sofort mit großem Schneid unterdrücken zu können. Oberst Roger ging in eine Falle, welche ihm einige dazu angestiftete Unteroffiziere stellten, er wurde hingerichtet, trotzdem es auch noch nicht einmal zum Versuch einer strafbaren Handlung gekommen war. Von 1815 bis 1830 zählt man im ganzen etwa fünfzehn bonapartistische Verschwörungen, es ist aber noch niemals untersucht worden, wie viele, wenn nicht alle, von der Geheimpolizei angestiftet wurden. Die Polizei überwachte auch die Korrespondenz, ein Vorgehen, das man heute nicht mehr im allgemeinen anwenden kann, weil die Flut der täglich ge-

schriebenen Briefe einen Umfang angenommen hat, der sie der Überwachung entzieht. Das schwarze Kabinett, das alle Briefe irgend bedeutender Personen zu öffnen und zu lesen pflegte, ehe sie in die Hände des Empfängers kamen, nötigte zu großer Vorsicht. Charles de Rémusat passierte es, daß eines seiner Gedichte, das er seiner Mutter nach Toulouse gesandt hatte, in Pariser Zirkeln verbreitet war und gesungen wurde, ehe es die Adressatin noch erhalten haben konnte, ein Sekretär des schwarzen Kabinetts hatte es sich abgeschrieben und verbreitet. Victor Hugo war höchst erstaunt, wie genau der Polizeidirektor Roger über gewisse Schritte unterrichtet war, die er unternommen hatte; der Mann wußte alles aus Victor Hugos aufgefangenen Briefen.

Eine ebenso willige Dienerin der Gewalt war, wie sie es immer zu sein pflegt, die Justiz. Das Strafgesetz war außerordentlich hart, der Strafvollzug, der noch den Pranger, das Handabhauen, Brennen mit glühendem Eisen kannte, von mittelalterlicher Roheit. Von 1816 bis 1820 sind in Frankreich 1986 Todesurteile gefällt worden, von denen nach Rambaud immerhin etwa 1000—1200 ausgeführt worden sind. Die letzten Hinrichtungen wegen politischer Vergehen fanden im Jahre 1822 statt, es waren die der vier Sergeanten von La Rochelle, die einer Verschwörung zum Opfer fielen, welche, wie so viele dieser angeblichen Komplotte, nie ganz aufgeklärt wurden, weil die Regierung zu viel Licht in diesen Dingen zu scheuen hatte. Geschmackvollerweise war der 9. September für die Ausführung gewählt worden, ein Tag, an dem der Hof den Geburtstag der kleinen Tochter des Herzogs von Berry in rauschenden Auffahrten und Festen beging. Die Regierung ließ gegen die Mißliebigen die ganze Meute ihrer Staatsanwälte los. Der Durst nach Beförderungen und Auszeichnungen machte diese Herren aber zu hitzig und zu parteiisch, sie gefielen sich in Übertreibungen, wie jener Staatsanwalt, der im Prozesse Louvels erklärte, der Vatermord sei in Frankreich ein alltägliches Verbrechen. Im Prozesse gegen den Priester Contrafatto, der sich an Hortense Lebon, einem unmündigen Kinde, vergangen hatte, stellten der Präsident de Montmerqué und der Generaladvokat de Vaufreland durch ihre Parteilichkeit für den angeschuldigten Geistlichen die

Gültigkeit der ganzen Verhandlung in Frage. Unvergessen sind die Albernheiten, mit denen der Staatsanwalt Marchangy gegen Béranger vorging. Der Dichter hatte, wie man in Deutschland sagen würde, Gott einen guten Mann genannt; „würde wohl Plato so vom göttlichen Wesen gesprochen haben?“ rief der Ankläger empört aus. Daß die Prozesse gegen die bösen Liberalen mit deren Verurteilung endigten, versteht sich von selbst, die Regierung erreichte ihren Zweck damit doch nicht, vor der öffentlichen Meinung blieb sie die Schuldige. „In jener Zeit war es gut, angeklagt zu werden“, sagt der Herzog von Broglie, und Béranger rief, als Paul Louis Courier das erstemal wegen seiner Pamphlete angeklagt wurde, aus: „Ich gäbe zwanzigtausend Frank für diesen Prozeß.“ Als er dann wirklich in Anklagezustand versetzt wurde, hatte er alle Ursache, der Regierung für diese Reklame dankbar zu sein. Die berühmtesten Advokaten von Paris, Dupin und Barthe, verteidigten ihn umsonst, und der Zudrang zu der Verhandlung war so enorm, daß für die Richter ein Eingang durchs Fenster praktiziert werden mußte, sie hätten sonst nicht in den Saal gelangen können. Der Dichter wurde zu drei Monaten Gefängnis und 500 Frank Strafe verurteilt, aber was bedeutete das! Die Zeitungen hatten die verbotenen Lieder in den Verhandlungsbericht aufgenommen und ihnen dadurch eine Verbreitung gesichert, die auf gewöhnlichem Wege ohne Prozeß gar nicht zu erreichen gewesen wäre. Als Béranger dann seine Strafe im Gefängnis von Sainte Pélagie absaß, gehörte es zum guten Ton, ihn dort zu besuchen, ja er bekam die feinsten Eßwaren, Pasteten, Wildbret, Weine in solchen Massen geschenkt, daß er ganz wehmütig im Anblick dieser Genüsse zu Victor Hugo sagte: „Nun brauche ich nur noch einen Magen!“

Die Ultras wußten sich eins mit dem Hofe, aber auch die Opposition hatte einen gewissen Zusammenhang mit dem Hof durch ihre Beziehungen zum Herzog von Orléans. Er konnte infolge seiner Stellung den Liberalen zwar keine Stütze sein, aber er war immerhin eine Hoffnung für sie, die Verhältnisse machten ihn von selbst zum Mittelpunkt aller, die in der Herrschaft der älteren Linie Bourbon aus welchen Gründen immer ein Hindernis der freien



Mademoiselle Busc und Monsieur Corset.
Aus Le Bon Genre. 1819.



Entwicklung Frankreichs erblickten. Louis Philippe war als Sohn jenes berüchtigten Herzogs von Orléans, der als Egalité wütender Republikaner gewesen war und für den Tod Ludwigs XVI. gestimmt hatte, den Brüdern des hingerichteten Monarchen gegenüber in einer peinlichen Lage. Ludwig XVIII. betrachtete ihn mit ganz unverhohlenem Mißtrauen und wußte ihm bei jeder Gelegenheit empfindliche kleine Kränkungen beizubringen. Er versagte ihm den Titel „Königliche Hoheit" und alle die kleinen Auszeichnungen, welche Prinzen doch so viel Vergnügen machen und den eigentlichen Inhalt ihres Lebens bilden. Die Familie Orléans wurde vom Zutritt zur königlichen Loge in den Theatern und in der Kirche ausgeschlossen. Als bei einem großen Festgottesdienst der Herzog und seine Schwester Adelaide auf demselben Teppich knieten, wie die übrigen Mitglieder der königlichen Familie, schickte der König einen Kammerherrn, ließ ihre Kissen wegnehmen und jenseits von dem Teppich niederlegen. Bei der Unterzeichnung eines Aktenstückes reichte der Kanzler von Frankreich jedem der Prinzen die Feder, um seine Unterschrift zu vollziehen. Als der Herzog von Orléans an die Reihe kam und der Kanzler sich eben anschickte, auch diesem die Feder zu überreichen, rief der König heftig: „Nicht der Kanzler, ein Zeremonienmeister genügt!" und Louis Philippe mußte warten, bis ein solcher gefunden wurde, ehe er unterschreiben durfte. Wenn das Herzogspaar zu Hofe ging, so wurden für die Herzogin, die eine Königstochter und Enkelin der Kaiserin Maria Theresia war, beide Flügel der Tür geöffnet, dann wurde der eine Flügel wieder zugemacht und der Herzog hereingelassen. Erst nach dem Tode Ludwigs XVIII. erhielt die Familie Orléans das Prädikat der Königlichen Hoheit.

Der Hof selbst hat Louis Philippe in die Opposition genötigt und ihn förmlich gezwungen, sich den Liberalen zu nähern. Bei diesen wurde die Familie Orléans durch ihre angenehmen und liebenswürdigen Manieren, den feinen Ton ihres Umgangs, der so grell von dem abstach, dem man bei Hofe begegnete, außerordentlich beliebt. Während der Zutritt zu Hofe bei der dort herrschenden orientalischen Etikette fast nur dem Adel möglich war, beeiferte sich der Herzog, die Salons des Palais Royal allen zu öffnen, die in



der inneren Politik, dem Handel, der Finanzwelt eine Rolle spielten oder im literarischen Leben hervorragten. Er ließ seinen Söhnen keine Prinzenerziehung zuteil werden, sondern sie die öffentlichen Schulen der Hauptstadt besuchen, so war der Herzog von Chartres im Collège Henri IV. der Kamerad von Alfred de Musset und dem späteren Seinepräfekten Haussmann. „Ich liebe den Herzog von Orléans," schreibt Paul Louis Courier einmal, „denn obgleich er Prinz ist, bleibt er doch ein Ehrenmann, er ist aus diesem Jahrhundert, nicht aus dem vergangenen", und drückt ein anderes Mal den Wunsch aus, in einer Gemeinde wohnen zu können, deren Maire der Herzog von Orléans sei, dieser habe doch nicht gegen sein Vaterland gekämpft und im Ausland seinen Unterhalt erbettelt.

Die Rolle, welche Louis Philippe unter diesen Verhältnissen spielte, war schwierig, aber er hat sie mit Meisterschaft durchgeführt. Er trug die offenkundige Abneigung des Hofes mit Würde und ließ sich die Popularität, die er bei der Opposition genoß, gefallen. Seine Gesinnung blieb dem Hofe verdächtig, aber durch seine Handlungsweise hat er sich niemals kompromittiert und seine schwierige Stellung zwischen den beiden Parteien klug und besonnen zu wahren gewußt. So wenig wie irgendein anderer hat er den Gang vorausgesehen, den die Ereignisse nehmen würden, sich für alle Eventualitäten bereithalten, war alles, was er tun konnte. Wiederholt hat er ausgesprochen, daß er in den täglich drohenden und täglich wahrscheinlicher werdenden Sturz der älteren Linie nicht mit verwickelt werden wolle, daß er, der die Bitterkeiten und Demütigungen der Verbannung so gründlich hatte auskosten müssen, nicht wieder ins Exil gehen werde. Louis Philippe war so klug, daß ihm die Opposition nicht einmal den großen Anteil verübelte, den er von der Beute erhielt, welche die Regierung verteilte.

Der Zustand, in dem die neue Regierung die Finanzen Frankreichs vorfand, schien geradezu hoffnungslos. Der Minister Baron Louis fand als baren Bestand in allen Kassen des Landes nur 259353 Frank, dagegen ein Defizit von etwa 1300 Millionen, allein 767 Millionen Rückstände aus den Jahren vor 1816. Dazu kamen eine Milliarde 290 Millionen, welche das besiegte Land den Siegern als Kriegskontribution zu zahlen hatte. Allen diesen Ausgaben

zum Trotz war das erste, was die neuen Kammern taten, daß sie die Schulden, welche die bourbonischen Prinzen während der Emigration gemacht hatten, im Betrage von 30 Millionen auf die Staatskassen übernahmen und den Familien der Orléans und der Condé ihre Vermögen zurückgaben, die eine Rente von 9383000 Frank abwarfen. Wie die Öffentlichkeit diese Schritte aufnahm, bewies der Fall der französischen Rente von 78 auf 72, die Kammern aber schritten rüstig auf dem einmal betretenen Wege fort. Sie gaben dem Klerus die noch nicht verkauften Nationalgüter, die von dem Besitz der Toten Hand konfisziert worden waren, zurück, sie wurden auf 10 Millionen angeschlagen, und beschlossen endlich, nachdem sie durch jahrelanges Zögern bei den jetzigen Besitzern ehemaliger Nationalgüter die größte Sorge erregt hatten, die Emigranten durch eine Milliarde zu entschädigen. Von dieser erhielt der Herzog von Orléans allein 14 Millionen, der Herzog von Choiseul 1100000; der Herzog von Larochefoucauld-Liancourt 1400000; Lafayette 1450000 Frank und so fort. Niemand verübelte dem Herzog von Orléans, daß er, der doch immer mit der liberalen Opposition liebäugelte, von der Regierung trotzdem so viel nahm, wie er nur kriegen konnte. Der Herzog verstand es eben meisterhaft, all die kleinen Eitelkeiten bürgerlicher Politiker zu schonen und ihnen zu schmeicheln, während die brüske Art des Herzogs und der Herzogin von Angoulême und die Arroganz ihrer höheren Dienerschaft alle vor den Kopf stieß.

Die Sympathien der Öffentlichkeit gehörten den Orléans, die Antipathien dem Hofe, der wenig tat, um die Liebe des Volkes zu erwerben, aber alles, um sie sich zu verscherzen. Umständlich und steif war die Etikette der Tuilerien, geradezu mittelalterlich der Anblick der Zeremonien und Feste, mit denen der Hof ab und zu vor der Öffentlichkeit erschien. Das erste, was die königliche Familie tat, war, daß sie Nachforschungen anstellen ließ, um die Leichen Ludwigs XVI. und der Königin Marie Antoinette aufzufinden. Beide Körper waren zusammen mit den Leichen zahlreicher anderer Opfer der Schreckenstage in die allgemeine Grube geworfen worden, die Wahrscheinlichkeit, gerade diese wieder zu finden, war also gleich Null. Trotzdem fand man natürlich, was

man finden wollte; will man den Versicherungen von Barras glauben, so hätte man allerdings statt der Leiche Ludwigs XVI. jene Robespierres erwischt und nach St. Denis übergeführt, eine Ironie des Schicksals, die in der Tat grotesk wäre. Das Beginnen mochte pietätvoll sein, aber bei dem hohen Grade von Unwahrscheinlichkeit, dem der Erfolg ausgesetzt war, konnte es doch nicht anders, als mit Kopfschütteln aufgenommen werden, ja bei der feierlichen Überführung der Särge machte sich der Volkswitz in drastischen Späßen Luft. Der Aufbau des Leichenwagens war so hoch, daß er an einer Stelle in die Ketten der Straßenlaternen verwickelt wurde. Sofort ertönten aus dem Zuschauerkreise die Rufe: „à la lanterne, à la lanterne!" die einst die Lynchjustiz Mißliebiger, die an den Laternen endeten, begleitet hatten.

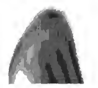
Ludwig XVIII., der letzte Bourbone, der auf dem Throne starb, wurde in St. Denis mit dem ganzen umständlichen Pomp beigesetzt, der einst die französischen Könige durch Leben und Sterben begleitet hatte. George Sand, die dem Totenamt beiwohnte, fand das Ganze unverständlich und wünschte sich ein Textbuch, um diese rätselhafte Pantomime überhaupt nur verstehen zu können. Als am Schlusse der achtstündigen Zeremonie der Sarg unter lautem Weinen der Zuschauer in der Gruft verschwand, fand sie diesen Gefühlserguß allerdings sehr begreiflich, denn Hunger, Müdigkeit und Langeweile seien so groß gewesen, daß alle Frauen aus Nervenüberreizung in Tränen ausgebrochen wären. Karl X. ließ sich nach seiner Thronbesteigung am 29. Mai 1825 in Reims mit dem ganzen Pomp zum König salben, der einst um seine gekrönten Vorfahren entfaltet worden war. Schon dadurch zeigte er, wie gering seine Einsicht in die neuen Verhältnisse war. Er sah gar nicht, daß das konstitutionelle Königtum, welches nicht auf dem Gottesgnadentum, sondern auf dem Vertrag mit den Beherrschten beruht, diesen „klerikal-feudalen Mummenschanz", wie Gräfin Boigne die Krönungszeremonie nennt, gar nicht braucht, ja, daß es sich durch sie lächerlich macht. Victor Hugo, welcher der Krönung zusah, empfing nur Eindrücke, die sein Gefühl verletzten. Es störte ihn schon, daß die Deputierten in dunklen, einfachen Anzügen erschienen, deren einziger Schmuck eine schmale

Stickerei in grüner Seide war, während die Pairs sich in gestickten Anzügen von himmelblauem Samt, seidenen Strümpfen und Federhüten brüsteten; als aber im Verlauf der Handlung der König sich seiner ganzen Länge nach dem amtierenden Erzbischof zu Füßen warf, war er auf das Äußerste empört. In wie weiten Kreisen dieses Gefühl des Dichters geteilt wurde, zeigen die Spottverse Bérangers über die Krönung Karls des Einfältigen. Die freiwillige Art, in welcher Karl X. sich der Geistlichkeit unterordnete, war es, die allgemein in der Bevölkerung mißfiel. Das Jubeljahr, welches Leo XII. 1825 verkündet hatte, wurde im Februar 1826 in Paris durch vier große Prozessionen gefeiert. Der König, der ganze Hof, alle hohen Beamten beteiligten sich an ihnen; es machte, wie Herr von Vaulabelle erzählt, einen höchst sonderbaren Eindruck, wenn man sah, daß unmittelbar nach dem König der Großkammerherr Fürst Talleyrand folgte, ein abtrünniger Geistlicher, der sich noch dazu verheiratet hatte und als Bischof einst auf dem Marsfelde die Messe gelesen hatte, als das Föderationsfest gefeiert wurde. Villèle war damals Ministerpräsident und machte dem König gegenüber kein Geheimnis daraus, wie sehr die Bevölkerung darunter litte, ihren König so demütig den Priestern folgen zu sehen. Der König verstand sein Volk gar nicht, die Ultras seiner Umgebung und der Kammermajorität würden ihn zudem, wenn es nötig gewesen wäre, davon abgehalten haben. Der Abgeordnete Manuel gab der allgemeinen Mißstimmung gegen das Herrscherhaus einen sehr kräftigen Ausdruck in der Kammer, als er 1822 der Mehrheit erklärte: „Die große Masse der Nation hatte die Bourbonen vergessen und hat sie auch nur mit Widerwillen aufgenommen.“ Dieser Zwischenfall in der Kammer hatte in der Folge noch ein Nachspiel, welches zeigt, wie weit die Feindseligkeit zwischen den Parteien ging. Manuel wurde als unwürdig von der Kammer ausgeschlossen, und als er sich nicht freiwillig entfernen wollte, rief der Präsident die Wache der Nationalgarde, um ihn mit Gewalt zu entfernen. Der Sergeant Mercier, in seinem bürgerlichen Berufe Strumpfwirker, weigerte sich aber, die Hand an den Liebling des Volkes zu legen und wurde dafür der Abgott der Pariser. „Es war das erstemal,“ ruft der Herzog von Broglie begeistert aus, „daß

man sah, wie lebendig in einem Franzosen das Gefühl des Rechtes und die Achtung vor einer moralischen Macht war, und das ohne einen anderen Zwang, als den des Gesetzes." Es wurde eine Medaille auf den unerschrockenen Strumpfwirker geschlagen und ihm ein Ehrensäbel überreicht, der 1000 Frank gekostet hatte, eine Summe, die auf Subskription aufgebracht worden war, bei der keine Zahlung den Betrag von 25 Centimes hatte übersteigen dürfen.

Die Prinzen des Herrscherhauses, die Regierung und die Kammern wetteiferten förmlich miteinander, wer von ihnen sich der öffentlichen Meinung gegenüber wohl am meisten diskreditieren könne. Je mehr sie sich vor ihren Gegnern fürchteten, um so mehr taten sie sich in einer geflissentlichen Nichtachtung alles dessen hervor, was diese stark und einig machte. Hinter den Ultras und ihrer Regierungsclique stand nur der Hof, hinter der Opposition das ganze Land; die Prinzipien, welche die Ultras bewegten, gehörten dem Mittelalter an und dienten, soweit sie in die Praxis übertragen wurden, ganz allein dem Sonderinteresse des Adels und der Geistlichkeit, die Ideen der Opposition waren die lebendigen der Gegenwart und umspannten die Zukunft. Es konnte, als unmittelbar nach den hundert Tagen das Ringen zwischen beiden begann, von vornherein nicht zweifelhaft sein, wem der Sieg zufallen würde. Vielleicht hat dieses Gefühl die Ultras so gegen alle Erwägungen der Staatsklugheit verblendet und zu Schritten getrieben, von denen einer dem Regime, das sie vertraten, noch verhängnisvoller werden sollte, als der andere. Das Jahr 1816 brachte bereits das famose Amnestiegesetz, das seinen Namen deswegen trug, weil es mit Verzeihung nichts zu tun hatte, sondern der Rache für längst zurückliegende Ereignisse galt. Alle, welche im Prozesse Ludwigs XVI. für den Tod gestimmt hatten, wurden für ewig aus Frankreich verbannt, dazu gehörten u. a. der berühmte Maler David, der Minister Fouché und viele andere, welche den revolutionären Taumel eines Augenblickes büßen mußten, nachdem Jahrzehnte darüber hingegangen waren.

Am 13. Februar 1820 ermordete ein Sattlerbursche den Herzog von Berry beim Austritt aus dem Theater, eine Tat fanatischen



Hasses gegen die Bourbonen. Er wollte nicht, erklärte der Übeltäter, daß diese Rasse noch lange über Frankreich herrsche, darum habe er den einzigen Prinzen des Hauses getötet, der imstande sei, Nachkommenschaft zu erwarten. Regierung und Ultras waren sich bewußt, durch Reden und Taten diesen Haß geradezu herangezüchtet zu haben, so ließen sie es sich denn angelegen sein, die Opposition für das Verbrechen des Fanatikers haftbar zu machen. Decazes war zu dieser Zeit Ministerpräsident und den Ultras ein Dorn im Auge, weil er ein Gegner ihrer extravaganten Ansprüche war. So zögerten sie nicht, nach einem Rezept, das sich noch so oft und nicht nur in Frankreich bewähren sollte, das gemeine Verbrechen ihrem politischen Gegner zuzuschreiben. Charles Nodier schrieb: „Das Messer Louvels nennt sich eine liberale Idee". Chateaubriand: „Der Fuß Decazes' ist im Blut ausgeglitten." Die ultralegitimistische Zeitung, Drapeau blanc, rief dem Minister zu: „Sie sind es, der den Herzog von Berry getötet hat!" Ja der Abgeordnete Clausel de Coussergues forderte in der Kammer die Anklage von Decazes als Mitschuldigen Louvels. Im Prozesse hätte man gar zu gern Mitschuldige des Mörders entdeckt, um die Tat eines einzelnen als das Komplott einer gegen den Thron verschworenen Mörderbande hinstellen zu können, und die Herzogin von Berry entblödete sich nicht, durch allerlei kindische Intrigen diese Absicht zu unterstützen. Im Palais de l'Elysée, das sie bewohnte, in den Tuilerien, die sie dann bezog, erfolgten Attentate, indem man in den Öfen harmlose Petarden zur Explosion brachte, die viel Schmutz machten, aber durchaus keinen Schaden anrichteten. Die Herzogin hoffte sich dadurch interessant zu machen, aber die Untersuchung, die wegen dieser Vorfälle eingeleitet wurde, mußte sogleich niedergeschlagen werden, denn die interessante Witwe wäre sonst zu stark kompromittiert worden.

Die Furcht, welche die Ultras im Grunde ihres Herzens vor ihren Gegnern hatten, schwand, als die in Italien aufgeflackerten kleinen Revolutionen so überraschend schnell durch einen bloßen Spaziergang der österreichischen Armee nach Neapel unterdrückt wurden. Nun schien ihnen die Opposition gar nicht mehr gefährlich, und



Triumpheinzug des Herzogs von Angoulême in Paris 1823 bei seiner Rückkehr von dem glorreichen Feldzug in Spanien. Nach dem Relief in der Salle du Café des alten Hotel de Ville. Entwurf von Lafitte.

die Regierung rüstete selbst ein Heer aus, um dem König von Spanien den gleichen Liebesdienst zu erweisen, den Österreich jenem beider Sizilien erzeigt hatte. Mit hunderttausend Mann überschritt der Herzog von Angoulême am 6. April 1823 die Bidassoa und rückte, ohne einen Schuß tun zu brauchen, in drei Monaten bis nach Cadiz, wohin die Cortes sich, ihre Verfassung und ihren König gerettet hatten. Die französische Armee kam gar nicht in die Lage, zu fechten und sie hätte ohne den Waffenruhm heimkehren müssen, den die Regierung doch so nötig brauchte, hätte man sich nicht im letzten Augenblick entschlossen, den Trocadero, eine befestigte Schanze auf dem Festlande, Cadiz gegenüber, zu erstürmen, weil dringende Gefahr bestand, die Besatzung würde sie sonst gutwillig übergeben. Das war eine Sache, meint Oberst Castellane, wie in den Napoleonischen Kriegen etwa die Wegnahme eines Vorpostens, man hätte gar nicht davon gesprochen; aber das Jubelgeschrei, welches die Regierungskreise erhoben, schreibt Gräfin Boigne, war geradezu absurd. Der Herzog von Angoulême mußte einen festlichen Einzug in Paris halten. „Nun bin ich zu Pferde für die größte Fanfaronade, die man seit Don Quichotte gesehen“, sagte er selbst am Morgen des Tages zu seinem Adjutanten.

Zu den auswärtigen Erfolgen der Regierung gehörte auch das Eintreten Frankreichs für die Sache der Hellenen. Es hatte lange genug gedauert, bis man sich dazu entschloß. Im Beginn des griechischen Aufstandes hatte die Regierung ganz im Sinne der

Diplomaten der heiligen Allianz die unglücklichen Griechen als Empörer betrachtet und ruhig zugesehen, wie die ägyptischen Hilfstruppen des Sultans den Peloponnes entvölkerten. Als in der Kammer die himmelschreienden Untaten, welche die zügellosen Banden Ibrahims auf der Halbinsel Morea begingen, mit Empörung zur Sprache gebracht wurden, sagte der Minister Villèle: „Ich weiß gar nicht, warum Sie an diesem Ort ein so lebhaftes Interesse nehmen?“ Die Sprache, welche die klerikalen Blätter gegen die Griechen führten, erbitterte, weil sie so unlogisch erschien. George Sand schreibt: „Italien und Griechenland kämpften für ihre nationale Freiheit. Die Kirche und die Monarchie sprachen sich gegen diese Versuche aus. Die royalistischen Journale donnerten gegen den Aufstand, und der pfäffische Geist, der sich doch von Rechts wegen der Sache der orientalischen Christen hätte annehmen müssen, bemühte sich vielmehr, die Rechte des Großtürken zu verteidigen. Diese ungeheuerliche Inkonsequenz, dieses Opfer der Religion zuliebe politischer Interessen empörte mich.“ So wurde denn auch alles philhellenisch, was sich in der Opposition zum Hofe und zur Regierung befand; eine gewisse Madame Boursier ging so weit, ihren Mann zu vergiften, weil sie aus Begeisterung für die Hellenen den Griechen Kostolo heiraten wollte. Victor Hugo



Sammelstelle des Komitees der Philhellenen.
Nach der Lithographie von Gérard-Fontallard.

feierte den Heldenkampf der Griechen in seinen Orientales, Delacroix malte 1824 sein berühmtes Gemetzel auf Chios, 1826 Griechenland auf den Trümmern Missolunghis, Ary Scheffer stellte Bozzaris bei Missolunghi aus und die rührend grausige Szene, wie griechische Frauen sich in den Abgrund stürzen, um den Türken zu entgehen. In Paris bildete sich ein griechisches Komitee, in das Chateaubriand eintrat. Baron Ternaux, ein reicher Fabrikant von Kaschmirschals, übernahm den Vorsitz, indem er erklärte: „Wenn ich mich der Freiheit Griechenlands widme, erfülle ich nur eine kindliche Pflicht gegen eine Mutter.“ Dieses Pariser Komitee brachte durch Sammlungen, Konzerte und Ausstellungen allein 400000 Frank zusammen. Die französische Flotte nahm an der Seeschlacht bei Navarin teil und sammelte ähnliche Lorbeeren wie die Armee in Spanien.

Nun, da sie glaubte, die Bourbonen mit kriegerischen Lorbeeren gekrönt zu haben, welche die Taten Napoleons vergessen ließen, säumte die Regierung nicht, ihr System durch Gesetze auszubauen, welche allerdings Frankreich in die Zeit vor 1789 zurückversetzt hätten. So verlangte das Ministerium ein Gesetz, das es berechtigen sollte, jeden französischen Bürger zu verhaften und einzusperren, wenn der Verhaftsbefehl von drei Ministern unterzeichnet sei. Sie hatten kein Glück mit dieser Forderung, eine derartige Einrichtung hätte ja nur die Wiedereinführung der berüchtigten Lettres de cachet bedeutet. Das Jahr 1826 bildet einen Merkstein in der Geschichte der Restauration durch zwei Gesetze, mit denen die Regierung der klerikal-feudalen Minderheit dem modernen Geiste ins Gesicht zu schlagen wagte. Das eine war die Wiedereinführung des Erstgeburtsrechtes, welches der Konsolidierung der Aristokratie dienen sollte. Es beunruhigte alle Familien im Gefühl ihres Besitzes, und die Freude war groß, als die Pairs, nachdem die zweite Kammer das Gesetz angenommen hatte, dasselbe verwarf. Paris illuminierte auf diese Nachricht hin ganz spontan. Das zweite Gesetz stand in noch größerem Widerspruch zu dem Geiste der Gegenwart, es war das sog. Sakrileg-Gesetz. Darin war bestimmt, daß der Einbrecher, der aus einer Kirche die heiligen Gefäße entwende, mit dem Tode bestraft werde; daß, wer die konsekrierte

Hostie entweihe, den Tod des Vatermörders erleiden solle, d. h. ihm sollte vor der Enthauptung die rechte Hand abgeschlagen werden usw. Schon bei der Beratung erregte der Gesetzentwurf, der, wie der Herzog von Broglie schreibt, 35 Jahre nach 1789 ebenso entsetzlich wie grotesk erschien, starken Unwillen bei der Opposition. Als die Verhängung der Todesstrafe angefochten wurde, die doch nicht auf ein Vergehen angewendet werden könne, dessen Abscheulichkeit in bezug auf die Ansicht von der Heiligkeit der gestohlenen Gegenstände lediglich Meinungssache sei, erwiderte Herr von Bonald: „Was tun wir damit anderes, als den Schuldigen vor seinen natürlichen Richter schicken?“ Das Gesetz ging in beiden Kammern durch, die Pairs ließen die Todesstrafe bestehen und hoben nur die Verschärfung des Handabhauens auf, zur Anwendung ist es indessen nie gekommen, das hat die Regierung doch nicht gewagt. Es genügte den Ultras, die öffentliche Meinung auf das stärkste herausgefordert zu haben, außer Junkern und Pfaffen hatten sie das ganze Frankreich gegen sich; wie Karl Hillebrand einmal richtig sagt: „Der Ultramontanismus verlangt von den Regierungen den Selbstmord.“ Es scheint, als wäre die Regierung Karls X. zu diesem Schritte völlig entschlossen gewesen. Sie hatte schon alle jene gegen sich, in denen der gesunde Menschenverstand nicht durch den Qualm der Bigotterie und der Vorurteile verdunkelt war, sie überlieferte ihren Gegnern nun auch eine richtig bewaffnete Armee, die Pariser Nationalgarde. Die Nationalgarde, aus Angehörigen des Mittelstandes gebildet, hatte die Bourbonen mit Begeisterung aufgenommen, denn sie erwartete von ihnen die Wiederherstellung des Friedens und dadurch die Wiederaufnahme der Geschäfte. Die Abschaffung der Konskription hatte alle diese Bürger, denen das stehende Heer ein Greuel war, dem neuen Königtum auch gewonnen, aber die lange Reihe verkehrter Maßregeln, die sich drängten, sie der Regierung allmählich ganz entfremdet. So war die Nationalgarde liberal geworden, und sie empfing den König bei der Revue des Jahres 1828, die mitten während heftiger Kämpfe um die Verfassung stattfand, mit den Rufen: „Es lebe die Charte, nieder mit Villèle!“ Karl X., der an die Rufe: „Es lebe der König“ gewöhnt war, erwiderte

mit Geistesgegenwart: „Ich bin gekommen, Huldigungen zu empfangen, aber keine Lehren!“ ließ sich aber dann doch bewegen, die Pariser Nationalgarde aufzulösen. Der Schritt war unklug, denn er verletzte den ganzen mittleren Bürgerstand der Hauptstadt und machte auch jene zu Feinden der Krone, die sich bis dahin nicht um Politik gekümmert haben mochten. Nachdem die Auflösung der Nationalgarde erfolgt war, schrieb der Herzog von Dalberg an Castellane: „Jetzt braucht es nur noch ein Zensurgesetz und wir haben die Revolution.“ Auch daran sollte es nicht fehlen, gerade in der Art, wie sie Zensur und Presse behandelte, zeigte die Restauration die ganze ihr innewohnende Schwäche, sie hat immer zwischen Milde und Strenge hin und her geschwankt.

Die Charte garantierte Freiheit der Presse, aber bereits im Oktober 1814 wurde die Zensur wieder eingeführt. Das Erscheinen von Zeitungen und Broschüren war von einer vorhergehenden Erlaubnis abhängig gemacht; Buchdrucker und Buchhändler durften sich nur mit Erlaubnis der Behörde etablieren und mußten einen Eid leisten. Während der hundert Tage aufgehoben, wurde die Zensur 1815 wieder eingeführt und durch einen Paragraphen verschärft, der das Verbrechen einer indirekt erfolgenden Aufreizung mit Strafe bedrohte, also die Presse der richterlichen Willkür überließ. Der Regierung stand ferner das Recht zu, jede Zeitung beliebig lange zu suspendieren oder ganz zu unterdrücken. Das Preßgesetz von 1819 bedeutete einen wirklichen Fortschritt, die Zensur wurde aufgehoben, es war nicht mehr nötig, für eine Veröffentlichung vorher die Erlaubnis einzuholen, Preßvergehen wurden vor das Geschworenengericht verwiesen und die indirekte Aufreizung wieder abgeschafft. Bald daruf erfolgte die Ermordung des Herzogs von Berry, und da im Besitze des Mörders einige Nummern liberaler Zeitungen gefunden wurden, so mußte die oppositionelle Presse natürlich an dem Verbrechen mitschuldig sein. Die Preßgesetze von 1820 und 1822 sind Zeugen der immer wachsenden Schärfe, mit der man der Presse zu Leibe ging. Die vorgängige Zensur und vorgängige Erlaubnis wurden wieder eingeführt und die indirekte Aufreizung durch den Tendenzparagraphen ersetzt. Dieser gestattete eine strafrechtliche Verfolgung auch in

den Fällen, in denen die Ausdrücke eines beanstandeten Artikels völlig harmlos waren; die Meinung, die der Schreiber vielleicht gehabt haben konnte, die allgemeine Richtung eines Blattes genügten zur Verurteilung. Das hieß die Presse mit gebundenen Händen der Justiz überantworten. In diesen Tendenzprozessen, deren ganze Gehässigkeit doch auf jene zurückfiel, die sie anstrengten, zeichnete sich der Staatsanwalt Marchangy durch besonderen Eifer und besondere Geschicklichkeit aus. Es kam vor, daß, wenn die Zeitungen in allgemeinen Ausdrücken von einem Schurken sprachen, ohne ihn bei Namen zu nennen, sie wegen Beleidigung der Minister verklagt wurden. Die Preßvergehen wurden wieder den Geschworenengerichten entzogen und vor die Gerichtshöfe verwiesen, deren die Regierung sicher war. Beleidigungen der Kammern sollten von diesen selbst geahndet werden, man machte sie also zu Richtern in ihrer eigenen Sache. Karl X. errang bei seiner Thronbesteigung durch Aufhebung der Zensur eine flüchtige Popularität; denn nur zu bald zeigte sich, von welchen Gesinnungen seine Regierung erfüllt war. 1827 brachte der Minister Peyronnet ein Preßgesetz ein, das als „Gesetz der Liebe und Gerechtigkeit" der Kammer angepriesen wurde. Es forderte, daß jede Veröffentlichung, auch jede Zeitung fünf bis zehn Tage vor ihrem Erscheinen bei der Behörde deponiert werden solle, die jüngsten Neuigkeiten der Presse wären also immerhin mindestens fünf Tage alt gewesen! Außerdem erhöhte es die Taxen: jeder erste Bogen sollte einen Frank, jeder weitere zehn Centimes Stempelabgaben zahlen, was also jede einzelne Nummer eines Blattes teurer als einen Frank gemacht hätte. Die Entrüstung, mit der diese Vorlage aufgenommen wurde, war unbeschreiblich und teilte sich allen Kreisen der Bevölkerung mit. Casimir Périer sagte in der Kammer, das Gesetz ließe sich dahin resümieren: „Zum Vorteil Belgiens wird die Buchdruckerei in Frankreich unterdrückt." Er kennzeichnete damit trefflich die Absichten der Ultras, hatte doch Herr von Salaberry einmal zu Frau von Rémusat geäußert: „Die Buchdruckerkunst ist die einzige Heimsuchung, mit der Moses vergaß, die Ägypter zu züchtigen." Die Akademie legte sich ins Mittel und sandte in

Lacretelle, Villemain und Michaud drei ihrer angesehensten Mitglieder als Deputation zum König, um gegen den Unfug dieses Gesetzes zu protestieren, umsonst, sie zogen sich nur die allerhöchste königliche Ungnade zu. Das Gesetz ging in der Deputiertenkammer mit überwältigender Majorität durch, die Pairskammer aber nahm es so feindselig auf, daß das Ministerium vorzog, es zurückzuziehen. Bei dieser Nachricht hat Paris wieder ganz spontan illuminiert. Die Pairs vertraten unter der Restauration mehr als einmal den gesunden Menschenverstand gegen die Verbohrtheit der feudalklerikalen Majorität der Deputiertenkammer. Chateaubriand, der von den Sitzungen der Pairs, von der Bank der Tauben, die ihre Hörrohre auf den Sprecher zücken, von der Bank der Schläfer eine ebenso anschauliche wie boshafte Schilderung entworfen hat, scheint ihnen doch unrecht getan zu haben. Auf das totgeborene Preßgesetz von 1827 mit seinen drakonischen Bestimmungen folgte unter dem Ministerium Martignac ein Jahr später ein liberaler Rückschlag, indem Zensur, vorgängige Erlaubnis zur Veröffentlichung und der verhaßte Tendenzparagraph wieder abgeschafft wurden. Ein letztes Mal raffte sich die Restauration in den berüchtigten Juli-Ordonnanzen zu vernichtendem Schlage gegen die Presse auf, aber nur mit dem Resultat, daß dieses verhaßte Institut der Regierung der Heiligen und der Ritter den Todesstoß versetzte.

Wennschon diese immer zwischen den Extremen unentschlossen hin und her schwankende Gesetzgebung die Entwicklung der Presse ungünstig beeinflussen mußte, so war diese selbst in den Zeiten der Zensurfreiheit auch durch fiskalische Maßregeln an der Entfaltung ihrer Kräfte gehindert. Die Abgaben für Stempel und Porto waren ganz außerordentlich hoch; so veranschlagt Rambaud, daß der „Constitutionel", der in einer Auflage von etwa 20000 Exemplaren erschien und eine jährliche Bruttoeinnahme von 1133000 Frank erzielte, 450000 Frank für den Zeitungsstempel und 230000 Frank für Porto zu zahlen hatte. Diese hohe Steuer nötigte die Presse, die außerdem den Nummernverkauf noch nicht kannte, zu Abonnementspreisen von solcher Höhe, daß sie nur den höheren Klassen zugänglich war, der niedere Bürgerstand und die Arbeiterbevölkerung aber von ihrer Kenntnisnahme so ziemlich

ausgeschlossen waren. So kann es denn auch nicht wunder nehmen, daß die Gesamtzahl aller Abonnenten sämtlicher französischer Zeitungen jener Epoche weit unter der bleibt, die heute eine einzige gelesene Tageszeitung aufweist. Trotzdem liegen die Anfänge unserer Journalistik von heute in jener Zeit. In den kurzen Intervallen, in denen die Presse ohne Zensur war, wußte die Zeitung sich einen Einfluß auf die Öffentlichkeit zu sichern, den auch die strengsten Maßregeln nicht wieder zu beseitigen vermochten. Selbst die nichtswürdige Behandlung, welche die Machthaber bestraften Journalisten so gerne angedeihen lassen (so wurde einmal der Redakteur Magallon mit einem Galeerensträfling zusammengeschmiedet, der an der Krätze litt!), hat den Mut und die Überzeugungstreue dieser Schriftsteller nicht gebrochen. Die Restauration der Bourbonen war nicht so bald vollzogen, als die Hauptstadt auch schon im Besitz einer Presse war, die alle Parteien, ja alle Schattierungen derselben literarisch und politisch vertrat. Auf seiten der äußersten Rechten, der Ultras, stand das „Drapeau blanc" mit 1900 Abonnenten, royalistischer als alle Könige zusammen, sagt Rochefort; die Gegner nannten es wegen seines giftigen Tones gern „Crapaud blanc". Auf derselben Seite befand sich die „Quotidienne", die so stürmisch nach Hinrichtungen verlangte, daß sie den Spitznamen „Die blutige Nonne" erhielt, und der „Conservateur", in dem Chateaubriand, Bonald, Lamennais, Berryer, Lamartine ihre ultra-royalistischen Anschauungen niederlegten. Der „Conservateur" hörte im Jahre 1820 auf zu erscheinen;



Aubry Lecomte. Chateaubriand.

denn in der Stellung der Tagesblätter begann sich ein Umschwung zu vollziehen, der nach und nach alle Zeitungen von Ruf und Einfluß auf die Seite der Opposition hinüberführte. Zu ihnen gehörte das „Journal des Débats", das seit 1789 existierte und im Jahre 1799 von dem älteren Bertin und Bertin de Vaux für 20000 Frank angekauft worden war. Anfänglich hatte es zur Regierung gehalten, dann ging es mit seinen 13000 Abonnenten zur Opposition über. Der „Constitutionel" war im Jahre 1815 unter dem Namen „Indépendant" gegründet worden. Er zählte damals nur 3000 Abonnenten und kam doch trotz dieser geringen Zahl auf seine Kosten. 1817 wurde das Blatt verboten, denn es hatte in einer Besprechung der Gemäldeausstellung im Salon mit Entzücken von dem Bildnis eines kleinen Knaben gesprochen, der in der Hand ein Veilchensträußchen hielt. Die Regierung hielt das für eine Anspielung auf den König von Rom, trotzdem der Dargestellte der Sohn des bayrischen Gesandten war, und unterdrückte die Zeitung. Sie erschien nach kurzer Zeit unter einem Titel, den Ludwig XVIII. selbst ausgesucht haben soll, als „Constitutionel" von neuem und gehörte zu den verbreitetsten Journalen der liberalen Presse. Auch die „Quotidienne" mauserte sich liberal, erst dann brachte sie ihre Abonnentenzahl auf 5800. Diese Ziffern erscheinen uns sehr wenig beträchtlich, aber sie waren für die damalige Zeit recht hoch, zumal, wenn man die Auflageziffern der Regierungsorgane mit ihnen vergleicht. In der Mitte der zwanziger Jahre hatte das „Journal de Paris" 4175, „Etoile" 2749, „Gazette" 2300, „Moniteur" 2250 Abonnenten, im ganzen hatten nach Rambaud die sechs Hauptblätter der Opposition 41330 Abonnenten, während die sechs wichtigsten Regierungsblätter nur 14344 zählten. Die Bonapartisten besaßen kein eigenes politisches Organ, in dem „Nain jaune", der in Brüssel erschien, hatten sie aber eine gefährliche Waffe gegen die Regierung in ihrer Macht. Dieses Spottblatt, das im Salon des Herzogs von Bassano seine Weisungen erhielt, hat durch seine witzigen Erfindungen der Sache der Ultras mehr geschadet, als der sachgemäße Ernst so mancher anderer Blätter. Zu diesen Zeitungen, in denen der Gegensatz zweier Weltanschau-







Henry Monnier. Der Geck.



ungen mit dem größten Aufgebot von Geist und Wissen, Überzeugung und Witz ausgefochten wurde, trat 1828 noch die „Revue française" als Organ der Doktrinäre, einer Partei, zu der eigentlich nur Guizot, der Herzog von Broglie und Royer-Collard gehörten, die aber ungeachtet ihrer geringen Zahl (Graf Beugnot sagte achselzuckend: „Die ganze Partei hat auf meinem Sofa Platz") durch ihr Wissen, den Ernst ihrer Überzeugung und die Reinheit ihrer Absichten von Einfluß und Gewicht in der Kammer war. „Sie hätten es noch weit mehr sein müssen," urteilt Odilon Barrot, „hätten sie nicht zu viel von sich und zu wenig von allen anderen gehalten, so stießen sie zurück, statt anzuziehen und blieben eine Coterie, statt eine große Partei zu bilden." Am Vorabend von 1830 gründeten Thiers, Mignet und Armand Carrel den „National", ein Blatt, das für den Herzog von Orléans eintrat und ihn gegen die ältere Linie ausspielte. Der spiritus rector dieses Journals war Talleyrand, „er zahlte zwar keinen Groschen in die Kasse," schreibt Chateaubriand, „aber er mehrte den gemeinschaftlichen Fonds durch seinen Anteil an Verräterei und Niedertracht."

Alle diese Zeitungen dienten politischen Zwecken, und da man erst mit dreißig Jahren wählen durfte, erst mit vierzig Jahren wählbar war, so waren sie eigentlich ausschließlich dem reifen Alter bestimmt; für das, was die Jugend wollte und erstrebte, hatten sie wenig oder gar keinen Raum. Für die Jugend wurde 1824 der „Globe" gegründet, in dem Charles de Rémusat, Ste. Beuve Duvergier d'Hauranne, Duchatel u. a. Fragen zur Diskussion stellten, die weniger politischer als literarischer und vor allem sozialer und religiöser Art waren. Der „Globe" machte die junge Generation vor 1830 mit dem Auslande bekannt und führte ihr Byron, Walter Scott, Goethe, Silvio Pellico, Manzoni und andere hervorragende Dichter vor Augen. Es ist zum großen Teil das Verdienst dieses Blattes, das den geistigen Horizont der französischen Generation jener Tage weitete und sie über die so eng gesteckten Grenzen ihres eigenen stockigen Klassizismus hinausblicken ließ. „Nichts von dem, was man uns entgegensetzt," schrieb der „Globe" in seiner Neujahrsnummer von 1827, „ist jung; die Jugend, die Kraft, die Arbeit und der Glaube aber sind

für uns." Für diese selbe zuversichtliche Jugend gründete Véron 1829 die „Revue de Paris" mit einem Jahresbudget von vierzigtausend Frank. Sie sollte nach seiner Meinung den unbekannten jungen Talenten dienen, Prosper Merimée, Casimir Delavigne, St. Marc Girardin, Ste. Beuve, Victor Hugo, Charles Nodier zählen zu den bekanntesten Mitarbeitern dieses Journals.

Die Jugend der Restauration war ein merkwürdiges Geschlecht. Hunderttausende blühender Leben hatten die Kriege Napoleons Jahr für Jahr dahingeopfert, so fehlten in dieser ganzen Generation die jungen Männer, welche zwischen dem Jüngling und dem reifen Mann mitten inne stehen; dieses verbindende Glied, das eine Verständigung zwischen Jugend und Alter hätte herbeiführen können, war nicht vorhanden. „Auf einer Welt in Ruinen", schreibt Alfred de Musset, „ließ sich damals eine sorgenvolle Jugend nieder, ein Geschlecht, das zwischen zwei Schlachten empfangen war. Alle diese Kinder waren Tropfen eines brennend heißen Blutes, das die Erde überschwemmt hatte." — „Drei Elemente", fährt er fort, „beherrschten das Leben, das sich damals den jungen Leuten darbot; hinter ihnen eine Vergangenheit, die für immer zertrümmert war, die auf ihren Ruinen unter den Fossilien des Absolutismus in den letzten Zügen lag; vor ihnen die Morgenröte eines unermeßlichen Horizontes, die ersten Lichtstrahlen der Zukunft und zwischen diesen beiden etwas Fließendes, Unbestimmtes, wie ein unruhiges Meer voller Schiffbrüche, man wußte nicht, wandert man auf einer Saat oder auf Trümmern." Der Weltschmerz Lord Byrons bemächtigte sich der Jugend, die Melancholie, die Chateaubriand in René so verführerisch gezeichnet hatte. „Ich schien mir eins mit René," schreibt George Sand. „Ich fühlte mich erdrückt von dem Lebensüberdruß, der mir in der Nichtigkeit aller irdischen Dinge nur zu viel Grund zu haben schien", und ganz ebenso schildert Gräfin d'Agoult, die Altersgenossin der berühmten Dichterin ihre Empfindungen, wenn sie schreibt: „Ich schien mir eine Beute jener unbestimmten Leidenschaften, jener göttlichen Melancholie, deren gefährlichen Rausch Chateaubriand unserer ganzen Generation mitteilte." In dem Schwächling Adolphe des gleichnamigen Romans von Benjamin Constant erblickte

selbst ein so klarer Geist, wie der jugendliche Charles de Rémusat das treffende Bild seines eigenen Zustandes, wenn er 1816 seiner Mutter schreibt: „Er ist das wahrste und traurigste Gemälde unseres Elends und ich verstehe nun unsere Schwäche und unsere Unentschlossenheit." Wer die Jugend hat, dem gehört die Zukunft, und es ist nur selbstverständlich, daß der Klerus danach strebte, sich dieser, von unklaren Gefühlen erfüllten, ihrer selbst nicht sicheren Jugend zu bemächtigen. Er ging in diesem Streben sehr viel klüger und zweckmäßiger vor, als die Ultras der Kammer es in ihren Ansprüchen taten. Graf d'Alton-Shée, der seit 1822 das Collège Henri IV. besuchte, erzählt in seinen Erinnerungen, mit welchem Raffinement man zu Werke ging, um die Seelen der jungen Leute für die Kirche zu gewinnen. Den Aristokraten unter ihnen lehrte der Abbé Prinz Rohan, ein Dandy in der Soutane, das Christentum mit ritterlicher Koketterie, indem er sie an den Heiligen Ludwig, die Kreuzfahrer, die Jungfrau von Orléans, Bayard, den frommen Ritter ohne Furcht und Tadel erinnerte. Den Zweiflern erzählte Abbé de Janson, der aussah, wie ein reuiger Satan, die Geschichte seiner eigenen Bekehrung vom Weltmann zum überzeugten Frommen, er sprach ihnen von den Wonnen der Pilgerfahrt zum Heiligen Grabe, die er gemacht hatte und den Schrecken der Hölle, welche die Verdammten erwarteten. Die Erwachsenen, denen man schon ein selbständiges Denken zutraute, wurden dem Abbé de Lamennais beigegeben, der sie durch den Reichtum seines Geistes fesselte und bestach. „Trotz alledem", sagt Graf d'Alton, „war der Glaube etwas Seltenes unter uns und dauerte nicht länger als bis zur ersten Kommunion." Der liberale Hauch war zu stark, der Wunsch nach Befreiung von den Fesseln, welche Klerus und Aristokratie dem menschlichen Geiste angelegt hatten, war zu dringend, als daß nicht auch die feinste Spekulation auf die Schwächen des Verstandes und Gemütes hätte fehl schlagen müssen. Der ununterbrochene Ansturm, den die Ultras der Kammer auf die Freiheiten von 1789 unternahmen, rief zudem den lebhaftesten Widerstand unter der Jugend hervor. „Alles was jung war", schreibt Dr. Menière, „stürzte sich in die Opposition, die jungen Leute sahen nichts, was auf der Welt den Erfolgen der Constant,



General Foy. Nach der Lithographie von Jacob.

Foy, Lafitte (der liberalen Kammerredner) vorzuziehen wäre." So waren die höheren Schulen, vor allem die der Pariser Mediziner und Techniker geradezu Mittelpunkte der liberalen Bewegung geworden, und die jungen Akademiker versäumten keine der zahlreichen Gelegenheiten, die sich z. B. bei den Leichenbegängnissen von Manuel, General Foy, dem Empfang Lafayettes, der von einer Reise nach Amerika heimkehrte, zu liberalen Demonstrationen darboten.

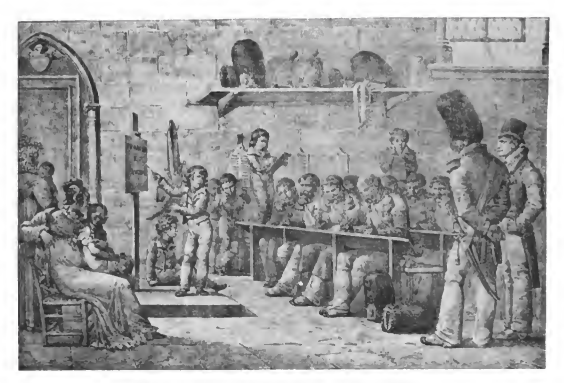
Das gesamte Unterrichtswesen Frankreichs war von Napoleon in der Université de France zentralisiert worden. Dieses Institut umfaßte den Unterricht auf allen seinen Stufen, den Volksunterricht, die Mittelstufen und den akademischen Unterricht. Die Université, die einen Großmeister und einen ganzen Stab von Rektoren, Generalinspektoren, Inspektoren usw. besaß, beherrschte infolge des Monopols, welches ihr auch die Oberaufsicht über alle Privatschulen einräumte, den ganzen Unterricht, der innerhalb der französischen Grenzen erteilt wurde. Die Macht, die ihr Großmeister dadurch ausübte, veranlaßte die Regierung, diese Würde 1815 aufzuheben und sie durch einen Präsidenten und elf beigeordnete Räte zu ersetzen. Zu gleicher Zeit nahmen die siebzehn untergeordneten Akademien den Namen Universität an, trotzdem 1816 zwanzig Fakultäten aufgehoben wurden und Vorträge über Geschichte der Philosophie und moderne Geschichte nicht mehr gehalten werden durften. Der akademische Unterricht war auf einer hohen Stufe, die Pariser Institute so glänzend aus-

gestattet, daß Gelehrte aus aller Herren Länder nach der französischen Hauptstadt gingen, weil sie nur dort Mittel fanden, ihre Studien zu vollenden. Alexander v. Humboldt hat lange Jahre in Paris gelebt, weil ihm der Verkehr der dortigen Gelehrten unentbehrlich war. Zu ihnen gehörten die Naturforscher: Arago, Cassini, Cuvier, Ampère, Gay-Lussac, Jussieu; die Orientalisten Silvestre de Sacy, Champollion, Abel Rémusat; die Archäologen Quatremère de Quincy, Etienne Quatremère und viele andere, deren Namen und Ruhmestaten längst der ganzen Welt vertraut sind. Der Wissensdrang, der in weiten Kreisen vorhanden war, führte zu der Bildung einer Gesellschaft der schönen Wissenschaften unter dem Präsidium von Chateaubriand. Sie veranstaltete dreimal wöchentlich öffentliche Vorträge, zu denen die elegante Welt sich drängte, Nicollet las über Astronomie, Pariset über Psychologie, Malitourne über die Sitten, der greise Lacretelle improvisierte Verse. In Metz hielten Bargery und Poncelet, in Nevers Morin, in Lyon Tabareau Kurse für ein gebildetes Publikum. An der Sorbonne trug Villemain über französische Literatur vor, Victor Cousin sprach über Geschichte der Philosophie, Guizot über moderne Zivilisation. Hätte das Ansehen dieser Lehrer noch gesteigert werden können, so erfolgte das, als die Regierung Cousin und Guizot von ihren Kathedern verwies und ihre Vorlesungen verbot.

Bescheiden sowohl nach dem Umfange dessen, was gelehrt wurde, wie nach der Art des erteilten Unterrichts war die Schule der Mittelstufe. In den Collèges wurde nur Lateinisch und Griechisch gelehrt, erst seit 1820 gab es einmal in der Woche eine Stunde Geschichte und dieser Unterricht beschränkte sich auf mechanisches Auswendiglernen trockner Zahlen. Die Erziehung war roh und hart. Mit blutendem Herzen entließ George Sand jedesmal ihren armen Jungen am Sonntag wieder in sein Collège Henri IV., „die Kinder wurden wie Gefangene behandelt, der Aufseher verstand es, sie genau so unglücklich zu machen, wie die Regel es verlangte“, schreibt sie. Graf d'Alton-Shée verließ dasselbe Collège „mit tiefem Widerwillen gegen das Studium und der Verachtung jeglicher Autorität“. Weit schlechter noch als in der Hauptstadt war der Unterricht in den Kollegien der Provinz.

Erneste Renan erzählt von dem Unterricht, den er in Tréguier empfing, daß Lateinisch mit Hilfe derselben Bücher gelehrt wurde, wie im 15. und 16. Jahrhundert, ohne Grammatik. Für die Geistlichen, welche unterrichteten, war das Gedicht des jüngeren Racine über die Religion das neueste Erzeugnis der französischen Poesie, Victor Hugo kannten sie gar nicht und Lamartine mit seinen gefährlichen Versen wurde lächerlich gemacht. „Ich erhielt eine Erziehung," ruft Renan aus, „wie man sie zweihundert Jahre zuvor in geistlichen Genossenschaften erteilte." — In den Mädchenschulen war es das gleiche. „Jahre wurden hingebracht, um uns das Denken abzugewöhnen und uns zu verdummen", urteilt Gräfin d'Agoult über den Unterricht, den sie bei den Dames du Sacré Cœur in Paris empfing; von fünf jungen Mädchen, alle von vornehmster Herkunft, mit denen sie erzogen wurde, konnten nur zwei richtig orthographisch schreiben.

Völlig vernachlässigt war der Elementarunterricht auf seiner untersten Stufe. Das rührte noch aus den Zeiten des Kaiserreiches her; hatte Napoleon doch 1811 ausdrücklich verboten, den Kindern mehr als Lesen, Schreiben und Rechnen beizubringen! Während der hundert Tage hatte Carnot den Versuch gemacht, den Elementarunterricht zu heben, aber die Kürze der Zeit, während welcher sein Einfluß mächtig war, hatte nicht erlaubt, daß seine Maßregeln irgendeine Wirkung hatten. Nach der zweiten Restauration nahm sich Royer-Collard als Präsident der Université der Sache an und verlangte, daß jede Gemeinde für den Elementarunterricht zu sorgen habe; in 24 Departements richtete er Musterschulen ein. In dieser Zeit waren von 37000 Gemeinden 25000 ohne jede Schule, so daß beispielsweise in der Normandie nach Apperts Erzählungen von 100 Menschen höchstens zehn lesen, drei oder vier schreiben konnten und das noch sehr mangelhaft. Die Regierung betrachtete die Angelegenheit der Volksschulen als etwas, das sie wenig oder nichts anginge. Während das Budget jährlich drei Millionen für die höheren Schulen auswarf, sah es nur 50000 Frank für den Elementarunterricht der ganzen Monarchie vor. In den sechzehn Jahren ihres Bestehens gab die Regierung der Restauration für den Volksschulunterricht zusammen nur



Marlet. École d'enseignement mutuel à Metz.

742000 Frank aus, erst das Budget für 1829 warf für diesen Zweck 100000, das für 1830 300000 Frank aus. Die Regierung überließ die ganze Angelegenheit der privaten Initiative und hätte sie, wäre es nach ihren Wünschen allein gegangen, am liebsten ganz der Geistlichkeit überlassen. Im Jahre 1814 gründeten zwei große Menschenfreunde, Baron Gerando und Graf Laborde, die Gesellschaft zur Unterstützung des Elementarunterrichts, welche sich die Förderung desselben auf das eifrigste angelegen sein ließ. Es fehlte ihr zur Ausführung ihrer Pläne das wesentlichste, Geld und Lehrer, so griff sie notgedrungen nach einem System des Unterrichts, das seit einigen Jahren von England aus als Methode Bell-Lancaster bekannt geworden war. Bell hatte die Art in Indien kennen gelernt, Lancaster sie unter Quäkern angewendet. Sie beruhte darauf, daß der vorgeschrittenste Schüler das, was er gelernt hatte, sofort einem Kreise anderer Schüler beibrachte, dieser wieder anderen, so daß mit einem verhältnismäßig geringem Aufwand eigentlicher Lehrkräfte ein großes Resultat erzielt werden konnte. 1817 gab es in Frankreich bereits gegen einhundert



Schulen mit gegenseitigem Unterricht nach diesem System, sie zählten etwa 10 bis 12000 Schüler. Der Philantrop Appert tat viel zur Verbreitung dieser Methode, die durch seine Bemühungen in der Armee eingeführt wurde. Dieser vielverheißende Anfang erregte das stärkste Mißfallen der katholischen Geistlichkeit. Sie machte [illegible] Ketzer, wie Bell und Lancaster, [illegible] und Richtiges gefunden haben könnten, [illegible] der in Kammern und Regierung die [illegible] diese von Laien gehaltenen Schulen mobil. [illegible] der im höheren Unterricht die wissen- [illegible] perhorresziert, da seine Kirche ja die [illegible] und nicht erst zu finden braucht, mußte [illegible] der Unterricht auf der untersten Stufe ganz in [illegible] werde. Schon Napoleon hatte aus Gründen [illegible] und Nützlichkeit die Kongregation der Brüder [illegible] Schule zum Unterricht autorisiert, und dieser [illegible] reihten sich jetzt zahlreiche andere an. Sie hatten [illegible] Laienlehrern voraus, daß ihre Lehrer nicht von der [illegible] sondern von ihren geistlichen Obern angestellt [illegible] ohne daß sie zu studieren brauchten, ohne daß sie [illegible] hatten, ein Examen abzulegen oder ein Diplom zu erwerben. Vor den Laienschulen hatten die der Kongregationen [illegible] noch einen außerordentlichen Vorteil, sie unterrichteten nämlich umsonst. Die Université, deren Privileg durch die Eröffnung der Kongregationsschulen verletzt wurde, protestierte gegen dieselben, und so entspann sich zwischen Ultras und Liberalen der Kampf um die Lehrfreiheit, der die Restauration noch lange

überdauert hat. Worauf es bei der Erziehung durch die Schulbrüder ankam, das sagte der Abgeordnete Piet 1821 mit dürren Worten in der Kammer: „Die Brüder lehren den Kindern nicht nur Lesen, Schreiben und Rechnen, sie bringen ihnen vor allen Dingen ihre Pflichten als Christen bei. Sie geben ihnen die Lehre, die armen Leuten so nützlich ist: daß sie in einem anderen Leben die Belohnung für die Leiden erhalten werden, die sie in diesem irdischen auszuhalten haben. Sie geben ihnen die Gewißheit, daß die Vorsehung ihre Hilfe ist, und daß sie im Himmel einen Vater haben, der beständig über ihnen wacht." Vielleicht ist das Dumm machen, worauf die geistliche Erziehung es ablegt, selten mit so offenen Worten eingestanden worden.



Charlet. Lithographie.

In der vordersten Reihe kämpften die Jesuiten, welche, ohne sich um das Privileg der Université zu kümmern, nach und nach sieben Kollegien einrichteten; das erste in St. Acheul, wo alle, welche sich bei Hofe einschmeicheln wollten, ihre Söhne hingaben. Ihre Schüler nahmen eine angenehme Erinnerung an die dort verbrachten Jahre mit, aber die Kenntnisse, die sie erworben hatten, waren schwach, die natürlichen Anlagen des Charakters unterdrückt oder gebrochen. Der Widerwille gegen die Jesuiten war so stark, daß die Regierung sich genötigt sah, der öffentlichen Meinung nachzugeben und die Kollegien der Gesellschaft im Juni 1828 zu schließen. Das Resultat des Unterrichts, soweit er die unteren

Klassen betraf, blieb bescheiden, noch im Jahre 1827 konnte die Hälfte der Konskribierten weder lesen noch schreiben.

Wie die Restauration die ältere Generation der Franzosen zu einem Kampf um die Gewissensfreiheit nötigte, so zwang sie die jüngere zu einem Kampf um die Geistesfreiheit. Drückend lastete auf Kunst, Literatur und Schule der Alp des Klassizismus. Die Kollegien lehrten nur Griechisch und Lateinisch; „ich konnte nicht Lateinisch," ruft Béranger aus, „und es war doch nicht zu entbehren, wenn man gut Französisch schreiben wollte." Für Kunst und Poesie hatte nur das klassische Altertum Berechtigung, sie waren von diesem Vorurteil wie von einer chinesischen Mauer umschlossen. In diese Bresche gelegt zu haben ist das mittelbare Verdienst Napoleons. Der Kaiser selbst, der sich als Nachfolger der römischen Cäsaren betrachtete, huldigte zwar, soweit ihn die Kunst überhaupt interessierte, dem klassischen Ideal, aber ohne es zu wissen oder zu wollen, machte er die Franzosen nicht nur geographisch mit Europa bekannt, sondern auch literarisch und künstlerisch. Italien war mit Frankreich in einer Art Personalunion verbunden, Spanien und große Teile Deutschlands waren Jahre hindurch in engster Verbindung mit ihm, die Kunstschätze dieser Länder wurden nach Paris überführt. So konnte es gar nicht ausbleiben, daß auch die Literatur der Besiegten in engere Beziehungen zu der französischen trat, als es vorher der Fall gewesen war. Dante, Calderon, Goethe und Schiller wurden übersetzt, und als nach der Besiegung des Kaisers der Schwarm der Emigranten aus England zurückkehrte, begannen auch Shakespeare, Scott, Byron in Frankreich einzudringen. Der englische Einfluß, der so lange völlig zurückgedrängt gewesen war, wurde fast übermächtig. Man konnte unter der Restauration einem eleganten jungen Mann keine größere Schmeichelei sagen, als wenn man ihn für einen englischen Jockei hielt; aber Gelehrte und Politiker waren nicht weniger eifrig darin, immer über den Kanal zu blicken. Guizot erzählt in seinen Memoiren, er habe nur aus dem Grunde die englische Geschichte studiert, um den Franzosen zu zeigen, was sie befolgen und was sie meiden sollten, Thiers gab dem National das Motto „1688" und verglich in seinen Leitartikeln Karl X. mit

Jacob II. und den Herzog von Orléans mit Wilhelm von Oranien. In seiner Geschichte der Eroberung Englands durch die Normannen führte Augustin Thierry zum ersten Male als neues historisches Prinzip die Rassenfrage ein, die Völker und ihre Nöte überwiegen in der Darstellung die Könige, die bis dahin für den Geschichtschreiber die Hauptsache gewesen waren.

Ganz besonders war die geniale Persönlichkeit Lord Byrons nach dem Sinne der Jugend, die unruhig und zerrissen ihr Ziel im Kampf gegen Herkommen und Autorität sah. Die Gestalten seiner Dichtungen waren Dichtern und Malern gleich vertraut, Delacroix hat Marino Faliero, den Gefangenen von Chillon, den Schiffbruch Don Juans, die beiden Foscari, Laras Tod, Giaour und Pascha; Ary Scheffer Medora, den Giaour gemalt. In weitere Kreise als der hohe Schwung der Poesien Byrons drangen die Romane Walter Scotts, die eben damals ihren Siegeszug um die Welt begannen. Der Verleger Gosselin, der 1822 eine französische Ausgabe der Werke des schottischen Erzählers herausgab, hatte einen großen buchhändlerischen Erfolg; das Theater der Porte St. Martin spielte ein Melodrama, dessen Stoff aus Kenilworth gezogen war. Der neunzehnjährige Victor Hugo und Soumet bemächtigten sich des gleichen Romans, aus dem sie ein Drama Amy Robsart zurechtschnitten; es blieb mehrere Jahre liegen, fiel aber durch, als es 1828 im Odeon aufgeführt wurde. Quentin Durward inspirierte Barante zu seiner großen Geschichte der Herzöge von Burgund. Übersetzungen, Nachahmungen und Bearbeitungen Walter Scotts waren ebenso zahlreich wie die Bilder, zu denen seine Figuren die Motive hergaben. Delacroix, Ary Scheffer, Jollivet, Poterlet und viele andere haben aus ihnen geschöpft, Camille Roqueplan selbst seine Landschaften aus Walter Scott entnommen. Die Charaktere und Schicksale der Figuren dieser Romane wurden zu einem geistigen Gemeingut aller Gebildeten, sie wurzelten in manchen Köpfen so fest, daß, als die Herzogin von Berry lange Jahre später den Aufstandsversuch machte, der so kläglich in der Lächerlichkeit untergehen sollte, sie, ihr kleiner Hof und alle Verschworenen sich nur mit Namen aus Scotts Romanen nannten und das Gefühl hatten, selbst einen historischen Roman zu spielen.

Alle diese Fremden mochten in ihren Werken an formaler Schönheit hinter den französischen zurückstehen, aber an Reichtum der Erfindung, im blühenden Stil der Phantasie übertrafen sie dieselben weit, ein Umstand, der sie ohne weiteres zu Bundesgenossen der Jugend machte. „Man fand Shakespeare, Dante, Goethe, Byron, Scott in allen Ateliers," schreibt Théophile Gautier, „die Einbildungskraft überhitzte sich bei der Lektüre dieser fremden Werke, deren Kolorit so bunt, deren Phantasie so frei und so mächtig war." Von allen Seiten her empfing die französische Jugend Hilfstruppen aus der deutschen, englischen, italienischen und spanischen Literatur, um gegen den verrotteten Klassizismus, der ihr eigenes literarisches und künstlerisches Leben zu beherrschen suchte, Sturm zu laufen. Noch befanden sich seine Vertreter in der Macht, die Klassizisten von damals, Arnault, Jouy, Viennet, Auger, Jay, waren die einzigen, die auf dem Theater zu Gehör kamen und waren diejenigen, welche die Zensur handhabten. Aber für die Jugend waren diese Götter nur tönerne Götzen, wie Charles Nodier einmal schrieb: „Die Klassiker fahren fort, im Namen des Aristoteles über die Literatur zu herrschen, aber sie regieren, wie entthronte Könige, die nur Macht ausüben, wenn man das Recht verkennt." Immer wieder verwiesen diese Klassizisten auf das Altertum und nur auf das Altertum, nichts sollte Geltung haben dürfen, als das Hergebrachte, schon hundertmal Dagewesene. „Sie müssen jemand ähneln, wenn sie gelesen werden wollen", sagte Didot, als ihm Lamartine seine ersten Gedichte zum Verlage anbot, und Victor Hugo konnte empört ausrufen: „Immer hat man den Lebenden die Namen der Toten an den Kopf geworfen; man steinigte Corneille mit Tasso, Racine mit Corneille, Voltaire mit Racine, und alle, die sich heute erheben, mit Corneille, Racine und Voltaire zusammen." Ein stumpfer Schlendrian war in die Literatur eingezogen. Wie man in der Akademie der Künste unfehlbare Rezepte besaß, um den Rompreis zu gewinnen, so arbeiteten auch die Dichter nach untrüglichen Formeln. Nur wurden sie immer langweiliger und blutloser. Brifaut hatte eine Tragödie geschrieben „Don Sancho", deren Schauplatz Barcelona war. Sie wäre auch aufgeführt worden,

aber da gerade politische Verwicklungen mit Spanien erfolgt waren, so glaubte die Zensur, an einem Stück, das in Spanien spielte, Anstoß nehmen zu müssen. Der Dichter machte aus Don Sancho Ninus, aus Barcelona Ninive, und brauchte weiter kein Wort zu ändern, um sein Drama in das Altertum und den Schauplatz nach Assyrien zu verlegen. Nicht nur um die Stoffe, sondern auch um Sprache und Ausdruck hatten die Jungen zu kämpfen. „In Frankreich war der Abscheu vor dem mot propre zu einer unglaubwürdigen Höhe gestiegen", schreibt Théophile Gautier. Wie die Akademie den Gebrauch von kräftigem Grün und Gelb untersagte, so waren in der Poesie gewisse Worte vollständig perhorresziert. Die Tragödie „Othello" von Alfred de Vigny fiel durch, weil darin das Wort „Schnupftuch" vorkam; daß Racine einmal „Hunde" gesagt hatte, statt „Molosser" war ein Fehler, den ihm hundert Jahre nach dem Tode noch kein Kritiker verzieh. Wenn man von einer Glocke sprechen wollte, mußte man sie als das „tönende Erz" umschreiben und das Meer nicht Meer, sondern das „feuchte Element" nennen. In Victor Hugos „Hernani" fragt König Karl: „Ist es Mitternacht?" „Sogleich Mitternacht" wird ihm geantwortet. Diese harmlosen Worte entfesselten Stürme der Wut und des Mißfallens im Theater. „Ein König fragt nach der Uhr wie ein Krämer," bemerkt Gautier, „und man antwortet ihm wie einem Knoten! Man hätte umschreibend sagen müssen: Die Stunde wird gleich ihre letzte Woh-



Sträflinge im Bagno. Nach der Lithographie von Horace Vernet.



Victor Hugo.

[illegible] erreicht haben!" Gegen diese in alten Vorurteilen geradezu versteinerten Anschauungen anzukämpfen, war der Jugend eine Lust; Lamartine, Victor Hugo, Casimir Delavigne, Alfred de Vigny gingen den Klassizisten in Zopf und Perücke mit Leidenschaft und Feuer zu Leibe, unterstützt von der jungen Kritik, schrieb doch Thiers einmal: „Ich habe Latein und Griechisch satt, ich prophezeie unsern Malern und Bildnern eine ewige Lächerlichkeit."

Alfred de Vigny hat diese Epoche einmal sehr glücklich charakterisiert, wenn er sagt: „Sie war unbeweglich und matt nach außen, kleinlich und unentschieden im Handeln, willenlos, unansehnlich in ihren Ereignissen, aber innerlich bewegt und verzehrt von einer wunderbaren geistigen Tätigkeit, eine in der Geschichte fast beispiellose Gärung wie einen glühenden Schmelzofen in sich tragend." Mit derselben Begeisterung, mit welcher die ältere Generation, die Constant, Guizot, Lafitte, Foy, Manuel u. a. in der Politik die Errungenschaften der großen Revolution gegen den Ansturm der Ultras verteidigten, mit dem gleichen Feuer der Begeisterung zog die Jugend in den Kampf gegen die verstaubten Burgen klassizistischer Ideale. Man hätte glauben sollen, beide wären Hand in Hand gegangen; denn die gute Sache beider war im Grunde die gleiche, das Recht der neuen Zeit gegen die alte, aber das war nicht der Fall. Wie die Bourbonen von den Armeen der Alliierten auf den Thron zurückgeführt wurden, so brach

auch die neue romantische Richtung an der Spitze fremder Literaturen in die verschlafenen Gefilde des Klassizismus ein. Fremde hier und Fremde dort, und wie der Haß der Opposition die fremden Armeen traf, die bis 1818 im Lande blieben, so traf er gleichzeitig die fremden Dichter. So waren die Zeitungen der liberalen Opposition, das „Journal des Débats", der „Constitutionel", die „Pandora", die „Minerva" auf seiten des Klassizismus, weil er französisch war; sie waren liberal in der Politik, reaktionär in der Ästhetik, während die Journale der Regierung auf seiten der Jugend standen. Die Monarchisten waren um so mehr dazu geneigt, die neue Bewegung zu unterstützen, weil die Vertreter derselben ihre politischen Anschauungen ästhetisch vergoldeten. Wie die deutschen Romantiker der gleichen Zeit, so schwärmten sie für die Legitimität, für Rittertum und Mittelalter, für Kirche und Klosterwesen, die sie mit dem schimmernden Mantel schöner Strophen verherrlichten. Das war gerade, was die Ultras brauchten, denen der korrekte Klassizismus immer einen bonapartistisch-zäsarischen Anstrich zu behalten schien.

Diese feudal-mystisch-mittelalterliche Romantik, die sich in der bildenden Kunst zuerst manifestierte, hatte einzelne Vorstöße gegen den allein herrschenden Klassizismus schon in den Tagen gewagt, da der Diktator David noch die französische Kunst kommandierte. In seinem Atelier hatte sich eine kleine Gruppe zusammengeschlossen, Maurice Quay, Perrie, Monrose, Paulin Dupuylar und andere gehörten dazu, die schon viele Jahre vor den deutsch-römischen Nazarenern den Klassizismus abschworen. In ihrem Ausdruck waren sie gewollt primitiv, in der Wahl ihrer Stoffe vernachlässigten sie das Altertum, was damals unerhört war, und hielten sich dafür an Ossian und Shakespeare. Dieser Abfall von der Antike wird jedes Jahr stärker, 1808 erschien Atalas Begräbnis von Girodot-Trioson im Salon, noch vor 1812 malten Vermay: Daniel Marot und Margarethe von Navarra; Coupin, Francesca da Rimini; Ducis, Tasso und seine Schwestern; Deforbin, Ines de Castro; Lengyard, Lady Jane Gray. 1812 wagte Gros Franz I. und Karl V. in Saint Denis, dann erschien Revoil mit seinem Karl V. und die Herzogin von Etampes, ja seit der Restaura-

tion der Bourbonen gewinnt das romantisch-mittelalterliche Motiv den Vorrang über die Antike. Im Salon von 1817 sah man von Gérard den Einzug Heinrichs IV. in Paris, von Forbin eine Nonne im Kerker der Inquisition, von Revoil Bayard in Brescia. Der Salon von 1819, in dem Hersent einen Gustav Wasa zeigte, der die schwedischen Stände segnet, wo Revoil die Jungfrau von Orléans in Rouen, Granet den Chor der Kapuzinerkirche in Rom ausgestellt hatte, war angefüllt mit Bildern, welche Vorgänge aus dem Leben von Raphael, van Dyck, Rubens, Poussin darstellten. Wie sehr dieses Genre dem Publikum gefiel, zeigte der Erfolg: Granet mußte sein Bild vierzehnmal wiederholen. Stendhal sagte ganz richtig: „Die Romantiker geben dem heutigen Publikum das, was ihm das meiste Vergnügen macht, die Klassiker das, was ihren Urgroßvätern am meisten gefiel."

Den gleichen mittelalterlichen Beigeschmack besitzen auch die ersten Werke der romantischen Dichter. Victor Hugo und Lamartine sind in ihren Anfängen legitim-royalistisch; Hugo erhielt eine Pension aus der Privatschatulle Ludwigs XVIII. Lamartines überschwenglichen Huldigungen verdankte der nachgeborene Sohn des Herzogs von Berry, erst Herzog von Bordeaux, dann Graf von Chambord genannt, seinen Beinamen: Das Kind des Wunders. Diese jungen Talente, sämtlich royalistisch-katholisch gesinnt, bildeten um 1823 herum das erste Zönakel, zu dem außer Victor Hugo und Lamartine, Alfred de Vigny, Rességuier, Delatouche u. a. gehörten, die ihre Werke in der „Muse française" und der „Oriflamme" veröffentlichten. In der Mitte der zwanz'ger Jahre vollzieht sich dann allmählich der Umschwung, der die Romantiker von den Ultras abrücken und Anschluß an die Opposition finden läßt. „Es wäre wunderbar," schrieb Victor Hugo, „daß in dieser Zeit die Freiheit überall hindränge, außer in das, was das ursprünglich freieste auf der Welt ist, den Gedanken. So legen wir also den Hammer an die Theorie, die Poetik und das System, schlagen wir den alten Verputz herunter, welcher die Fassade der Kunst verhüllt."

Ganz außerordentlich charakteristisch für den Umschwung in den Anschauungen ist die Aufnahme, welche in diesen Jahren



Henry Monnier. Eine glückliche Ehe.



Shakespeare in Paris fand. 1823 erschien eine englische Truppe, die seine Stücke aufführen wollte, aber derart ausgepfiffen wurde, daß sie nach London zurückkehrte. Nieder mit Shakespeare, hieß es, er ist ein Adjutant Wellingtons. Delacroix schrieb bei dieser Gelegenheit an Victor Hugo, die Würde der Akademie verlange, daß sie die Einführung von diesem Zeug (es handelte sich um Othello, Hamlet, Lear) für unverträglich mit der öffentlichen Moral erkläre. Nur vier Jahre später kam eine andere Truppe, zu der Kemble und Kean gehörten, nach Paris und sah ihre Aufführungen mit jubelnder Begeisterung aufgenommen. In demselben Jahre nannte Victor Hugo in der Vorrede zu Cromwell „Shakespeare den Gott des Theaters, in dem wie in einer Dreieinigkeit die drei größten und charakteristischsten Genies unserer Bühne, Corneille, Molière und Beaumarchais, vereinigt erscheinen."

Mittlerweile hatte der Kampf zwischen Jugend und Alter einen größeren Schauplatz gefunden, nämlich das Theater. „Da das Feuilleton noch nicht erfunden war," schreibt Théophile Gautier, „so war die Bühne der einzige Balkon, von dem aus der Dichter sich dem Publikum zeigen konnte." Dadurch, daß sie sich den Zugang zur Bühne zu bahnen suchten, brachten die Romantiker ihre Sache vor das Forum der breitesten Öffentlichkeit und griffen die Klassizisten in ihrer letzten Verschanzung an. Kein Wunder, daß der Kampf erbittert war und mit allen Mitteln geführt wurde. Gegen die überlieferten Typen der klassischen Tragödie setzten die Romantiker die Natur, gegen die kalte Ruhe und Erhabenheit die Leidenschaft wirklicher Empfindung. Hatten jene das Schöne zum Endzweck ihrer Kunst gemacht, so erklärte Victor Hugo: „Der Dichter muß sich aus den Dingen nicht das Schöne, sondern das Charakteristische auswählen", suchten jene aus ihrer Sprache jeden bezeichnenden Ausdruck auszumerzen, so forderte Victor Hugo: „Der Dichter muß sich seinen Stil schaffen. Niemals ist eine Sprache fertig. Jede Epoche hat ihre eigenen Ideen, also muß sie auch ihre eigenen Worte für diese Ideen haben." Er schloß von seiner Seite aus den Streit mit den Worten: „Es gilt, weder klassisch noch romantisch, sondern in der Literatur, wie in allen Dingen gibt es nur zwei Unterschiede: Gut und schlecht, schön

und häßlich, wahr und falsch.“ Die Vorrede zu Cromwell, in der sich Victor Hugo mit den Gegnern auseinandersetzt, war das Manifest der Romantik, „wir betrachteten sie, wie die Gesetzestafeln vom Berge Sinai“, sagt Théophile Gautier. Die Jugend bekannte sich einstimmig zu den Romantikern, und das Publikum, das nach Adele Hugo müde war, immer dieselbe Tragödie, dieselbe Komödie nur ewig umgekrempelt zu sehen, schloß sich nach einigen Theaterschlachten ihnen an. Die Abneigung gegen die Langeweile der klassizistischen Stücke hatte selbst die Schauspieler angesteckt. Der berühmte Talma, dreißig Jahre lang der Stern der französischen Bühne, unerreicht im klassischen Repertoire, verlangte von Victor Hugo die Unterdrückung aller Tiraden und Effektstellen, „nur keine schönen Verse!“ rief er aus, „die Wahrheit ist es, die ich mein Leben lang gesucht habe.“ Der große Tragöde befand sich da in einem merkwürdigen Irrtum, denn alle nichtfranzösischen Zuschauer, die ihn spielen sahen, sind einig in ihrem Urteil über sein höchst unnatürliches Spiel, sein Gesichterschneiden, seine gewaltsamen Bewegungen und das heulende Auf und Nieder seiner Stimme. Talma starb, bevor diese Probe an sein Talent gestellt werden konnte, ihm, der in Römertragödien ergraut war, würde die neue Sprache, die anders skandierten Verse, die fremdartigen Empfindungen wohl die größten Schwierigkeiten bereitet haben. Ein Teil des Widerstandes gegen die Theaterstücke der neuen Schule ging denn auch von den Schauspielern aus, für welche die hergebrachten Stücke so unendlich leicht zu spielen waren. Adele Hugo erzählt im Leben ihres Mannes äußerst amüsant, wie erfinderisch Mlle. Mars darin war, Victor Hugo immer aufs neue durch ihre Zweifel zu beunruhigen und durch absichtliches Mißverstehen zu reizen. Erst als er drohte, ihre Rolle einer Konkurrentin zu geben, bekehrte sie sich zu seiner Auffassung, welche ohnehin die eigene Eitelkeit sie zu unterstützen nötigte. Als der Widerstand der Schauspieler gebrochen war, spielten die Klassizisten ihren letzten Trumpf aus, das Verbot der Aufführung. Die Direktoren hatten sich um Hugos Schauspiel „Marion Delorme“ geradezu gerissen, aber im letzten Augenblick legte sich der Minister Martignac ins Mittel und untersagte

die Aufführung. Es schien ihm zu gefährlich, in diesem Stück in Ludwig XIII. einen König über die Bretter schreiten zu lassen, dem die allerstärksten Sachen gesagt werden; er fürchtete, die Zuschauer könnten nur allzu leicht den königlichen Schwächling mit seinem gerade regierenden Nachkommen verwechseln. Als die Aufführung von Dumas Schauspiel „Heinrich III." bevorstand, erreichte die Aufregung im gegnerischen Lager schon eine bedrohliche Höhe. Es schien den Herren ganz unmöglich, daß ein Prosastück die geheiligten Bretter der ersten Bühne Frankreichs entweihen sollte, und da Intrigen nichts halfen, so entschlossen sich Arnault, Jouy, Delrieu und Viennet, eine Audienz bei dem König nachzusuchen. Sie flehten ihn beinahe fußfällig an, die Aufführung eines solchen Stückes, das durch die Vorführung des Hofes patriotischen Anstoß errege, durch sein Veto unmöglich zu machen. Karl X. aber war doch zu klug, um sich von Intriganten als Werkzeug kleinlicher Rache gebrauchen zu lassen und antwortete ihnen achselzuckend: „Was wollen Sie, meine Herren, ich habe auch nur einen Platz im Parterre." „Heinrich III." wurde am 11. Februar 1829 aufgeführt und brachte Dumas eine Einnahme von 30000 Frank. Am 24. Oktober folgte der „Othello" Alfred de Vignys und am 26. Februar 1830 Victor Hugos „Hernani". Man hat diese drei Theaterabende, siegreiche Schlachten der Romantik gegen den Klassizismus, in Anlehnung an die drei glorreichen Tage der Julirevolution, „les trois glorieuses du roman-



Gérard. Die Schauspielerin Mlle. Mars.
Nach dem Stich von Lignon.

tisme" genannt; sie bezeichnen in der Tat den Sieg der einen und die Niederlage der anderen Partei. Wie die Julirevolution einer der wichtigsten Abschnitte im politischen und kulturellen Leben der französischen Nation ist, so bedeutet „Hernani" einen Einschnitt von gleicher Bedeutung im literarischen, und es ist nicht zufällig, daß sie zusammenfallen.

Auf allen Gebieten geistigen Lebens hatte das restaurierte Königtum mit seiner Gefolgschaft von Junkern und Pfaffen den modernen Geist gegen sich. Zu ihm stand nur das, was in den Einrichtungen überlebt und veraltet war und diejenigen, welche aus diesen Verhältnissen persönlichen Vorteil zogen; auf Seite der Gegner befand sich die gesamte Intelligenz des Landes und die Jugend! Die Aufführungen des „Hernani" präludieren die Revolution. Dumas' „Heinrich III." war ein geschicktes Stück, der „Othello" Vignys war Shakespeare nachempfunden; in „Hernani" sprach ein Dichter. Der Vorwurf war neu, die Gedanken kühn und groß, Sprache und Vers von nie gehörter Eigenart, Feuer und Leidenschaft durchflammen das Drama von der ersten Strophe bis zur letzten. Kein Wunder, daß die gesamte Jugend zu dem ja selbst erst 29 Jahre zählenden Dichter stand. „Wir alle wußten ‚Hernani' auswendig," schreibt Théophile Gautier, „und sagten ihn mit verteilten Rollen auf." Die Aufregung wuchs schon vor der Aufführung zu solcher Höhe, daß Victor Hugo Stöße von Drohbriefen erhielt und seine jungen Freunde eine freiwillige Garde um den bedrohten Dichter bildeten. Der Hauswirt kündigte dem Ehepaar die Wohnung, da er vor Angst keine Nacht mehr schlafen könne. Und dann kam endlich nach Machinationen aller Art der Abend der ersten Aufführung, der 25. Februar 1830, der in den Annalen des französischen Theaters ewig denkwürdig bleiben wird. „Der Hernani-Abend", schrieb lange Jahre später Théophile Gautier, „war das größte Ereignis des Jahrhunderts, die Krönung des freien, jungen und neuen Gedankens auf den Trümmern der alten Routine." So stürmisch, wie am ersten Abend um den Erfolg gekämpft wurde, ebenso hitzig wurde an den folgenden gerungen, die 30 ersten Aufführungen glichen ebenso vielen Schlachten. „Ach die herrlichen Hernani-Abende,

an denen die ganze Jugend sich wie ein Mann in die Zukunft stürzte", ruft Gautier in seinen Erinnerungen an diese Zeit aus. Ihm selbst, wie allen denen, welche diese Tage miterlebt hatten, schien es später, als sei bei der Jugend die Begeisterungsfähigkeit für ein Ideal vollkommen erloschen. Die Aufregung ließ sobald nicht nach, 40 Jahre darauf erzählte Victor Hugo Rochefort, daß in dem ganzen Schauspiel nicht ein Vers sei, der nicht von der einen Partei ebenso wütend ausgepfiffen wie von der anderen ebenso heftig beklatscht worden wäre; angstvoll fragte Abend für Abend Adele Hugo den heimkehrenden Gatten: „Hat man zu Ende spielen können?" „Hernani" veranlaßte viele Duelle. Ein junger Mr. Batham in Toulouse wurde ein Opfer seiner Begeisterung, er fiel im Zweikampf mit einem Hernani-Gegner. Ein Dragonerkorporal in Vannes bestimmte zu seiner Grabschrift: „Hier ruht jemand, der an Victor Hugo glaubte." „Hernani stürzte den wurmstichigen Thron Racines und verdrängte die kalte Schule Voltaires", schreibt Challamel, auch ein Hugo-Schwärmer, und er hatte recht, Klassiker und Klassizisten verschwanden für eine Reihe von Jahren von der Bühne.

In einer Parallelbewegung mit der Literatur entwickelte sich die Kunst in der gleichen Zeit vom Klassizismus fort zur Romantik. Als die Bourbonen heimkehrten, stand David im Zenit seines Ruhmes. Jacques Louis David, der als verbannter Königsmörder 1825 in Brüssel starb, hat die Kunst seiner Zeit mit einer solchen Ausschließlichkeit beherrscht, daß schon die nächste Generation, die ihm folgte, die zum großen Teil durch seine Schule gegangen war, die Schätzung gar nicht mehr begriff, die ihm zuteil geworden war. 1846 schrieb Eugène Delacroix: „Man vermag sich kaum vorzustellen, wie allmächtig damals das Vorurteil zugunsten Davids war. Man darf sich heute fragen, wie die Begeisterung für ihn zu einem solchen Fanatismus ausarten konnte. Es war ein vollkommen feststehender Glaubenssatz bei Laien und Künstlern, David übertreffe hundertmal die größten Maler, und der leiseste Zweifel an dieser Tatsache hätte die Allgemeinheit empört. Selbst seine Farbe wurde bewundert. Das Grau seiner Töne galt für größte Feinheit, der geringe Glanz seiner Bilder für bewunderns-

werte Mäßigung, ja für den Ausdruck einer das Übermaß meidenden Stärke. Seine Art allein war das, was man den Stil nannte, und wer von einem Maler sagte, er habe Stil, so wollte das nicht etwa heißen, er habe eine eigene Form, eine besondere Art, seine Vorstellungen zu äußern, sondern er habe den von David in die Malerei gebrachten und endgültig festgesetzten Stil der Antike. Und diese erstaunliche Ansicht herrschte zu einer Zeit, als der Louvre nicht genügte, um die zahlreichen Meisterwerke aller Zeiten auszustellen, die Napoleon nach Paris gebracht hatte ... Selbst diese Vereinigung von Wunderwerken, die kein Auge je wieder erblicken wird, ließ die Menschen kalt und vermochte nicht, die seltsame Leidenschaft für die Antike, von der alle Künstler besessen waren, zu dämpfen." Wie die Klassizisten der Literatur, so erkannten die der Kunst nur dem Altertum Existenzberechtigung zu, wie jene den natürlichen Ausdruck der Sprache durch umschreibende Phrasen zu veredeln glaubten, so trachteten auch diese danach, ihre Werke nicht vor der Natur, sondern vor der Antike zu korrigieren. Es ist bekannt, daß David die Figuren in seinem berühmten „Raub der Sabinerinnen" nach der Natur studiert und gezeichnet hatte, daß er aber, ehe er zur Ausführung schritt, sich Statuen, geschnittene Steine, Münzen und Medaillen zusammensuchte, um nach ihnen erst seinen Gestalten den wahren klassischen Stil zu geben.

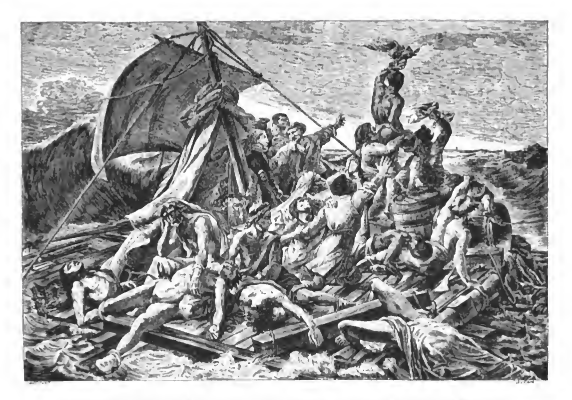
Es ist schon bei der Entwicklung der Literatur von dem Umschwung die Rede gewesen, der sich allmählich, schon zu der Zeit, als David noch in Paris allmächtig war, in der Malerei vorbereitete. Man war Römertugend und Römergröße satt, das unpopuläre Element des Klassizismus, der auf Bildung fußte, rächte sich. Die Länge der Zeit, in der er geherrscht, hatte so ziemlich alle bekannten und vertrauten Stoffe erschöpft; je weiter die Künstler nun in der Antike umherschweifen mußten, um einen Stoff zu finden, der noch nicht gemalt war, um so unverständlicher mußten auch ihre Vorwürfe werden. Sie begannen zu langweilen, die stereotype Art, in der sie ihre ledernen Akte hin und her schoben, ermüdete, die schönen Faltenwürfe, in die sie die unwahrscheinlichen Gewänder ihrer Mannequins drapierten, reizte nicht mehr.

die stumpfe Art, in der sie ihre harten Umrisse auszutuschen pflegten, stieß ab. Der Geschmack sehnte sich nach anderen Stoffen und anderen Farben, man verlangte nach alle diesem aufgesteiften Pathos einmal Natur und Menschlichkeit zu sehen. Als seien sie für die Gegenwart blind, so waren die Maler, während sich um sie herum die größten Ereignisse der modernen Geschichte vollzogen hatten, an ihnen vorbeigegangen, den Blick wie hypnotisiert auf das Altertum gerichtet. Napoleon hatte David und Gros förmlich zwingen müssen, die Bilder aus seinem Leben zu malen, welche die Namen dieser Künstler berühmt gemacht haben, während ihre großen antikisierenden Maschinen vergessen sind. So hatte die romantische Reaktion gegen den Klassizismus schon an Boden gewonnen, als das berühmte Amnestiegesetz mit allen Konventmitgliedern, die für den Tod Ludwigs XVI. gestimmt hatten, auch David in das Exil sandte. Mit seiner Person war die gewichtigste Autorität, die für den Klassizismus eintrat, beseitigt; Gros, der Davids Atelier übernahm, war nicht die Persönlichkeit, um das sinkende Idol zu halten. Er war innerlich nicht vom Klassizismus überzeugt, „Napoleons Besuch bei den Pestkranken von Jaffa", „Karl V. und Franz I. in Saint Denis" zeigten, wie glücklich er auf anderen Wegen war. Nur der Einfluß seines charakterstarken Freundes David vermochte ihn, sich zu dem klassizistischen Ideal zurückzubekehren. Er hatte seine besten Bilder schon gemalt, als ihm David schrieb, er habe noch nichts für die Unsterblichkeit getan, „schnell, schnell, durchblättere Deinen Plutarch". Gros, den seine ganze Veranlagung auf die romantische Seite drängte, folgte zu seinem Unglück; er gab einen „Bacchus und Ariadne", „Saul und David" und darin die schwächlichen Beweise seiner Folgsamkeit. Als er dann, die ganze Bewegung mißachtend, die längst dazu geführt hatte, daß die Romantik auf der ganzen Linie siegreich geblieben war, 1835 einen Herkules ausstellte, der den König Diomedes seinen Pferden vorwirft, tötete ihn das Gelächter, mit dem Publikum und Kritik sein Werk aufnahmen. Er ertränkte sich in der Seine. Nur die Akademie schwor weiter auf das klassizistische Dogma. 1816 erhielt Thomas den Rompreis für „Oenone, die sich weigert, Paris zu helfen", 1817

Coignet für „Helenas Befreiung durch Castor und Pollux“, 1818 Damon für „Philemon und Baucis“, 1824 Lariviere für den „Tod des Alcibiades“ usw. Die Öffentlichkeit nahm von diesen Velleitäten keine Notiz, für sie waren die Begriffe akademisch, langweilig und veraltet längst identisch.

Wie in der Literatur, so war auch in der Malerei die Reaktion gegen den klassizistischen Zwang zuerst in der Wahl der Motive hervorgetreten, statt der halb oder ganz unverständlichen Vorwürfe aus Griechenland und Rom griff man zu solchen aus der vaterländischen Geschichte, in denen außer dem vertrauteren Gegenstande auch eine Empfindungssphäre zum Ausdruck kam, die das moderne Gefühl stärker ansprach als der Pappendeckelheroismus römischer oder griechischer Statisten. Es dauerte nicht lange und die Reaktion erstreckte sich auch auf Ausdruck und Farbe. Genau wie die Dichter der neuen Schule um die Berechtigung einer eigentümlichen Sprache in der Poesie kämpften, so rangen die Maler um Pinselstrich und Farbauftrag nach eigener Art. Sie kämpften gegen einen gemeinsamen Feind, die alles frische Leben tötende Tradition, aber sie kämpften, wenn man so sagen darf, nicht Schulter an Schulter, denn sie verstanden einander gar nicht. Victor Hugo sagte von Delacroix: „Ein reizender Kerl, was er für Geist hat, schade, daß er malt“, und Delacroix zog Voltaires „Tancred“ allen Schauspielen seiner jungen Zeitgenossen vor.

In der französischen Dramatik bezeichnet „Hernani“ den Anbruch einer neuen Epoche, für die französische Malerei kann man diese vom Jahre 1819 datieren, in diesem stellte Géricault sein „Floß der Medusa“ aus. Der junge Künstler hatte schon mit seinen 1812 und 1814 ausgestellten Bildern eines Jägers zu Pferde und eines verwundeten Kürassiers Aufsehen erregt. Der alte David stand ratlos vor diesen Bildern, in denen ein so kecker Griff in das moderne Leben getan war, in denen man nach langer Zeit einmal wieder Farbe sah. Im „Floß der Medusa“ erhob der Künstler nun ganz offen die Fahne der Empörung gegen die klassische Kunst der Davidschule. Hier wurde alles, was diese gelehrt hatte, geleugnet. An Stelle des antiken Motivs trat ein Ereignis der allerjüngsten Vergangenheit, an Stelle abgeklärter Schönheit und



Géricault. Das Floß mit den Geretteten vom Schiffbruch der Medusa.
Nach dem Holzschnitt von Bocourt.

ruhiger Würde: Qual und Aufregung eines rein zufälligen Augenblicks entsetzlicher Spannung, an Stelle posierender Akte traten wirkliche Menschen von Fleisch und Blut. Das Ereignis, welches Géricault zu schildern unternahm, war in seiner ganzen Gräßlichkeit noch in aller Mund, als sein Bild es den Besuchern des Salons vor Augen führte. 1816 rüstete die französische Regierung eine kleine Flotte von vier Schiffen aus, die aus der Fregatte Medusa, der Korvette Echo, den Briggs Loire und Argus bestehend, den französischen Senegal in Besitz nehmen sollte. Das Kommando der Flottille wurde einem gewissen Duroys de Chaumareys übertragen, der bei Ausbruch der französischen Revolution Schiffsleutnant gewesen war, dann emigrierte und als er seinen Posten antrat, seit 25 Jahren nicht mehr zur See gewesen war! Unfähigkeit und Eigensinn dieses Mannes ließen die Medusa am afrikanischen Strand Schiffbruch leiden. Es wurde ein Floß gebaut, auf dem sich 150 Mann der Besatzung zu retten versuchten. Die

Boote, welche das Floß begleiten sollten, verließen es, und die Unglücklichen sahen sich hilflos den Elementen, Hunger und Durst preisgegeben. 14 Tage wurden sie von den Wogen hin und her getrieben, während welcher Zeit sich die furchtbarsten Szenen von Verzweiflung, Morddurst und Kannibalismus unter ihnen ereigneten. Nur 15 überlebten diese Tage des Schreckens und wurden von einem vorüberfahrenden Schiff aufgenommen. Den letzten Moment der Irrfahrt, als die Rettung zu winken scheint, und die Verzweifelten nochmals zwischen Furcht und Hoffnung schwanken, hat Géricault dargestellt. Die klassizistische Kritik sah in dem Werke nur „den zu großen Irrtum eines jungen Narren, der unfähig ist, die Schönheit zu begreifen", aber der künstlerisch empfindenden Jugend hatte der Maler gezeigt, daß es von nun an gelte, die Wahrheit über die Schönheit zu stellen. Das Bild fand keinen Käufer; als Géricault erst 33 Jahre alt 1824 starb, sollte es in der Auktion seines Nachlasses schon in vier Stücke zerschnitten werden, als der Louvre sich bereit finden ließ, das Meisterwerk des Künstlers für 6000 Francs zu erstehen. Géricault war der Bannerträger einer neuen Kunst, was er ihr errungen hatte, die Erbschaft, die er ihr hinterließ, war der Zug nach Leben und Wirklichkeit, den er zu so eindringlicher Wirkung gebracht hatte. Der Klassizismus war das Prokrustesbett gewesen, in welchem die Individualität der Künstler nach unbarmherzigen Regeln zum Krüppel verstümmelt worden war. Géricault hatte gezeigt, daß die Persönlichkeit des Künstlers mehr ist, als die unfehlbarste Regel, daß Kunst und Freiheit eins sind.

Géricault hatte den Weg gewiesen, der Führer der Jugend wurde Delacroix, durch den die neue romantische Schule zur Pflanzstätte des Kolorismus wurde. David und seiner Schule war die Farbe etwas ganz Nebensächliches gewesen, ein Übel, das sich bei einem Gemälde leider nicht gut vermeiden ließ; nun wurde die Farbe wieder die Hauptsache, das Ausdrucksmittel der Stimmung. Delacroix' „Dante Barke", die 1822 im Salon erschien, war das erste Werk dieser Richtung. In den trüben fahlen Tönen des Bildes klingt die hoffnungslose Traurigkeit der dichterischen Vision wieder, die Dante und Virgil auf den Gewässern des Ab-







Delacroix. Die Dante-Barke. Nach dem Stiche von Barbotin.

grunds erblickt; in der kraftvollen Art, in der die Farbe gemeistert und in wuchtigen Pinselhieben auf die Leinwand gebracht war, teilte der Künstler seinem Gemälde etwas von der Leidenschaft mit, welche das Inferno des großen Italieners durchzittert. Das Bild erregte ähnliche Stürme, wie einige Jahre später „Hernani". „Ein Meteor, das mit Flammen, Rauch und Donnergeprassel in einen Sumpf stürzt, kann unter dem Chor der Frösche keine größere Aufregung hervorrufen", schrieb Gautier über Delacroix. „Wie mit einem betrunkenen Besen hingeschmiert" waren die mildesten Ausdrücke der Kritik, die den Maler nicht anders als verrückt, barbarisch, wild, rasend nannte. Nur Thiers, damals noch Journalist, bildete im Chorus der Kritiker eine Ausnahme, als er die Bedeutung des Künstlers erkennend, schrieb: „Kein Bild enthüllt nach meiner Meinung deutlicher die Zukunft eines großen Malers, als dasjenige von Delacroix, welches Dante und Virgil in der

Unterwelt darstellt. Hier bemerkt man Talent und das Fortreißende einer überlegenen Natur, was uns über die zu bescheidenen Verdienste aller andern trösten muß."

Das Programm der Künstler um Delacroix war: die Kunst ist sich selbst Zweck. Die klassische Schule Davids sagte: die Kunst soll heroische Taten darstellen, um patriotische Empfindungen auszulösen. Nun sollte die Kunst durchaus nichts mehr, sie hatte keine Aufgaben mehr, die außer ihrem eigenen Wesen lagen, die Kunst war nur um ihrer selbstwillen da, der Grundsatz: l'art pour l'art kam zur Geltung. Der ganze Ballast überkommener Gesetze und Regeln wurde über Bord geworfen, nichts wurde auf Grund einer Tradition übernommen, jede Erfahrung wurde nachgeprüft. Das Dogma von der absoluten Schönheit, erst angezweifelt, wurde schließlich ganz verleugnet, ein wilder Sturm neuer Anschauungen brauste durch die Gefilde der Kunst und warf alles Alte und Morsche zu Boden. „Nach so vielen Ajax, Achilles und Philoktetes suchten die Künstler das Wahre, das Neue, das Pittoreske mehr als das Ideale," schreibt Théophile Gautier, „alle wollten furchtbar, riesig, wunderbar sein." Die Maler machten sich die Ansicht Victor Hugos zu eigen, der in der Vorrede zu den „Orientales" geschrieben hatte: „Alles hat im Rahmen der Kunst Platz, alles hat in der Poesie sein Bürgerrecht, es gibt keine Grenzen der Kunst." Wie der große Dichter dem blutlosen klassischen Drama mit seinen stereotypen Figuren seine Schauspiele entgegengesetzt hatte, in denen Menschen auftraten, deren Schicksale und Empfindungen ebenso weit jenseits des Herkömmlichen lagen, wie die Situationen, in die sie ihr Schöpfer brachte, Schauspiele, in denen sich das Lächerliche und das Furchtbare ebenso kontrastierend mischten, wie im wirklichen Leben, so setzten auch sie gegen die Einförmigkeit des Altertums, wie David und die Seinen es gesehen hatten, die unendliche Mannigfaltigkeit der realen Welt. Dem Dichter gleich durcheilten sie die ganze Stufenleiter der Empfindungen, so wie er durchschweiften sie, froh des abgeworfenen Joches, die ganze Welt. Der Klassizismus hatte selbst die Landschaftsmaler auf das Altertum festlegen wollen, Henri Valenciennes in seinem Lehrbuch von ihnen verlangt, sie





Victor Hugo. Le dernier jour d'un condamné.
Nach der Lithographie von Louis Boulanger.

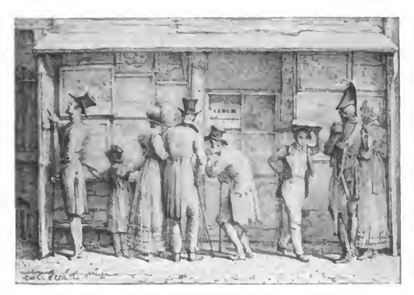
sollten die Natur durch die Brille Sapphos, Theokrits und Virgils betrachten und ihnen höchstens noch Ägypten gestattet. Der Maler folgte dem Dichter in dieser Zeit; denn auf der Suche nach dem Ungeheuren, Erschütternden, noch nie Dagewesenen fand er die von gewaltigen Schicksalen heimgesuchten Menschen eher in der Dichtkunst, als in der Wirklichkeit. Das erklärt die außerordentliche Beliebtheit von Lord Byron, Shakespeare, Walter Scott, deren Werke so überaus reich an mächtigen Gestalten der Phantasie sind. Wie die Literaturhistoriker dieser Zeit lange vergessene französische Dichter hervorsuchten und in Neuausgaben von Ronsard und Rabelais den Zugang zu einer ganz verschütteten Welt von Formen und Stoffen aufdeckten, so durchsuchten die



Leopold Robert. Die Rückkehr von der Madonna dell'Arco.
Nach dem Stiche von Lafosse.

Maler die heimische und fremde Geschichte nach Vorwürfen für prächtige, farbenreiche Schilderungen. 1822 malt Ingres den „Einzug Karls V. in Paris", Revoil „Maria Stuart vor der Hinrichtung"; 1824 erscheint Ingres' „Der spanische Gesandte überrascht Heinrich IV. mit seinen Kindern spielend"; 1827 bringt Saint-Evre „Ines de Castro, deren gekrönte Leiche vom Hof gehuldigt wird"; im selben Jahre Eugène Devéria die „Geburt Heinrichs IV." Der Klassizismus hatte die Wirklichkeit des gemeinen Lebens völlig ignoriert, jetzt sucht man auch im Leben des Spießbürgers nach Vorwürfen für die Palette. Leopold Boilly und Debucourt, die aus der längst versunkenen Welt des Rokoko noch in diese Zeit hineinragen, werden wieder geschätzt. Man bemerkt auf einmal selbst die Tragödien im Leben des Armen. Vigneron malt 1822 eine Mutter, die vom Elend gezwungen wird, ihr Kind zu verlassen, Destouches 1827 die Rückkehr der verlorenen Tochter in das Elternhaus. Das Volksleben findet Beachtung, allerdings muß es noch weit weg sein und sich eine Ideali-

sierung gefallen lassen, die der David - Schüler Leopold Robert ihm in so eigener Weise zu verleihen weiß; seine „Rückkehr von der Madonna dell' Arco“ ist das große Ereignis des Salons von 1827. Die Räu-



Carle Vernet. Der Laden des Verlegers Delpech.

berbilder, die Robert 1820 beginnt, haben einen sensationellen Erfolg, der aus dem Wunsch nach dem Außergewöhnlichen, Aufregenden und Pittoresken entspringt. Banditenbilder werden die große Mode, Horace Vernet, Schnetz, Bonnefond haben den italienischen Banditen mit einer Romantik umkleidet, die im größten Gegensatz zu den bestialischen Roheiten steht, die diese Wegelagerer eben in jener Zeit begingen. Der Salon von 1824 ist für den Umschwung, der seit zehn Jahren erfolgt war, durchaus charakteristisch. Er enthielt nicht nur 700 Bilder mehr, als sein letzter Vorgänger, sondern zeigte auch in den langen Reihen mittelalterlicher Geschichtsbilder, Schiffbrüche, Eremiten und Banditen, wie sehr der Geschmack sich geändert hatte; die Jungen mit Delacroix, Ingres, Robert, Delaroche, Horace Vernet, Ary Scheffer hatten das Feld erobert. Victor Hugo und Lamartine haben den Orient dichterisch entdeckt und in den prunkenden Bildern, die sie von ihm entwarfen, der Sehnsucht des Zeitalters neue Ziele gewiesen. Auch hier findet man die Kunst im Gefolge der Dichtkunst, Decamps brachte zwei Jahre, 1827 und 1828, in Konstantinopel und Kleinasien zu, um dem Osten die Geheimnisse seines Lichtes und seiner Sonne zu entreißen, Delacroix ging nach Algier, Papety nach Syrien und Palästina.

Die romantische Dichtkunst hat den Klassizismus an ihrem



Charlet. Reklame für den Verleger Gihaut.

Teil völlig besiegt, denn dem Schwung und der Leidenschaft Victor Hugos und Lamartines hatten die Gegner nichts entgegenzusetzen, ihnen fehlten die wirklichen Dichter, kaum daß die Literaturgeschichte noch ihre Namen kennt. Es hat lange Jahre gedauert, bis in Ponsard ein Dichter erstand, der sich wieder zu dem klassischen Ideal bekannte, und wie wenig will seine Persönlichkeit neben der Victor Hugos besagen. In der Malerei war das nicht der Fall. Wie selbstherrlich auch die neue Schule gegen die alte vorging, wie tief Delacroix auch David in Schatten stellte, ganz verdrängen konnten sie den Klassizismus nicht; denn er besaß in Ingres einen Vertreter, der in seiner Art ein ebenso großer Künstler war wie Delacroix. Ingres war ein Schüler Davids, aber ohne das hohle Pathos seines Meisters. Wenn David die Schönheit nur in der Antike sah, so suchte Ingres sie in der Natur, wenn David sie sich nicht ohne eine gewisse gespreizte Würde denken



La Mode. 4. Mai 1833.
Zeichnung von Lanté.



konnte, so erkannte sie Ingres in der schlichten Einfachheit, beide suchten das gleiche Ideal, nur an verschiedenen Quellen. Das Erbe der David - Schule, welches Ingres übernahm, war das matte, stumpfe Kolorit derselben, fast möchte man sagen, die Farblosigkeit, wie denn Boshafte gerne aus Ingres en gris machten. Wenn Delacroix in seiner Kunst das leidenschaftlich Aufbrausende des gallischen Wesens vertrat, so repräsentierte Ingres das formale Element, für welches die Franzosen ein so ausgeprägtes Gefühl besitzen. Delacroix aufbrausend, überschäumend, Ingres korrekt, maßhaltend, Delacroix hitzig, Ingres kühl. Delacroix gehört immer mit ganzer Seele seiner Zeit an, Ingres wandelt in höheren Sphären abseits der Gegenwart; Ingres kann man bewundern, Delacroix muß man lieben. So haben beide Jahrzehnte nebeneinander gestanden — Delacroix starb 1863, Ingres 1867 —, unverträglich und unversöhnlich, und beide im Grunde doch nur die zwei verschiedenen Seiten ein und derselben Seele darstellend.



Nach der Lithographie von Charlet.

Architektur und Plastik blieben der klassischen Tradition getreu. Die großen Pariser Bauten, welche die Restauration nur fortzusetzen hatte, waren schon von Napoleon begonnen worden. Vignons Ruhmeshalle der großen Armee baute sie zur Kirche Ste. Made-



Boulevard de la Madeleine in Paris 1822.
Nach der Lithographie von Bacler d'Albe.

leine aus; der große Triumphbogen an der Place de l'Etoile sollte ein Denkmal der Siege werden, die der Herzog von Angoulême in Spanien erfochten, eine neue Note hat keiner der Architekten dieses Zeitraumes angeschlagen. Vergessen wie die Namen der klassizistischen Dichter sind jene der Bildhauer Chaudet, Cartellier, Lemot, Cortot, Bosio. Als Ludwig XVIII. in Paris einzog, sollte die von der Republik eingeschmolzene Reiterstatue Heinrichs IV. in der Eile durch ein Gipsmodell ersetzt werden. Es fand sich niemand, der es unternehmen wollte, ein Pferd zu modellieren, und man sah sich gezwungen, schnell eines der Pferde von Schadows Berliner Viktoria abzugießen; so saß Heinrich IV. beim Einzug seines Urenkels auf einem stilisierten Berliner Gaul. Das größte Talent dieser Epoche war François Rude, der seinen Rompreis zwar 1812 für eine Statue des Bienengottes Aristäos erhalten hatte, dessen starke eigene Begabung der klassische Zopf aber doch nicht ersticken konnte. Er hat die ganze Zeit, vom Amnestiegesetz getroffen, als Verbannter in Brüssel gelebt; denn er hatte als überzeugter Bonapartist geholfen, die Armee, mit der Marschall Ney den Kaiser fangen wollte, zum Übergang zu diesem zu bewegen.



Dauzats. Marktplatz in Albi.

Man neigt heutzutage dazu, Frankreich mit Paris zu identifizieren. Ohne untersuchen zu wollen, ob eine Berechtigung dafür vorliegt, darf man jedenfalls sagen, daß dies für den Zeitraum zwischen 1814 und 1830 keinesfalls zutrifft. Die Hauptstadt war dem Lande in allem weit voran, sowohl in bezug auf den geistigen Zuschnitt, wie auf die materiellen Zustände, und wenn etwa manche Verhältnisse der öffentlichen Wohlfahrt im Vergleich mit heute damals auch in Paris noch rückständig waren, so waren sie es in der Provinz immer noch weit mehr. „In der Bretagne lebte vor 1830 noch die alleräIteste Vergangenheit," schreibt Renan, „täglich hatte man in den Städten noch das 14. und 15. Jahrhundert vor Augen, auf dem Lande aber befand man sich gar noch in der Epoche der Gallischen Auswanderung, ein geübter Blick erkannte da noch das 5. und 6. Jahrhundert. Die große Revolution war für die Welt, in der ich lebte, nicht geschehen." Renan wie Herr von Castellane, der eine Zeitlang in der Bretagne in Garnison lag, erzählen die



Boys. St. Pierre in Caen.

merkwürdigsten Dinge von Glauben und Sitten der Bretonen. Um Geisteskranken wieder zu ihrem Verstande zu helfen, wurden sie in der Kirche zu Locminé acht Tage an die Mauer gekettet, Taube heilte man, indem man sie in Stival unter die Wunderglocke setzte. Der bretonische Uradel besaß die Kraft, Kranke durch Berühren zu heilen. Diese Kraft war um so stärker, von je älterem Adel der Besitzer war; zu einem greisen Herrn von Kermelle kamen Leidende von weit her, um sich von ihm in den Mund spucken zu lassen. Der heilige Ronan war der Patron gegen das Fieber, aber ein störrischer. Schmiede führten ihm die Kranken zu und beschworen ihn, indem sie ihm rotglühend gemachte Eisen zeigten: „Wenn du diesen Kranken nicht vom Fieber befreist, so werde ich dich mit Hufeisen beschlagen wie ein Pferd.“ Wenn man den Titularheiligen von St. Yves de la Verité mit Beobachtung gewisser Formeln anrief, so war man sicher, seine Feinde binnen einem Jahr sterben zu sehen. Sehr beliebt waren die Wallfahrten nach St. Anna, welche die Pilger unter erschwerenden Bedingungen zurücklegten. Einer ging von Morlaix nach St. Anna, indem er stets drei Schritte vorwärts und zwei zurück machte; ein anderer: den einen Fuß bloß und den anderen mit einem Holzschuh bekleidet, der 30 Pfund wog. Das Morbihan ist nur mit Altkastilien zu vergleichen, notiert Castellane, Menschen und Tiere bewohnen den gleichen Raum. Wenn man in der Gascogne über Land ging, so war man immer in Gefahr, von Wölfen zerrissen zu werden; George Sand, die das erzählt, wurde im Landhause ihres Schwiegervaters



von den Bestien bedroht, die mit Gewalt eindringen wollten; in den Landes war man den Überfällen räuberischer Catalanen ausgesetzt. Als Castellane in Perpignan stand, gab er einem Domestiken ein Trinkgeld von 20 Sous und erfuhr dabei zu seinem Erstaunen, daß derselbe noch niemals Geld gesehen hatte. Der Gebrauch des Geldes war in der französischen Provinz überhaupt noch nicht allgemein verbreitet. Herr von St. Aulaire ließ sich in Perigord ein Büchergestell machen und bezahlte dafür zwei Sack



Dauzats. Die Kathedrale St. Nazaire in Béziers.

Mais, Frau von Rémusat schreibt an Frau von Nansouty 1815 aus Lafitte: „Ich bezahle die Arbeiter, die meine Wohnung in Stand setzen, in Korn und Wein." Es gab Abgeordnete, wie Herrn von Bonald, welche am liebsten gesehen hätten, daß auch die Steuern in Naturalien entrichtet würden. Als die Herzogin von Dino das erstemal Valençay besuchte, fand sie dort alles, wie es zur Zeit Ludwigs XIII. gewesen war, und ebenso entsetzt ist die elegante Weltdame, als sie ihre in der Auvergne verheiratete Tochter besucht, über die dortigen vorsintflutlichen Zustände. Diese Rückständigkeit in der Entwicklung lag größtenteils am Mangel der Wege oder ihrer schlechten Beschaffenheit. „Im Berry lebten die Menschen häuslich, weil die Wege selten waren", schreibt George Sand von ihrer Heimat; sie fand aber doch, daß auch in



Taylor.
Eingang der Kathedrale in Montpellier.

der Gegend von Bordeaux die Wege entweder ganz fehlten oder sehr schlecht gehalten waren, eine Beobachtung, die sie selbst in der Nähe von Paris bei Ormesson macht. In der Picardie waren die Straßen so schlecht, daß man nach den Erzählungen von Juliette Adam sechs Stunden brauchte, um drei Meilen zu fahren. Der Prinz von Joinville besann sich mit Vergnügen darauf, daß, wenn die herzogliche Familie von Aigueperse nach Randan auf das Schloß der Madame Adelaide fuhr, sechs oder sieben Paar Ochsen vor den Wagen gespannt werden mußten, um ihn nur vom Fleck zu bringen. Um von Paris nach Mortier bei Tours zu reisen, brauchten die Flavignys einmal Vorbereitungen, die 14 Tage dauern und müssen unterwegs in Chartres Nachtquartier nehmen. Da ist es dann weiter nicht erstaunlich, daß die Herzogin von Montmorency sich ein Reisekleid von Nanking machen ließ, als sie sich entschloß, von Paris nach — Auteuil zu reisen. Unter der Restauration ist für die Besserung dieser Verhältnisse manches geschehen. 1815 gab es in Frankreich 182 Hauptstraßen in einer Gesamtlänge von 33161 km. Von diesen waren nur 12000 km in gutem Zustande, die übrigen dagegen kaum begonnen. Die Regierung gab bis 1830 302 Millionen für die Verbesserung dieser Straßen aus, so daß 1830 immerhin 18000 km in gutem Zustande waren. Weniger geschah für die Nebenstraßen, für welche die Departements zu sorgen hatten, diese hatten 1814 eine Gesamtlänge von 18000 km und waren bis 1830 nur auf 23500 km an-

gewachsen. 1805 gab es 150 Routen, die regelmäßig von Postwagen befahren wurden, 1824 immerhin schon 194 solcher Linien. Die Wagen der sog. Malle-poste konnten etwa 16—21 Reisende fassen. Die besseren Straßen erlaubten, leichtere Wagen zu bauen und mit ihnen nahm die Schnelligkeit zu; 1814 legte man in der Stunde durchschnittlich 4 km zurück, 1830 schon 6½ km. Im Betriebe gab es merkwürdige Unzuträglichkeiten, so mußte Victor Hugo, als er mit der Malle-poste von Paris nach Blois fuhr, die ganze Strecke von Paris bis Bordeaux bezahlen. 1817 wurde der erste tägliche Dienst von Paris nach Orléans eingerichtet, man fuhr 12 Stunden und zahlte dafür 12 Frank. Der Verkehr nahm trotz so vieler Unbequemlichkeiten zu, die Steuer auf die Reisewagen, die zu Beginn dieser Epoche 2400000 Frank abgeworfen hatte, trug 1829 bereits 5600000 Frank. Die Einnahmen der Fahrpost stiegen von 19494526 Frank im Jahre 1815 auf 33727650 Frank im Jahre 1830.



Laurens. Avignon.

Im Jahre 1816 sahen die Pariser mit Neugier und die Landleute mit abergläubischem Entsetzen das erste Dampfschiff, „Charles Philippe", des Marquis de Jouffroy d'Abbans auf der Seine. Der unglückliche Erbauer ruinierte sich bei seiner Unternehmung, er verlor sein Vermögen und starb 1832 im Armenhaus. Einige Unternehmer taten sich in der Kompagnie Pajol zusammen und erbauten in demselben Jahr den Dampfer „Elise", das erste franzö-



Victor Petit. Haus in Dinan.

sische Schiff, welches von London nach Paris fuhr. Diese Fahrt war entscheidend, denn auf dem Kanal war, während die „Elise“ ihn kreuzte, ein heftiger Sturm ausgebrochen, der vielen Segelschiffen den Untergang brachte, aber den Dampfer unbeschädigt ließ, so war der Vorzug des neuen Beförderungsmittels bewiesen. Die Eisenbahn hat Frankreich in dieser Zeit nicht kennen gelernt; es besaß zwar seit 1823 eine Schienenbahn von 23 km Länge von Andrézieux nach St. Etienne, aber die Wagen wurden von Pferden gezogen und beförderten nur Waren, keine Personen. Für den innerstädtischen Verkehr besaß Paris 1827 1000 Fiaker und 700 Kabrioletts. Die demokratische Erfindung des Omnibus scheint in Nantes gemacht worden zu sein; nachdem er sich dort eingebürgert hatte, verpflanzte man ihn nach Bordeaux und erst im April 1828 nach Paris. Die Wagen faßten 18 Personen, das Fahrgeld betrug 25 Centimes. Die Post hatte 1791 in ganz Frankreich 1419 Bureaus besessen, die Zahl der Postämter stieg bis 1829 nur auf 1799. Eine in diesem Jahr angestellte Untersuchung ergab, daß es in Frankreich immerhin noch 35587 Gemeinden gab, die keinerlei direkte Verbindungen mit der Post besaßen. Das war für die Bewohner höchst unbequem, denn sie mußten nach der Kreishauptstadt, um ihre Briefe in Empfang zu nehmen. Nur in den Städten, die mehr als 4000 Einwohner zählten, wurden die Briefe ins Haus gebracht, an allen anderen Orten mußte man sie sich vom Postamt abholen, Landbriefträger aber gab es während dieses Zeitraumes überhaupt nicht. Auch hier wuchs der Verkehr

in immer steigendem Maße. Im Jahre 1821 hatte die Post 45382151 Briefe und 27827834 Drucksachen befördert, 1830 waren diese Zahlen auf 63817260 für die Briefe und 39946875 Drucksachen gestiegen.



Eugen Isabey. Rouen.

Die Regierung der Restauration hat beinahe ohne Unterbrechung daran gearbeitet, die Freiheiten, welche die Charte gewährleistete, auf gesetzlichem und ungesetzlichem Wege zu umgehen, die Ultras hätten am liebsten ganz Frankreich auf den Standpunkt von vor 1789 zurückgebracht; aber weder Regierung noch Kammern haben auch nur einen Augenblick daran gedacht, die Haupterrungenschaft der Revolution zu beseitigen, die Verwaltung. Die Republik hatte die Grundzüge derselben geschaffen, Napoleon sie vollendet. Die sechs Grundsteine des modernen französischen Staates: Université, Justiz, Verwaltung, Heer, Budget, Concordat, wie die kaiserliche Gesetzgebung sie 1804 gelegt, blieben unangetastet bestehen. Diese ganze Einrichtung mit ihrer straffen Zentralisation, in der alle Fäden schließlich in einer Hand zusammenlaufen, war so einfach und bequem zu handhaben, daß niemand den Wunsch hegen konnte, das Durcheinander mannigfaltigster Freiheiten, Gesetze und Verwaltungskörper, wie es in den althistorischen Provinzen bestanden hatte, wieder einzuführen. Das restaurierte Königtum richtete sich in den vier Wänden des Kaiserreichs ein. Wieviel auch in den Kammern um Freiheit der Meinung, der Äußerung, des Glaubens gestritten wurde, an die Freiheit in der Verwaltung dachte kein Mensch. Im täglichen Leben blieben Dorf und Stadt, um einen Ausdruck von Kreyßig



Leprince. Die Reise mit der Diligence. Aufenthalt zum Essen.

zu gebrauchen, willenlose Verwaltungsobjekte in der Hand der Minister. Der König ernannte die Präfekten, der Präfekt die Maires und Gemeinderäte. Da alle miteinander absetzbar waren, so blieb der ganze Apparat ein Instrument ministerieller Willkür. Nur die Änderung dieser Einrichtung in Selbstverwaltung durch Wahlkörper hätte den Bürgern ein wirkliches Mitregieren gestattet, aber der Versuch, den der Minister Martignac machte, die Selbstverwaltung durch gewählte Beamte einzuführen, scheiterte in der Kammer, weil die Liberalen in ihrem Haß gegen den Minister so unbegreiflich kurzsichtig waren, den Wert der Gabe, die er bot, nicht zu erkennen.

Vom Kaiserreich übernahm die Restauration auch die Handelspolitik, die nach wie vor auf den hohen Einfuhrzöllen der napoleonischen Ära fußte. Nur Vermögende durften wählen und nur Reiche in der Kammer sitzen, kein Wunder, daß die Interessen

der Großgrundbesitzer und Großindustriellen den Ausschlag gaben. Es ist allen Parlamenten aller Länder eigentümlich, daß sie das Land für glücklich und zufrieden halten, wenn sie



J. V. Adam. Unfall.

oder die maßgebende Partei befriedigt sind, so waren auch die französischen Deputierten nur bestrebt, ihre Taschen zu füllen. Sie stellten das Interesse des Unternehmers höher, als das des Konsumenten und haben die Zolltarife des Kaiserreichs dauernd erhöht, da sie in einer Schutzzollpolitik à outrance das geeignetste Mittel sahen, sich gegen die Konkurrenz des Auslandes zu schützen. Es gab unter ihnen sogar einige, welche mit den hohen Zollschranken gegen das Ausland nicht zufrieden waren, sondern die Wiedereinführung der Zölle verlangten, welche einst die einzelnen Provinzen getrennt hatten; so forderte das Departement Loir et Cher, die Soldaten seiner Garnisonen sollten nur mit Tuch aus der Fabrik von Romorantin gekleidet werden. In ihrer Habgier und Furcht waren die Industriellen nicht einmal darauf bedacht, das Rohmaterial ihrer Erzeugnisse billig einzuführen. Als nach dem Pariser Frieden englisches Eisen 30—40% unter dem gewöhnlichen Preis auf dem Markt erschien, wurde der französische Zoll vervierfacht und stieg von 4,40 Frank auf 16,50 Frank für 100 kg. Der Zoll auf Stahl stieg von 45 auf 60 Frank, ein Umstand, der das Handwerkszeug bedeutend verteuerte, so kostete eine Dampfmaschine, die 1822 von England nach St. Etienne kam, 7000 Frank Zoll. Die Einführung der Dampfmaschine in die Industrie machte unter diesen erschwerenden Umständen nur langsame Fortschritte. Unter dem Kaiserreich hatte Frankreich nur 15 Etablissements



Omnibus der Linie genannt des Dames blanches.
Nach der Lithographie von Raffet.

besessen, die mit ihrer Hilfe arbeiteten, 1820 war diese Zahl erst auf 65 gestiegen. Die Pariser Industrieausstellung des Jahres 1819, die erste nach 13jähriger Pause, zeigte aber die Überlegenheit der Maschine, so daß der Bericht der Ausstellungsjury bemerkte: „Die Dampfmaschine ist so allgemein angenommen worden, daß die kleine Zahl von Etablissements, welche noch im Rückstand mit ihr sind, die Konkurrenz bald nicht mehr wird aushalten können.“ Von 65 im Jahre 1820 stieg dann die Zahl der Fabriken, die mit Dampfkraft arbeiteten, auf 625 im Jahre 1830. Ihr Siegeszug war nicht aufzuhalten, wenn sich auch manche Nationalökonomen, wie z. B. Sismondi in seinen neuen Grundsätzen der politischen Ökonomie, Villeneuve-Bargemont in seiner christlichen Nationalökonomie heftig gegen ihre Einführung aussprachen, weil sie die Übel voraussahen, die sie nach sich ziehen werde. Die Industrie, die sich der Dampfmaschine bedienen lernte, verstand es jetzt auch, sich alle Entdeckungen anzueignen, durch welche die Wissenschaft sie lehrte, die Fabrikationsmethoden zu vereinfachen und zu verbessern. So begannen die Hochöfen etwa seit 1819 mehr Eisen mit geringerem Verbrauch an Brennmaterial herzustellen: 1819 betrug die Produktion 145000 Tonnen Gußeisen und 64000 Tonnen Schmiedeeisen, 1825 schon 192000 Tonnen Gußeisen und 140000 Tonnen Schmiedeeisen. Die Herstellung des Stahls wurde so verbessert, daß die Fabrikation sich von 72000 Sensen im Jahre 1817 auf 300000 im Jahre 1834 hob. 1806 hatte man die Feinheit des Zwirnfadens nach 60 Nummern unterschieden, 1819 hatte man 80, 1823 aber schon 291 Nummern. Diese Verbesserungen des Verfahrens haben es zuwege gebracht,



J. V. Adam. Omnibusfahrt.

daß die Produkte der französischen Industrie trotz der hohen Zölle, welche die Konkurrenz des Auslandes fast unmöglich machten, immer billiger wurden. Porzellan wurde in diesem Zeitraum 60%, Tuche 25% billiger. Der Meter Kaliko, der 1816 noch 2,60 Frank gekostet hatte, kostete 1831 nur noch 70 Centimes; den Meter Merinotuch, den man 1805 mit 70 Frank hatte bezahlen müssen, konnte man in gleicher Qualität 1830 schon für 10 Frank kaufen. So nahm auch der französische Handel einen ganz bedeutenden Aufschwung:

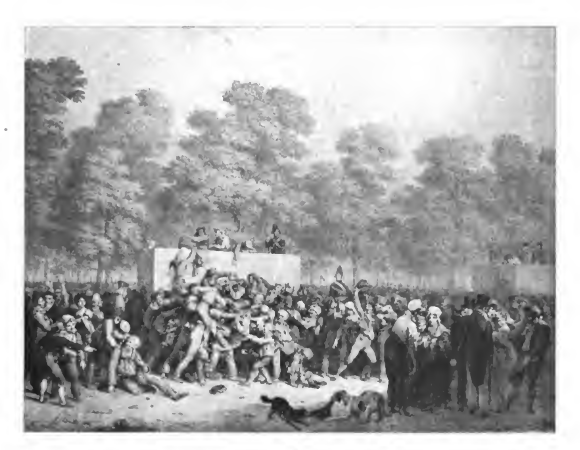
1814 betrug der Import 239 Millionen, der Export 346 Millionen
1830 „ „ „ 638 „ „ „ 573 „

Insgesamt war er von 585 Millionen auf 1211 Millionen gestiegen. Der Reichtum nahm denn in den Kreisen der Fabrikanten und Händler ganz bedeutend zu. Graf Puymaigre, der am Ende der zwanziger Jahre Präfekt des Departements Saone et Loire war, erzählt, daß er so große Vermögen, wie sie in Macon zu finden waren, noch nie gekannt hätte, 40000 und 50000 Livres Rente jährlich sei der Durchschnitt gewesen, Einkommen von nur 20—30000 Livres seien für sehr bescheiden angesehen worden. Ymbert meint 1824, unter 500000 Frank ist man kein anständiger Mensch, und Sosthène de la Rochefouchauld schrieb im Dezember

1824 an den König: „Wenn es Ihnen Vergnügen macht, so können heute vier Bankiers über Krieg und Frieden entscheiden. Die Souveräne können gar nicht genug danach trachten, sich von dieser Herrschaft zu befreien, welche sich über die ihrige erhebt."

Ganz besonders charakteristisch für die Selbstsucht der Großgrundbesitzer ist die Entwicklung der Getreidezölle während dieser Epoche. Die frühere Gesetzgebung Frankreichs hatte darauf abgezielt, dem Volke billiges Brot zu verschaffen, so war die Einfuhr immer gestattet und nur die Ausfuhr gelegentlich verboten gewesen. Erst die Gesetze des Jahres 1819 haben diese Anschauung, die das Wohl des Konsumenten im Auge hatte, in ihr Gegenteil verkehrt und ganz einseitig den Produzenten, der in der Kammer die Mehrheit besaß, bevorzugt. Der Abgeordnete Humblot-Conté forderte ein Einfuhrverbot für Getreide, denn billiges Brot mache nur die Arbeiter faul und verschlechtere daher die Arbeit, und ein anderer Deputierter fand sogar, teures Brot sei eine Wohltat für den Arbeiter, der dadurch gezwungen werde, strenger zu arbeiten. So wurde der bewegliche Tarif geschaffen, der je nach dem Stande der französischen Marktpreise das ausländische Getreide höher oder niedriger besteuerte. Der Hektoliter Korn sollte nicht mehr als 23 und nicht weniger als 16 Frank kosten. So kostete das Pfund Brot in Paris zwischen 1818 und 1828 etwa 3—4 Sous. Das Kilo Ochsenfleisch kostete in Paris von 1811—1819 etwa 1,10 Frank, 1822 kostete es nur noch 89 Centimes und 1824 nur noch 86. Die große Hungersnot des Jahres 1817, die auch Deutschland so schwer heimsuchte, hat diese Preise wesentlich in die Höhe geschraubt. Hatte der Hektoliter Weizen von 1811—1815 etwa 24,08 Frank gekostet, so stieg er im Juni 1817 auf 45,46 Frank, im Departement Oberrhein sogar auf 81 Frank. In Paris war um diese Zeit das Zweipfundbrot für 1,25 Frank zu haben, in der Picardie und Bourgogne kostete es 2—2 1/2 Frank. Selbst in Landstrichen, wo die Ernte des Jahres 1816 besser ausgefallen war, wie in der Provence, erreichten die Preise eine bedrohliche Höhe, weil, wie Frau von Rémusat aus Toulouse schreibt, die adligen Grundbesitzer vorziehen, ihr Getreide nach auswärts teurer zu verkaufen. Sie war ganz erschüttert, als eine Bettlerin sich in





Louis Boilly. Réjouissance publique. Verteilung von Brot und Wein 1826.

ihrem Beisein auf das Fressen stürzte, das dem Hunde bereitgestellt war und es hinunterschlang. Dieser Notstand förderte den Bettel, in Nogent-le-Rotrou erbettelten täglich 800 Personen ihr Brot, auf dem Lande zogen die Hungernden in Banden von 25 Personen und mehr mit Stöcken bewaffnet herum und erzwangen sich eine Unterstützung. Als der Präfekt, Herr von Rémusat, in Toulouse gegen den Bettel einschritt, erschien eine Abordnung der Geistlichkeit bei ihm und stellte ihm vor, daß der Bettler ein Stellvertreter Christi sei und als solcher von der Autorität geachtet und nicht belästigt werden dürfe.

Sieht man von den außergewöhnlichen Verhältnissen des Teuerungsjahres ab, so muß man sagen, daß das Leben wohlfeil war. George Sand erzählt, daß ihre Mutter mit einem jährlichen Einkommen von 3500 Frank in Paris ein sehr elegantes und sehr behagliches Leben führte. Paul de Kock nennt die Helden seiner

Romane „reich", wenn sie 6000 Frank Rente haben. Victor Hugo bestritt als junger Mann seinen Lebensunterhalt mit 700 Frank im Jahr, eine Summe, die er in seinem 40 Jahre später erschienenen Roman der Elenden dem Budget seines Helden Marius zugrunde legt. Dieser Betrag entsprach dem Durchschnittslohn eines niederen Arbeiters, so zahlte die Papierfabrik in Montholon 1826 ihren Arbeitern Monatslöhne von 55 Frank, die Glashütte des Creusot zahlte im gleichen Jahr Maurern monatlich 55 Frank, Glasbläsern 70—100, Meistern 150—200 Frank. Eine sehr wohltätige Einrichtung im Interesse des kleinen Mannes war die Einführung der Sparkassen in Frankreich, mit welcher sich der Herzog von Berry ein großes Verdienst erwarb, 1818 wurde die erste von Benjamin Delessert und dem Herzog von Larochefoucauld in Paris begründet, bei der innerhalb der ersten elf Jahre 6 Millionen Frank eingezahlt wurden. 13 andere Städte, unter ihnen Bordeaux, Brest, Marseille, Nantes, Rouen, Troyes sind bis 1830 dem Pariser Beispiel gefolgt.

Die persönliche Freiheit des Arbeiters war stark eingeschränkt; einmal mußte jeder ein von der Polizei visiertes Arbeitsbuch besitzen, dann aber fehlte ihnen das Koalitionsrecht. Als die Pariser Schreiner 1822 in einen Streik eintraten, wurde derselbe als vom Gesetz verboten durch die Polizei unterdrückt; ihren Zweck, einen Stundenlohn von 35 Centimes durchzudrücken, haben die Streikenden allerdings trotzdem erreicht. Die einzige Organisation, welche die Arbeiter besaßen, war der Verbrüderungsbund des Compagnonnage. Dieser war eine Gesellschaft von Handwerksgesellen, die zur gegenseitigen Unterstützung auf der Wanderschaft begründet worden war, die in ihrem jahrhundertelangen Bestehen aber Formen bewahrt hatte, die für die jüngeren Mitglieder drückend und demütigend geworden waren. Die verschiedenen Bünde hatten besondere Abzeichen, Stäbe, Bänder, besondere Lieder, besondere Riten und lebten in beständiger Feindschaft der einzelnen Gewerke gegeneinander. Diese Rivalitäten der Bäcker, Metzger, Schneider, Schreiner haben wiederholt zu Unruhen geführt, die in Lunel, Nantes, Blois mit Mord und Todschlag endeten. Die Überhebung der älteren Gesellen, welche sich über



Journal des Gens du Monde. 1834.
Zeichnung von Gavarni.



die jüngeren eine beleidigende Autorität anmaßten, führte zu Spaltungen; die Gesellschaft der Unabhängigen, welche sich 1823 in Bordeaux abzweigte, war der Anfang vom Ende des Compagnonnage, dessen Zweck mit der Zunahme der Fabriken hinfällig wurde.

Da das Gesetz die Koalitionsfreiheit nicht kannte, das Bedürfnis nach dem Zusammenschluß Gleichgesinnter in diesen politisch so bewegten Zeiten aber unstreitig in lebhafter Weise vorhanden war und sich gebieterisch geltend machte, so drängte es zur Bildung von geheimen Gesellschaften und führte ganz von selbst zu Verschwörungen. Nach dem Attentate Louvels gründeten Bazard, Flotard und Buchez einen Geheimbund, der dem der italienischen Carbonari nachgebildet war. Er gliederte sich in Abteilungen zu 20 Mann. Jeder Verschworene war verpflichtet, ein Gewehr und 50 Patronen zu besitzen und monatlich 1 Frank an eine gemeinsame Kasse zu zahlen. Die untergeordneten Mitglieder kannten nie mehr als die 20 Genossen ihres engeren Bundes, nur die Oberen wußten um die anderen Vereine, die sich netzartig über ganz Frankreich ausbreiteten. „Man konspirierte auf allen Straßen und an allen Ecken," schreibt der Herzog von Rovigo, „und nur die Minister wußten nichts davon." Das Geheimnis, das diesen Bund umgab, war unstreitig ein großer Reiz für die Jugend, „man war Carbonari schon von der Schule an", sagt Dr. Véron. Man braucht den Begriff Verschwörer kaum sehr tragisch zu nehmen. Als Delacroix, der zu den Carbonari gehörte, 1828 den Auftrag erhielt, nach La Rochelle zu reisen und einen bestimmten Mann zu ermorden, antwortete er den Oberen: „Meine Herren, ich bin dazu da, die großen Taten zu malen und nicht, sie zu begehen" — und mehr Schaden werden Ary Scheffer, der ebenfalls Carbonari war, und andere Verschwörer auch nicht angerichtet haben. Nur das böse Gewissen der Regierung sah in diesen Verschwörern Verbrecher und benutzte gern jeden Vorwand, um mit der ganzen Strenge parteiischer Gesetze gegen sie vorzugehen.

Die Arbeiter haben von dieser Art Geselligkeit, durch Belehrung und Aussprache untereinander, durch die Fühlung, die sie mit den Kreisen besser Unterrichteter gewannen, unstreitig den größten

Vorteil gehabt. Gräfin Boigne, die sich 1830 eine Wohnung in Paris einrichtete und bei dieser Gelegenheit in Berührung mit zahlreichen Handwerkern kam, schreibt: „Zwischen 1819 und 1830 hatte sich in den Manieren, den Gewohnheiten, der Sprache dieser Leute ein derartiger Unterschied herausgebildet, daß es schien, als gehörten sie gar nicht mehr derselben Klasse an." Sie erstaunt über ihre Intelligenz, ihre Kenntnisse, ihr Urteil und schließt ihre Betrachtung mit dem Ausruf: „Sie wird man nicht mehr im Interesse einer privilegierten Kaste ausbeuten können!"

Die gute Gesellschaft hat sich in der gleichen Zeit, wenn man so sagen darf, auseinandergelebt; die höheren Stände, durch Geburt, Reichtum und Bildung bevorzugt, stehen sich mit jedem Jahr feindseliger gegenüber. Dieser Prozeß begann mit dem Tage, an dem die Bourbonen wieder auf dem Throne ihrer Väter Platz nahmen. Schon in den Anfängen der neuen Regierung bemerkt Graf Puymaigre: „Welch bizarres Durcheinander stellte doch Paris im Juli 1814 in der Vereinigung von Höflingen aller Epochen, von Militärs vor, während und nach der Revolution dar. Alte und neue Zeit waren zugleich gegenwärtig, jeder verharrte in seinen Vorurteilen und in seinem Haß." Das war nicht nur in Paris so, Frau von Rémusat schreibt aus Toulouse 1816 an ihren Sohn: „Die Gesellschaft ist dermaßen gespalten, daß man schon gar nicht mehr streitet, man trifft sich, grüßt einander kalt und verabscheut sich gegenseitig." So begann das gesellige Einleben dieser aus so feindseligen Elementen zusammengesetzten Gesellschaft naturgemäß mit Blutvergießen. Charles de Rémusat schreibt seiner Mutter 1816 aus Paris: „Das Duellieren zwischen den Offizieren, die gedient haben, und denen, die nicht dienten, wird förmlich Mode", und seine Mutter ergänzt dieses Bild, indem sie ihm mitteilt, daß auch in Toulouse die Royalisten die kaiserlichen Offiziere öffentlich beschimpfen, daß sie aber, wenn sie dann gefordert werden, die Hilfe der Polizei anrufen, denn bonapartistische Militärs müßten sie das Recht haben, straflos beleidigen zu können. „Ich begreife nicht, daß die Schweizer um Geld dienen," sagte in Paris ein Franzose zu einem Offizier der Schweizergarde, „wir Franzosen dienen nur der Ehre wegen." „Ein jeder für das, was

ihm fehlt", antwortete der Schweizer trocken und der Grund zum Duell war gegeben. Einer dieser Duellfrohen betrat eines Tages ein Pariser Kaffeehaus, sah sich verächtlich um und sagte dann laut: „Niemand da, dem man einen Degenstich versetzen könnte." „Sie irren sich", antwortete einer der Anwesenden. Nachdem die Herren ihre Karten gewechselt hatten, stellte sich heraus, daß der Forderer ein Graf, der Geforderte ein Marquis ist. Der letztere ruft den Kellner, reicht ihm eine volle Börse und die Visitenkarte des Gegners: „Bestellen Sie für diesen Herrn zu übermorgen ein Begräbnis erster Klasse, ich wünsche, daß er vornehm beerdigt wird." Der Frechling war eingeschüchtert und diesesmal unterblieb der Zweikampf. Die Duelle nehmen mit der steigenden politischen Erbitterung zu, 1822 schossen sich Benjamin Constant und Forbin des Issards, beide zu alt und gebrechlich, um stehen zu können, in Lehnstühlen sitzend!

Der gute Ton gewann durch diese Reibereien nicht, und die feine Höflichkeit, durch die sich einst die Geselligkeit des alten Frankreich ausgezeichnet hatte, ging verloren. „Wenn man den Minister Decazes oder seine Schwester, Madame Princeteau, in Gesellschaft trifft, spricht man nicht zu ihnen", schreibt Gräfin Boigne, und der Herzog von Broglie bemerkt: es gebe keine schlechtere Gesellschaft, als die der Extremen von der äußersten Rechten, ihre Damen schimpften wie Marktweiber und hätten Manieren von geradezu unbegreiflicher Frechheit. So blieb denn nichts anderes übrig, als sich zu trennen; es gibt nun keine Gesellschaft mehr, es gibt fortan nur noch Koterien. Der Salon des alten Frankreich mit seinen glänzenden Erinnerungen gehörte der Vergangenheit an, es gibt zwar viele Salons in Paris, aber mit denen von vor der Revolution haben sie nichts mehr gemein. Es ist alles so ganz anders geworden, daß der alte Talleyrand einmal traurig zu Thiers sagte: „Wer nicht in den letzten zwanzig Jahren gelebt hat, die der Revolution vorangingen, hat von der Süßigkeit des Lebens gar keine Ahnung." Der Salon war einst die Stätte geistreicher Konversation und Kauserie, er wird jetzt wie alles von der Politik verseucht und zum Mittelpunkt eines politischen Getriebes, das ihn zum Vorzimmer der Parteien herabwürdigt.



Gérard. Frau von Staël.
Nach dem Stiche von Laugier.

Die Minister haben ihre Salons wie die Opposition, man besucht den Salon dieser oder jener Dame, wie man ein politisches Glaubensbekenntnis ablegt. Frau von Staël hatte ein langes Exil von Paris ferngehalten, aber in ihrem schönen Schlosse Coppet hatte sie nie die Sehnsucht nach dem Rinnstein der Rue du Bac verlassen. Sie hat die Wonne, in ihrem geliebten Paris leben zu dürfen, nicht lange auskosten können, sie starb schon 1817; aber in dem kurzen Zeitraum hat sie ihren Salon der internationalen Gesellschaft, die sich in Paris zusammenfand, geöffnet. Man traf bei ihr Wellington, Humboldt, Canning und alle übrigen Notorietäten der Diplomatenwelt, „eine ganze Arche Noah", sagt Herr von Castellane. Nach ihrem Tode versammelten sich bei ihrer Tochter, der Herzogin von Broglie, die Vertreter des Doktrinarismus, Royer-Collard, Camille Jordan, Beugnot, Guizot, Barante und die Jugend, die sich um den geistvollen Charles de Rémusat gruppierte. Castellane stellte der Herzogin das Zeugnis aus, daß sie nicht verstand, zu empfangen, und daß die Herren sich einen Ton herausnahmen, den sie sich an anderen Orten nicht hätten erlauben dürfen. Im Salon der Prinzessin de la Trémouille trafen sich die Ultras der äußersten Rechten, Cardinal de la Fare, Abbé de Genoude, Joseph de Maistre, Matthieu de Montmorency, der Kanzler Dambray, die Abgeordneten Labourdonnaye, Castelbajac, Marcellus u. a., während die Gesellschaft im Salon der Marquise von Montcalm, der Schwester des Herzogs von Richelieu, mehr nach der ministeriellen Seite hinüberschattierte, der Kanzler Pasquier, Molé,

Barante, Mounier, Barbé-Marbois, Pozzo di Borgo, Lainé u. a. Der Bankier Lafitte sah die gesamte liberale Opposition bei sich: Lafayette, Béranger, Manuel, Argenson, Dupont de l'Eure, Dupin, und pflegte in seinem herrlichen Schlosse Maisons eine wahrhaft fürstliche Gastfreundschaft. „Das ist die Wohnung eines Grandseigneurs", schmeichelte ihm einst ein Besucher. „Bitte sehr, nur die eines besitzenden Bürgers", lehnte der Bankier ab. Bei Herrn von Saint-Aulaire sah man Decazes, Villemain, Cousin, Bertin de Veaux, Bignon, bei Mlle. de Lavau die Mitglieder der Kongregation: Bonald, Vitrolles, de la Bourdonnaye, Corbière. Die Herzogin von Maillé, die Herzogin von Narbonne, Gräfin du Cayla empfingen Künstler und Schriftsteller, wie die Herzogin von Duras, die nach dem Tode der Frau von Staël die Erbschaft dieses Salons anzutreten versuchte. Sie empfing Diplomaten wie Talleyrand, Gelehrte wie Cuvier und Humboldt, Politiker wie Molé, Villèle, Barante, aber auch Dichter wie Chateaubriand und Lamartine; denn sie war selbst eine erfolgreiche Schriftstellerin, die mit ihrem Roman „Ourika" in der Saison von 1823 alle Herzen gerührt hatte. Lamartine fand, der Ton in diesem Hause erinnere an die Zeiten der Fronde, was Villemain bestätigt, wenn er sagt: „Man war im Salon der Herzogin monarchisch gesinnt, aber mit einer Schattierung von englischem Konstitutionalismus und französischem Liberalismus." Selbst die boshafte Gräfin Boigne nennt dieses Haus das angenehmste von ganz Paris, allerdings fand sie es komisch, daß die Herzogin Frau von Staël beinahe sklavisch kopierte. Wie die Staël immer mit einem Lorbeerzweig gespielt hatte, während der Unterhaltung, so zerpflückte Frau von Duras kleine Stücke Papier. Ausschließlicher noch als bei der Herzogin von Duras wurden die literarischen Interessen in den Salons der Gräfin Baraguay d'Hilliers, Gräfin Lacretelle, der Damen Auger und Campenon betont. Hier lasen junge Dichter ihre Erstlingswerke, hier wurden Verse deklamiert und Tragödien mit verteilten Rollen gelesen. Der Salon von Madame Virginie Ancelot, in dem Victor Hugo, Saintine, Alfred de Vigny verkehrten, galt geradezu als das Vorzimmer zum Eintritt in die Akademie. Ebenso schöngeistig war der Salon der Damen Clarke, wo man Victor Hugo,



Madou. Discussion litéraire.

Stendhal, Benjamin Constant, Delacroix sah. Miß Mary Clarke heiratete später den Orientalisten Julius von Mohl und öffnete ihren Salon noch zur Zeit der dritten Republik. Beliebt und berühmt waren die Sonntage des Arsenals, an denen Charles Nodier, Bibliothekar dieses Institutes, alles vereinte, was die klassische wie die romantische Richtung an werdenden Berühmtheiten besaßen. Eugénie de Coucy, die jugendliche Gattin des Marschalls Oudinot, Herzogs von Reggio, empfing alle Kreise berühmter und unberühmter Leute, Bankiers, Künstler, Beamte, Dichter, und wußte durch die Anmut ihres Wesens alle Gegensätze auszugleichen.

Diese Häuser standen während der Epoche der Restauration im Mittelpunkt des Pariser Lebens, aber es gab noch einige aus alter Zeit, in denen die Wogen der Aktualität weniger hoch gingen. Da war der Salon der Prinzessin von Poix, einer überaus liebenswürdigen alten Dame, welche nie emigriert war und die seit 40 Jahren die gleiche Gesellschaft bei sich empfing. Hier liebte man, nach Gräfin Boigne, die weinerlichen Geschichten, in denen sich der Marquis von Lally-Tolendal auszeichnete, „der fetteste der empfindsamen Männer und zugleich der flachste der Dicken". Vor allem empfing auch noch Frau Récamier, die einst so hoch gefeierte, berühmt schöne Juliette. Aber sie selbst und ihr Salon machten der jungen Generation nicht mehr den Eindruck, wie ehedem ihren Vätern. „Ich hielt Frau Récamier für ein jungverheiratetes Frauchen", schreibt Charles de Rémusat seiner

Mutter, und dem noch jüngeren Gavarni, der ihr im Salon der Herzogin von Abrantès begegnete, erschien das kleine, fette Weibchen wie eine recht ordinäre Landpomeranze; selbst dem Herzog von Broglie kam die Freundin seiner Schwiegermutter recht banal vor. In dieser Zeit war der einzige Lebenszweck der schönen Frau, wie einmal einer ihrer Bekannten schrieb, zu Hause zu bleiben und ihre Freunde zu erwarten, dabei machte ihr Salon, in dem immer Halbdunkel herrschte, in dem aus Rücksicht auf Chateaubriands Nerven stets nur geflüstert werden durfte, den Eindruck einer Krankenstube. Hier herrschte die Literatur, Benjamin Constant las seinen „Adolphe“ aus dem Manuskript vor, alle Hörer weinten, bis plötzlich der Anblick all der Tränenströme ein unauslöschliches Gelächter entfesselte. Später trug Chateaubriand seine Memoiren von jenseits des Grabes vor.



Aubry-Lecomte. Mme. Récamier in ihrem Salon der Abbaye aux Bois 1826.

Natürlich hat man nicht nur in Politik und Geist gemacht, man hat sich auch amüsiert. Die Jugend zog wie immer den Tanz allen anderen Unterhaltungen vor, und damals fand auch der Klerus das Tanzen noch keine Sünde; so hat z. B. Herr von Castellane 1817 erlebt, daß der Bischof von Amiens, Herr von Bombelles, der Gesellschaft zum Tanze aufspielte und dann selbst höchst vergnügt mittanzte. Madame de la Briche, deren Chateaubriand sich dankbar erinnerte, gab in ihrem prächtigen Schlosse im Marais glänzende Feste, wo man tanzte und Theater spielte, der Seinepräfekt Chabrol veranstaltete herrliche Bälle und Konzerte, vor allem gab die

Herzogin von Berry, unbeschwert von Geist und Wissen, das Signal zum Vergnügen. Sie war weder hübsch noch graziös, sie schielte und hielt die Füße einwärts, aber sie war jung, temperamentvoll und Prinzessin. Die Erzieherin ihrer Kinder, die Herzogin von Gontaut, mußte ihr zuliebe häufig Bälle veranstalten und sie war erfinderisch in immer neuen Arrangements. So gab sie im Januar 1828 einen Ball, zu dem alle Damen in weißen, ganz gleichen Kleidern kommen mußten, dann führte sie Quadrillen ein ohne Herren, tanzte im Palais Royal einmal mit 30 jungen Damen zusammen eine Neapolitanische Tarantelle usw. Der Präfekt des Departements Seine-Inférieure, Murat, bildete, wenn sie in Dieppe war, eine Leibwache von 40 hübschen jungen Mädchen zu Pferde, alle im Nationalkostüm des Caux, welche die Herzogin überallhin begleiteten. Das große mondäne Ereignis der ganzen Epoche war der Ball, den sie am 2. März 1829 im Pavillon Marsan der Tuilerien gab. Es war ein Maskenball mit dem Programm: „Maria Stuart empfängt den Besuch ihrer Mutter", und es war alles aufgeboten worden, um den Rahmen des Festes und die Kostüme so echt wie möglich zu machen. Der junge Charles de Mornay trug ein Kostüm, das seinem Ahnherrn Philippe de Mornay gehört hatte, die Herren von Brissac, Cossé, Biron erschienen als Marschälle in den gleichen Rollen, die 300 Jahre zuvor von ihren Ahnen im Ernst ausgefüllt worden waren, so daß Charles Nodier das Fest, die „Nacht der Gespenster" nannte. Am besten sahen der Herzog von Chartres als König Franz II. und die schöne Herzogin von Caylus als Diana von Poitiers aus. Die Herzogin von Berry selbst, die sich die Rolle der Maria Stuart, einer entthronten und enthaupteten Königin, vorbehalten hatte, sah, wenn man Frau von Boigne glauben will, entsetzlich aus. „Sehr echt, aber höchst unkleidsam frisiert, glich sie in ihrem Leibchen von Hermelin einem ersäuften Hund", schreibt die nachsichtige Gräfin; aber Herr von Castellane schließt sich diesem Urteil an, „sie war fürchterlich als Maria Stuart," notiert er, „ihre Haare gelockt, so daß der Kopf aussah wie ein Spinnrocken voll Flachs." Sie trug an diesem Abend für drei Millionen Diamanten an sich und sprang so vergnügt herum, daß sie für eine halbe Million davon verlor.



Soirée du grand monde. Nach der Lithographie von Lami.

Der eigentliche Hof kam für das gesellige Leben kaum in Betracht, Ludwig XVIII. und Karl X. waren Witwer, und die Herzogin von Angoulême dachte wohl nie an Tanzen. Ihre Gesellschaften und Empfänge waren gefürchtet wegen der Steifheit der Formen und der öden Langeweile, die dort herrschte. Die letzte Favoritin Ludwigs XVIII., Favoritin in allen Ehren, Madame du Cayla, gab in dem Schloß, das ihr der König in St. Ouen geschenkt hatte, große Feste, die der Maler Isabey dirigierte; als sie 1823 bei einer großen Schlittenpartie der Hofgesellschaft von Sosthène de la Rochefoucauld gefahren wurde und beide umwarfen, sprach man in ganz Paris mehr von diesem Unfall, als vom Krieg mit Spanien.

Maskenbälle waren in allen Schichten der Gesellschaft sehr beliebt, am 21. März 1827 veranstaltete Mlle. Mars einen solchen in ihrem Hause, zu dem die gute Gesellschaft sich eifrig um Karten bewarb. Sonst war man gegen die Damen vom Theater noch sehr zurückhaltend, Baron Vertpré hatte 1829 ein Konzert gegeben, in

welchem außer der berühmten Malibran auch noch andere Sterne der Oper mitwirkten. Als diese Damen sich aber nachher unter die Tanzenden mischten, gingen alle Damen der Gesellschaft ostentativ fort. In dieser Zeit begann auch das fremde Element, das in der Pariser Gesellschaft heute einen so breiten Raum einnimmt, in Paris Wurzel zu fassen. „Um zur guten Gesellschaft zu gehören," schreibt Herr von Castellane 1828, „braucht es nur zwei Eigenschaften, man muß Fremder sein und Geld haben." So hatte sich Rothschild ein Hotel in der Rue d'Artois gekauft und nach Plänen von Berthauld mit Möbeln von Jacob, Bronzen von Thomire prächtig eingerichtet. Der Ball, mit dem er dasselbe am 3. März 1821 einweihte, war eine Sensation für die Gesellschaft, tout Paris war da, denn „die großen Herren machen sich zwar über Rothschild lustig, hingehen aber tun sie alle", bemerkt Castellane. Auf diesem Ball, der dem Gastgeber 5000 Taler gekostet haben soll, gab es Bukette von exotischen Blumen und eine Lotterie von Juwelen. Das Fest erhielt daher auch das höchste Lob, das damals erteilt werden konnte: „Nichts könne eine so vollkommene Idee von eleganten Gesellschaften in England geben." Der Andrang zu Rothschilds Festen war sehr groß; als Herr von Castellane am 5. Februar 1825 zu einem Balle hinfuhr, mußte sein Wagen 2½ Stunde warten, ehe er aussteigen konnte. Unter den Fremden, die ein Haus machten, waren die Fürstin Bagration, die Fürstin Sapieha, die Gräfinnen Hatzfeldt, Karolyi, Potocka. Der österreichische Gesandte Graf Apponyi repräsentierte im großen Stil; Graf Rudolf Apponyi, der einmal mit der Herzogin von Rauzan eine Quadrille in ungarischem Kostüm tanzte, die Furore machte, soll die Polka in Paris eingeführt haben. Apponyis und Lady Alborough brachten die Matinées dansantes in Mode, die um 1 Uhr mittags begannen und um 6 Uhr endeten. Der neapolitanische Gesandte, Graf Ofalia, gab seinen Majestäten, die zum Besuch in Paris waren, am 20. Juni 1830 einen Ball, bei dem der Saal in den Löwenhof der Alhambra verwandelt worden war.

Mit Feuer spielte die Jugend Theater, Charles de Rémusat beschäftigen seine Rollen, die er bei Madame Molé, Madame de la Briche zu spielen hat, sehr lebhaft. Im Hotel Castellane in Paris

war eine ständige Bühne aufgeschlagen, deren Vorstellungen die Herzogin von Abrantès und Sophie Gay leiteten. Oberst Castellane ließ das Offizierkorps seines Regiments in Moulins Theater spielen, da es aber an Damen fehlte, so mußten hübsche, junge Unteroffiziere die weiblichen Rollen übernehmen.

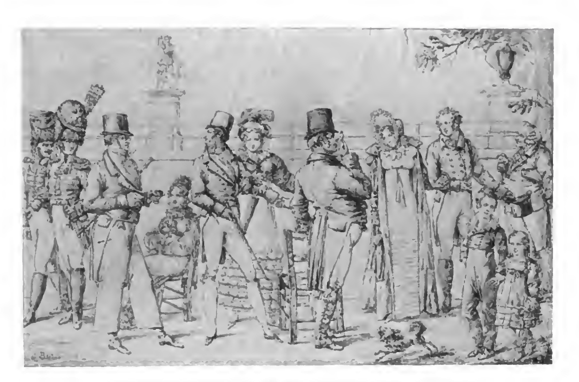
Das Alter zog sich an die Spieltische zurück, in den Réunions des Fürsten Talleyrand, wo man nicht vor 1 Uhr erschien und um 5 Uhr morgens ging, wurde fleißig gespielt, ebenso im Hotel der Herzogin von Luynes, wo ein Kreis alter Damen sich zum Spiel zu versammeln pflegte und ein reicher Engländer, Mr. Potter, die Bank hielt. Öffentliche Spielhäuser waren sehr zahlreich im Palais Royal, in der Rue du Temple, rue Dauphine; ein Roulette in der rue Marivaux. In den besseren waren die Erfrischungen umsonst. Die Summen, die von 1819—1837, wo die öffentlichen Spielhöllen geschlossen wurden, von den Spielern verloren worden sind, beziffern sich auf mehr als 137 Millionen Frank. Ein aristokratisches Spiellokal dieser Zeit war der Cercle des Etrangers im Hotel Aguado, der jedem seiner drei Präsidenten, Marquis de Tilly-Blarus, Graf Esprit de Castellane, Marquis de Livry, jährlich 50000 Frank Gehalt zahlte. Wiederholt sind die Kassen beraubt worden. Man ließ eine kleine Höllenmaschine unter dem Tisch explodieren und plünderte während der dadurch hervorgebrochenen Unruhe die Kasse oder die erschreckten Spieler. Einen anderen Kniff erzählt Dr. Véron. Ein Spieler setzte eine Rolle, die anscheinend 1000 Frank enthielt, verlor er, so zahlte er mit Papier und behielt seine Rolle, gewann er aber, so öffnete er sie und zeigte dem Bankhalter, daß sie 20000 Frank enthielt. Zu den öffentlichen Vergnügungen gehörten u. a. die sog. montagnes russes, Rutschbahnen, die seit 1815 Mode wurden und von den Ärzten als überaus gesund empfohlen wurden. Im Garten Beaujou befand sich 1817 eine solche, die 80 Fuß hoch war, eine Höhe, die man in einer Minute herabfuhr. Die große Welt traf sich auf dem Korso in Longchamps, wo man seine Pferde, seine Equipagen und seine Toiletten zeigen konnte; diese Spazierfahrt war ein bevorzugtes Vergnügen der Herzogin von Berry. Die Alten, Exklusiven des Faubourg St. Germain fuhren in das Bois de Boulogne, das seiner





Lerouge. Promenade Aérienne. Jardin Beaujou.

weiten Entfernung wegen Fußgängern nicht zugänglich und daher der kleinen Bourgeoisie verschlossen war. Die halbe Welt behielt ihr Stelldichein im Palais Royal, wo sie ihr Wesen ganz ungehindert treiben konnte und nur vom 15. Dezember bis 15. Januar von der Polizei überwacht und in Schranken gehalten wurde, damit der Bürger in den Läden seine étrennes einkaufen konnte, ohne daß seine Moral beleidigt wurde. Unter der Restauration kamen die Inhaber der Läden darum ein, die polizeiliche Aufsicht möge das ganze Jahr über dauern, aber der Erfolg entsprach so wenig ihren Erwartungen, die Galerien und der Garten verödeten derart, daß sie alsbald flehentlich baten, die Polizei möge wieder zurückgezogen werden. Im Palais Royal befanden sich auch die elegantesten Restaurants des damaligen Paris, das brillanteste war das Café Milles Colonnes, in dem Madame Romain, die schöne Gattin des Besitzers, an der Kasse saß oder vielmehr — thronte; denn ihr kostbarer Stuhl war soeben erst der Thronsessel der Schwester Napoleons, Elise, Herzogin von Lucca, gewesen! Er hatte neu 12000 Frank gekostet, aber Herr Romain hatte nur noch 4000 Frank dafür bezahlt. Das Café Tortoni war wegen seiner kostbaren Einrichtung, Véfour wegen seiner guten Küche berühmt. Das Café



Im Garten der Tuilerien. Nach der Lithographie von Bosio.

Lamblin war der Treffpunkt der royalistischen Offiziere. Als diese einst beschlossen, hier eine Büste Ludwigs XVIII. aufzustellen, fanden sich 300 bonapartistische Offiziere ein, um sie daran zu hindern, und es wäre zu Mord und Totschlag gekommen, hätte nicht die Polizei das Café vorübergehend geschlossen. Café Riche, Café Anglais, Café de Paris teilten sich in dieser Zeit in die Gunst der Lebewelt mit den Frères Provençaux, die zwar schon seit 1786 bestanden, ihr großes Vermögen aber doch erst 1813—1815 gelegentlich der Invasion machten. In den Rocher de Cancale ging man, wenn man gut und billig Austern essen wollte; in das Café Montausier, wenn man nach dem Brettl verlangte, es war das erste 1813 gegründete Café Chantant; in das Café des Circassiennes, wenn man von maskierten Kellnerinnen bedient zu sein wünschte. Die kleinen Leute gingen am Sonntag in die Umgegend und tanzten in Auteuil, St. Cloud, Choisy, Sceaux; die Künstler machten Entdeckungsfahrten nach behaglichen, kleinen Restaurants. So wurde Abel Hugo „der Christoph Columbus der Mutter Saguet", die in der Richtung nach Vanvres zu einen kleinen Garten

hatte; hier haben die Hugos, Charlet, Louis Boulanger, die Brüder Dévéria köstliche Stunden erlebt.

Zu den Volksfesten gehörten wohl auch die großen höfischen Schaustellungen, wie die Taufe des Herzogs von Bordeaux in der Notre-Dame-Kirche, die Hittorff und Lecointe im gotischen Stile dekoriert hatten, und die Krönung Karl X. in Reims am 24. Mai 1825. Hittorff hatte wieder den Schmuck der Kathedrale besorgt. 60000 Fremde waren dazu in Reims eingetroffen, auffallend durch die Eleganz seiner Gespanne und Equipagen war der Herzog von Orléans und der englische Krönungsbotschafter Herzog von Northumberland, der für drei Millionen Silbergeschirr mitgebracht hatte. — Zu dieser Art von Festen, die die Schaulust der Menge befriedigten, muß man auch die öffentlichen Hinrichtungen rechnen. Als Castellane in Perpignan stand, wurden dort zwei Mörder geköpft und zu diesem Schauspiel waren 20000 Personen von weither zusammengeströmt, die meisten mit Frauen und Kindern. Victor Hugo wohnte 1825 auf der Place de Grève der Hinrichtung des Vatermörders Jean Martin bei; alle Fenster der umliegenden Häuser waren vermietet und von Damen besetzt, die sich himmlisch amüsierten. Die Empörung über dieses Benehmen gab dem Dichter seine großartige Vision: „Der letzte Tag eines Verurteilten“ ein.

Es war schon vom Theater die Rede, aber es handelte sich um das Theater der großen Literatur, die Bühne für die oberen zehntausend der Gebildeten. Die große Menge verlangte weder nach der Römertragödie mit ihrem Pathos auf Stelzen, noch nach den Sensationen des romantischen Schauspiels, sie wollte sich nur unterhalten, und dazu genügte ihr das leichtere Genre des Singspiels und der Posse. Paris besaß 1807 33 Theater, von denen die Mehrzahl der leichtgeschürzten Muse huldigten. 1816 brachten diese Bühnen 172 neue Stücke heraus, 1817: 145 Premieren. In dieser Zeit begann Scribe, sich die Bühne zu erobern, ein Autor, dessen Virtuosität in der Handhabung der technischen Mittel ebenso erstaunlich war, wie seine phänomenale Fruchtbarkeit; er hatte erst zu schreiben begonnen, da spielten 1822 schon sechs Pariser Theater 17 verschiedene Stücke von ihm. Bei der starken

Konkurrenz griffen manche Theater zu allerhand Lockmitteln der Ausstattung. So benutzte 1821 das Panorama dramatique einen großen Spiegel als Vorhang. Die Oper, das Vergnügen der Reichen, war nicht französisch in diesen Jahren, sie war italienischer Import, Rossini ihr gefeiertster Komponist; am 3. August 1829 fand die Premiere seines „Tell" statt. Auch die königliche Kapelle stand unter italienischem Einfluß, die Messen Cherubinis, die jeden Sonntag in der Hofkapelle gesungen wurden, waren ein Anziehungspunkt für viele Musikfreunde. Als der „Freischütz" seine Runde um die Welt machte, kam er auch im Pariser Odeon zu Gehör, mit demselben durchschlagenden Erfolg, wie anderswo auch. In Pariser Zeitungen sollen 1826 Annoncen erschienen sein: „Bedienter gesucht, der nicht den Jungfernkranz pfeift!" Die italienische Oper fand sogar beim Klerus Gnade, der Beichtvater der jungen Gräfin Flavigny verbot zwar den Besuch des französischen Theaters, gestattete ihr aber den der italienischen Oper, erstens seien die Sänger nicht exkommuniziert, dann aber sei ihr Gesang ja auch ganz unverständlich. Im Anfang der Restauration war Angelica Catalani die gefeiertste Sängerin, dann erhielt sie in Madame Malibran eine Rivalin, vor der ihr Stern erblaßte. Die Malibran erhielt eine Gage von 50000 Frank jährlich und zwei Monate Urlaub für Gastspielreisen; trat sie in Privatkonzerten auf, so bekam sie 300 Frank für den Abend. Mit ihr teilte sich Mlle. Cinti, die spätere Madame Damoreau-Cinti, in die Gunst der Pariser; sie hatte einen Kontrakt, der ihr für zehn Jahre hinaus 15000 Frank jährlich sicherte, bei Verlust ihrer Stimme sollte sie 40000 Frank Entschädigung und 6000 Frank Pension erhalten. Für Auftreten in privaten Soireen forderte sie 100 Louisd'or den Abend. Privatkonzerte waren sehr beliebt, die Herzogin von Ragusa, die sich viel Mühe gab, ein elegantes Haus zu machen, genoß besonderes Ansehen für ihre musikalischen Soireen. Wer ein Konzert in seinem Hause geben wollte, wandte sich an Rossini, der das Arrangement übernahm und mit dem man abrechnete, zur Gesellschaft wurden die Künstler aber nicht zugezogen, sie musizierten nur und gingen dann.

Die Restauration ist die Epoche, in der der Schrecken des moder-

nen Lebens erscheint: Der Musikdilettant. Das Überhandnehmen dieses Dilettantismus hat zwei Gründe. Einmal wollte in dieser Zeit auch der kleine Bürger den Ton der aristokratischen Salons nachahmen, auch die Krämerfrau wollte sich airs geben und empfangen. Da bei diesen Soireen, welche den Karikaturisten dieser Jahre so reichen Stoff für boshafte Bilder und Glossen boten, der Geist fehlte, die Konversation stockte, so trat die Musik an die Stelle des Geplauders, der Dilettant war sogar willkommen, der durch die Töne über die Öde des Beisammenseins hinweghalf. Das ist ein Grund, der zweite ist die Verbesserung des Instrumentenbaues. Im Anfang des Jahrhunderts und noch in den ersten Jahren der Restauration war die Harfe das Instrument des Salons; seit Erard aber durch seine Erfindungen die Mechanik der Schlaginstrumente zu größter Vollendung gebracht hatte, verdrängen Flügel und Piano mit ihren rauschenden Tonfolgen das zarte Zim-Zim der Harfe; 1830 ist das Klavier Sieger auf der ganzen Strecke.

Das Heraufkommen des Bürgerstandes, das sich auch durch das Eindringen bürgerlicher Elemente in die Salons geltend macht, wurde von der aristokratischen Gesellschaft mit großem Mißfallen bemerkt, und das Benehmen dieser Parvenüs, die sich in die Formen der vornehmen Kreise nicht zu schicken wußten, wurde bei jeder Gelegenheit bespöttelt. Welch ein Vergnügen war es, wenn der Advokat Reynaud in Marseille, der eine Marquise de Pontèves geheiratet hatte, seine Frau nur Madame la Marquise anredete, oder eine Notarswitwe, die sich einen Grafen d'Estournel gekauft hatte, jeden ihrer Gäste mit seinem Titel ansprach. Die bürgerlich geborene Gräfin Alfred de Vaudreuil ließ sich einen Gürtel und Armbänder mit dem Wappen ihres Mannes machen, den sie nie anders als Graf Vaudreuil anredete. Diese kindliche Freude an vornehmen Titeln beobachtete auch Graf Puymaigre, der 1824 in Beauvais ganz erstaunt war, welche pompöse Namen sich die ehrlichen Bürger aus eigener Machtvollkommenheit zugelegt hatten. Es war eine Lust an äußerlichem Flitter, die sich auch auf die Orden erstreckte. „Ich werde alle Ellenreiter zu Rittern machen", sagte Ludwig XVIII. geringschätzig, als er bemerkte,



Journal des Gens du Monde. März 1834.
Zeichnung von Gavarni.



wie man sich um die Medaillen und Bänder riß. Er hatte für die Pariser Nationalgarde eine Medaille an blauweißem Bande gestiftet, eine Auszeichnung, welche die Nationalgarden der Provinz nicht ruhen ließ, so daß schließlich eine jede ihre eigene Dekoration erhielt, und besonders geschickte Mitglieder schließlich so glücklich waren, ihre Heldenbrust mit sieben Bändern schmücken zu können. Prosper Menière besann sich noch, daß sein Vater ihm als Knaben in Angers den Ordre du lys gekauft hatte, und er ein begeisterter Royalist war, solange er ihn tragen durfte. So machte denn um 1824 der Oberst Baron Lainé ein gutes Geschäft mit dem Orden vom heiligen Grabe, dessen Kreuze er verkaufte. Diese Gesellschaft von Emporkömmlingen, die sich durch angemaßte Titel und blecherne Sternchen ein Ansehen geben wollte, mußte wirklich vornehm Empfindenden auf die Nerven fallen, und man begreift das damals viel zitierte Wort der Herzogin von Damas, die aus einer Reunion beim Herzog von Orléans kommend, die wie immer im Palais Royal übervoll von Bürgerlichen gewesen war, sagte: „Es war niemand da."

So schloß sich denn schon in dieser Epoche die Aristokratie in ihren alten Palais des Faubourg St. Germain und Faubourg St. Honoré hermetisch ab gegen die neu heraufgekommene Welt, die sich in der Chaussee d'Antin niederließ. Gräfin d'Agoult, die durch Geburt und Heirat diesen feudalen Kreisen angehörte, entwirft von ihrem Leben und ihren Sitten ein ebenso anschauliches wie sympathisches Bild. Sie schreibt in ihren Erinnerungen: „Die alte Aristokratie, welche den Hauptbestandteil der Gesellschaft des Faubourg St. Germain ausmachte, ließ aus besonderer Gunst in ihre Salons zwar einige neue Männer zu, aber es mußten solche sein, die sich durch großen Eifer, Talente oder besonders glückliche Umstände Verdienste um die Sache der Bourbonen erworben hatten, und es blieb das immer eine gewisse Herablassung. Die Gewohnheiten dieser Gesellschaft, die nur sich als die Nation betrachtete, waren von der strengsten Regelmäßigkeit: sechs Monate auf ihren Schlössern, sechs Monate in Paris, Bälle im Karneval, Konzerte und Predigten während der Fastenzeit, Hochzeiten nach Ostern, wenig Theater, Reisen niemals, Karten immer — das war

unweigerlich die Folge der Beschäftigungen und Vergnügungen. Alle Welt, wie man damals sagte, wenn man von sich oder seinen Angehörigen sprach, tat, was alle Welt tat. Aber man muß gestehen, daß diese Welt sich auch einander in ebenso einfacher wie vornehmer Weise anpaßte. Alles hatte großen Stil in diesen alten Schlössern und Stadtpalästen, wo die Anwesenheit der Ahnen, der Kultus der Erinnerungen, die Aufrechterhaltung feierlicher Gebräuche von Geschlecht zu Geschlecht einen sanften Ernst, einen gewissen natürlichen Stolz fortpflanzten, dem man nicht ohne Achtung begegnen konnte. In dieser Gesellschaft, der ersten der Welt, kannte man sich, ohne sich gesehen zu haben, schon von der Wiege an, beinahe schon vor der Geburt, so eng war die Verwandtschaft und die historischen Beziehungen, die man kennen mußte und nicht vernachlässigen durfte. Man empfing dieselbe geistige Nahrung, ganz gleich, ob es bei den Pagen, in der Militärschule, im Offizierkorps, bei den Gesandtschaften oder in der Kirche war, und das hieß: Gleichheit unter sich, stolzer Gehorsam dem König, Freigebigkeit gegen die Armen, Vertrauen auf Gott, Zuversicht auf Frankreichs Glück. So besaß man auch ohne großen Verkehr eine vollkommene Leichtigkeit und Sicherheit des Benehmens, eine Offenheit und Herzlichkeit, welche ich nie und nirgends wieder getroffen habe. Es herrschte in den Behausungen dieser Grandseigneurs eine gewisse Pracht, die indessen durch Alter und Gewohnheit so weit gemildert war, daß ihr jeder Schein von Prunksucht fehlte. Die Mahlzeiten waren lang, zahlreich und bestanden aus nahrhaften Schüsseln, aber es wurde ohne Umstände angerichtet. Der Herr des Hauses tranchierte die Braten selbst und legte seinen Gästen mit Koketterie und Wohlwollen davon vor. Er gab den Fisch aus seinen Weihern, das Wildbret seiner Forste und reichlich die alten Weine seiner Vorfahren. Zum Dessert sang man ein lustiges Lied, man zierte sich nicht und genierte sich nicht. In diesem Zirkel von Edelleuten wäre es unmöglich gewesen, was wir heute alle Tage in den Gesellschaften der Emporkömmlinge beobachten, daß jemand mehr hätte scheinen wollen, als er durch seine Geburt war. Ganz gegen den Gebrauch bourgeoiser Eitelkeit legte man dort auch auf Titel, Amt, Aus-



Granville. Sonntag eines guten Bürgers. 7 Uhr früh.

zeichnungen, alle diese Zufälligkeiten des Glückes keinerlei Gewicht. Die Frauen empfingen in dieser ritterlichen Gesellschaft eifrige und dauernde Huldigungen. Jung herrschten sie durch die Schönheit, alt geworden durch ihre Erfahrung. Sie hatten im Hause den Vorrang, das Vorrecht, alles zu sagen, sie entschieden in allen Fragen des Anstandes, des Taktgefühles und in den zarten Angelegenheiten der Ehre. Von ihnen hing für die jungen Edelleute die Gunst der Welt und das Avancement bei Hofe ab. Die Koketterie in den Beziehungen der Geschlechter hörte in keinem Alter auf. In der Liebe wie in der Freundschaft waren die Bande leicht und weich, sie brachen nur selten, ja man fand, daß sie die Zeit im Alter enger geknüpft hatte. Es herrschte unter diesen Personen, die nach Stand und Erziehung gleich waren, ein anmutiges, gegenseitiges Verständnis, eine Konvention, der sich alle ohne An-

strengung unterwarfen, das verhinderte Streitigkeiten und Ärger. Ohne Zweifel veranlaßte das auch ein Wesen, das vielleicht wenig charakteristisch war, ja leicht einförmig werden konnte, trotzdem aber hatte jede Familie ihre eigene Physiognomie und ihren besonderen Stil."

Das Gegenstück zu dieser Welt bildet der mittlere Bürgerstand, der sich seine Einfachheit bewahrte. So hat z. B. Adele Hugo die Familie Dévéria geschildert, gastfrei und fröhlich, „immer war man zum Essen willkommen", einfach und natürlich, alle, selbst die Urahne der Familie erschienen jung und waren immer guter Dinge. Solchen Menschen waren alle die Umstände, welche die elegante Gesellschaft machte, ein Greuel. Als Madame Charles Nodier Lamartine auf seinem Schlosse in Saint-Point besuchte und Frau und Schwestern des Dichters nach englischer Weise in großer Toilette beim Essen erscheinen, sind keine Bitten der Freunde imstande, sie zu halten, sie reist auf der Stelle ab! Zwischen diesen Sphären, deren Lebensart sich auf den gleichen Grundlagen ungezwungener Natürlichkeit und liebenswürdiger Sitten aufbaut, schwebt wie ein Zwischenreich die große Menge jener, die ihren äußeren Menschen wie den inneren der Mode anpassen, die ihre Natur der Mode zuliebe verkünsteln.

Auf das Geschlecht des Kaiserreiches, das starke Nerven gebraucht hatte, folgte ein zartes, ätherisches. Die voll entwickelten junonischen Schönheiten mit der Eigenheit ihrer brüsken soldatischen Formen, wie sie der Hof Napoleons in so großer Anzahl aufgewiesen hatte, wurden geradezu lächerlich. Gräfin d'Agoult schreibt über Sophie Gay: „Sie war eine Berühmtheit des Kaiserreiches, von dem sie nicht nur Geste und Sprache, sondern auch die Reime: gloire — victoire, den Turban, den Turban der Mamelucken und die Harfe Ossians bewahrt hatte, zu der man die Ballade vom schönen Dunois sang. Etwas unbeschreibliches war an ihr, etwas von der Art eines Tambourmajors, wie das Blitzen von Säbeln im Sonnenschein und der Staub einer Eskadron im Galopp!" Es war eben das gerade Gegenteil von dem, was eine Mondäne jetzt sein sollte. Kraft, Gesundheit, rote Backen und starke Nerven waren äußerst wenig schick, eine Dame von gutem Ton durfte



Club de Fermiers 1829. Nach der Lithographie von Monnier.

nur wie der Erde geliehen erscheinen, sie mußte absolut blaß, zart und melancholisch sein, am besten so, als wolle sie eben sterben! Diesen Typus verherrlichen die Romane der Zeit, eine jede wollte aussehen wie Eloa, die Schwester der Engel, die aus einer Träne Christi entstanden war und aus Mitleid mit dem Satan starb, der sie verführt hatte. So wie Alfred de Vigny dieses Geschöpf seiner Phantasie besungen hatte, so malte Isabey die Schönheiten jener Zeit, die Prinzessin Zenaide Wolkonsky, die Herzogin von Dino u. a. in flatternden Schleiern, mit Rosen im Haar, so, als wolle sie eben ein Zephir in den Äther entführen. Die Damen tranken Essig und Zitronensaft, um einen blassen, durchsichtigen Teint zu bekommen, sie benutzten Atropin, um ihren Augen jene Größe und jenen Glanz zu verleihen, der sich so romantisch anließ. Man sah sie nicht essen, sie lebten ja nur vom Duft der Rose; sie steckten bei der Tafel ihre Handschuhe in das Glas, um anzudeuten, daß sie auch nicht zu trinken brauchten.

Die jungen Männer, mit René, Adolphe und den Geschöpfen Lord Byrons groß geworden, gaben den Damen nichts nach, auch

für sie gehörte es zum guten Ton, blaß und schlank zu sein. „Dem Fashionable mußte man auf den ersten Blick ansehen, daß er unglücklich und krank war“, schreibt Chateaubriand von der Generation von 1822. „Er mußte leicht vernachlässigt erscheinen, so durfte er keinen Bart tragen, brauchte aber auch nicht ganz rasiert zu sein, es mußte so aussehen, als habe er in seiner Verzweiflung nur einen Augenblick darauf vergessen. Die Locke blieb ein Spiel der Winde; der Blick tief, unergründlich, nicht von dieser Welt; die Lippen gekräuselt in der Verachtung der gesamten Menschheit, das Herz erfüllt von Weltschmerz Byrons.“ Genau so malt Adele Hugo ihren Freund Jules Lefèvre, einen Dichter, der sich die Haltung Lord Byrons gab, wirres Haar, tiefliegende Augen, dumpfe Stimme. Er sprach wenig, umgeben von düsteren Geheimnissen, die ihm schöne, aber ganz unverständliche Verse abnötigten. Als er ein reiches Mädchen geheiratet hat, wird er auf einmal ganz vergnügt und gesund. „Blaß, grün, leichenhaft mußte man aussehen,“ schreibt Théophile Gautier, „verzehrt von Leidenschaften und Gewissensbissen.“

Für unsere Begriffe ist es erstaunlich, wie geringen Wert diese ganze Generation auf Reinlichkeit legte. Als Chateaubriand aus England nach Paris zurückkehrte, war er über die heimische Unsauberkeit entsetzt: „Ich konnte mich nicht an den Schmutz unserer Häuser, unserer Treppen, unserer Tafeln, an unsere ganze Unreinlichkeit und unsern Lärm gewöhnen“, schreibt er. „Furchtbar stinkend und schmutzig“ nennt Gräfin Boigne auch noch Jahre später die Tuilerien. Wenn schon der königliche Palast diese Bezeichnung verdiente, wie mag es dann erst an anderen Orten ausgesehen haben! George Sand schildert die Räume des Klosters der englischen Fräulein in Paris, wo sie aufwuchs, als überaus schmutzig und vernachlässigt, die Zöglinge mußten sich in gefrorenem Wasser waschen. „Man vermag sich nicht vorzustellen, wie unzulänglich und vernachlässigt Nahrung und Körperpflege in den Nonnenpensionaten waren“, schreibt Gräfin d'Agoult, zehn Minuten mußten den jungen Mädchen bei den Dames du Sacré Coeur zum Aufstehen, Anziehen, Frisieren und Waschen genügen. Als der Sohn von George Sand im Collège Henri IV.

untergebracht ist, kann sie sich nicht genug über die fabelhafte Unreinlichkeit entsetzen, die in dieser Anstalt herrscht; wenn der Junge sie an seinen freien Tagen besucht, so bringt sie Stunden damit hin, ihn zu waschen und zu kämmen. Als sie viele Jahre später ihre Erinnerungen schreibt, faßt sie ihre Eindrücke in die Worte zusammen: „Man sollte Gelehrten, Künstlern oder Patrioten nicht die Vernachlässigung ihres Körpers, den üblen Geruch, die schlecht gepflegten Zähne, das schmutzige Haar zugute halten." An Grund zu dieser Klage scheint es ihr nicht gefehlt zu haben. Von Villemain behauptete man, er habe sich vor seiner Wahl in die Akademie nie die Hände gewaschen, und dabei galt der Herzog von Choiseul-Praslin für noch schmutziger. Gavarni sagte einmal zu Balzac: „Du solltest einen Freund haben, der dir ab und zu die Hände wäscht!" „Man kann sich gar nicht denken, wie wenig man sich in unserer Picardie wusch," ruft Juliette Adam aus, „nur Sonntags seifte man sich." Einige Gebräuche der Reinlichkeit und Hygiene brachte die Mode aus England, so kam es um 1818 auf, sich nach dem Essen bei der Tafel den Mund zu spülen und 1822 bemerken die Korrespondenten der Modejournale, daß die Damen sich nicht mehr mit Küssen begrüßen, sondern nur noch die Hände geben.

Die Inneneinrichtung behielt den Stil bei, den man sich gewöhnt hat, mit dem Namen Empirestil zu bezeichnen. Gerade Linien und scharfe Profile zeichnen die Möbel dieser Epoche aus, mit Vorliebe wird Mahagoni verwendet, noch immer, wenn auch spärlicher, als unter dem Kaiserreich, Beschläge aus vergoldeter Bronze angebracht. Die Platten von Tischen, Spiegelkonsolen, Kommoden werden gern aus weißem oder grauem Marmor gewählt. In Paris ist ein Mitglied der seit Generationen als Kunsttischler bekannten Familie Desmalter, Jacob, berühmt für seine Möbel; für Bronzen in Kronleuchtern, Kandelabern, Uhren bewahrt Thomire seinen altbegründeten Ruf. Wie Rothschild sein Palais nach Plänen von Berthault, so ließ der Bankier Lafitte das seine nach Angaben von Hittorff einrichten. Ein neues Element des Zimmerschmucks ist der Nippesgegenstand. Porzellanfiguren, Kleinbronzen, Dosen, allerhand bric à brac wird zusammengeschleppt und aufgestellt,

manchmal in solchem Übermaß, daß Baron Mesnard einmal die Zimmer der Herzogin von Berry mit einem Basar verglich. Diese Mode hat die Industrie der sog. articles de Paris mächtig gefördert, zugleich aber auch den schlechten Geschmack an plundrigem, stillosem Mischmasch. Mit Erstaunen sah Victor Hugo z. B. im Salon von Mlle. Mars eine Landschaft mit einer Dorfkirche, deren Uhr wirklich ging!

JULIREVOLUTION UND BÜRGERKÖNIGTUM

LAFAYETTE sagte einmal von Hof und Regierung: „Sie sind um drei Jahrhunderte zurück, Karl X. wird es noch dahin bringen, daß man ihn fortschickt und mit ein wenig gesundem Menschenverstand hätte er doch so glücklich sein können, wie die Maus in der Pastete." Der Gedanke, der dem König den Verstand umnebelte, war die Überzeugung von dem göttlichen Ursprung seiner Krone, eine Fiktion, in der ihn seine Umgebung bestärkte. Außerhalb der Tuilerien teilte niemand in ganz Frankreich diesen Glauben an ein von Gott stammendes Recht der Krone; aber der König war taub gegen alle Warnungen und Ratschläge, er hielt die jubelnden Empfänge, mit denen ihn die Departements begrüßten, wenn er sie auf Reisen berührte, für wirkliche Äußerungen von Liebe und Vertrauen, und so schritt er auf dem Wege zum Absolutismus rüstig fort. Seine Furcht vor fähigen Köpfen nahm mit dem Alter zu und er fühlte sich erst völlig geborgen, als er im August 1829 ein Ministerium ernannt hatte, das unter dem Vorsitz des Prinzen Jules de Polignac zusammentrat. Damit machte sich der König zum Haupt einer unpopulären Minorität, von nun an stand sein Thron in der Luft. Polignac war von den vielen unfähigen Höflingen vielleicht der allerunfähigste, aber geistig und körperlich so nach dem Bilde seines Herrn geschaffen, daß man ihn für den Sohn des Königs hielt. Bei der Nachricht von der Ernennung des Ministeriums Polignac fiel die französische Rente um 4 Frank, so stark war der Eindruck, daß nun die Katastrophe nahe sei. Baron Hyde de Neuville warnte den König: „Sire, Sie sind auf dem Wege nach Gent, aber diesmal allein!" Karl X. beharrte auf seinem Willen, und die allgemeine Besorgnis vor den Schritten, welche dieses Ministerium unternehmen würde, wuchs zu einer unerträglichen Spannung. Auf dem Ball, den der Herzog von Orléans seinem Schwager, dem König beider Sizilien, im Mai 1830 im Palais Royal gab, äußerte sich die Volksstimmung schon in tumultuarischen Szenen, und Herr von Salvandy sagte zu Louis Philippe





Nach der Lithographie von Charlet.

die berühmt gewordenen Worte: „Es ist ein neapolitanisches Fest, wir tanzen auf einem Vulkan." Selbst die Einnahme von Algier, in dessen Burg der einziehende Marschall Bourmont 50 Millionen in Gold vorfand, blieb ohne Echo im Volk, schien aber der Regierung der günstige Augenblick, um einen entscheidenden Schlag zu wagen. Am 26. Juli 1830 erschienen im offiziellen Moniteur die fünf Ordonnanzen, mit denen die Charte auf das empfindlichste angetastet wurde: Aufhebung der Preßfreiheit, Änderung des Wahlgesetzes, Auflösung der Deputiertenkammer und Wiedereinberufung derselben zum 28. September, endlich die Ernennung mehrerer Mitglieder des Staatsrates. Es brauchte weiter nichts, um alle, welche die Regierung gekränkt und getäuscht hatte, unter dem Programm: Schutz der Charte! zu vereinen, König und Ministerium waren im Unrecht, die Gegner, die sich erhoben, um die Verfassung



Charlet. Auf den Barrikaden.

zu schützen, waren im Recht. „Polignac“, schreibt die Herzogin von Gontaut, „begriff den Ernst und die Bedeutung der Ordonnanzen gar nicht, sie schienen ihm wie ein kleiner Scherz, den man sich eben mal in Gesellschaft erlauben darf.“ So hatte er die Erlasse und ihre Veröffentlichung mit dem tiefsten Geheimnis umgeben und selbst jene nicht eingeweiht, die, wie der Marschall Marmont als Kommandant von Paris, von der allergrößten Wichtigkeit für das Gelingen seines Staatsstreiches waren. Er war denn auch ausgelassen vergnügt über die allgemeine Überraschung, die er hervorrief, im übrigen aber gänzlich unbekümmert. In Paris entwickelten sich die Ereignisse nun in fieberhafter Schnelle, die Polizei selbst war es wieder einmal, die in ihrem Übereifer das beste zum Gelingen der legalen Gegenbewegung tat. Polizisten zerstörten die Pressen des National und des Temps und trieben dadurch die beschäftigungslosen Arbeiter dieser Druckereien auf die Straße. Sie gaben das Signal zum Aufstand, indem sie in Gruppen umherzogen und die Aufregung in die Pariser Vorstädte trugen. Etienne Arago, Direktor des Vaudeville-Theaters, ließ alle Waffen, die sich in seinen Garderoben und Magazinen vorfanden, verteilen, die Fabrikanten schlossen ihre Werkstätten, indem sie den Arbeitern sagten: „Geht kämpfen, wir zahlen die Löhne weiter“; Barrikaden entstanden allerorten und die Mar-



Auf den Barrikaden. Nach der Lithographie von Raffet.

seillaise, lange Jahre verboten, peitschte mit ihren aufreizenden Rhythmen die Empörung, Adolphe Nourrit, der berühmte und beliebte Sänger der Großen Oper, stimmte sie auf einer Barrikade an. Die Mauern bedeckten sich mit Plakaten: „Keine Bourbonen mehr, dann haben wir Größe, Ruhe, Wohlstand, Freiheit" und mit Anschlägen, die Thiers und Mignet zugunsten des Herzogs von Orléans verfaßten und die der Buchhändler Paulin bezahlte. Am 29. war der Straßenkampf in vollem Gange, man schätzt seine Opfer auf seiten der Bürger auf 788 Tote und 6000 Verwundete, auf seiten des Militärs auf 300 Tote und 578 Verwundete.

Der König und der Hof befanden sich während der Zeit in St. Cloud ohne Ahnung von der Wichtigkeit der Ereignisse, die sich in Paris abspielten. „Zu allen Fenstern drang die Revolution schon ein," schreibt Chateaubriand, „als die Kammerherrn die Türen zum König noch immer geschlossen hielten." Graf Broglie, der sich Zutritt verschafft hatte, bestürmte den Monarchen mit Vorstellungen zum Nachgeben, aber Karl X. erwiderte ihm: „Beruhigen Sie sich, Polignac ist in dieser Nacht die heilige Jungfrau erschienen, die ihn ermahnte, fortzufahren, alles werde ein gutes



Auf den Barrikaden 1830. Nach der Lithographie von Raffet.

Ende nehmen." Am 30. Juli versammelten sich die liberalen Deputierten der Kammer bei dem Bankier Lafitte, um die Leitung der Bewegung in die Hand zu nehmen; die Nationalgarde wurde wieder hergestellt und der höchst populäre Lafayette mit ihrem Kommando betraut. Während man noch über die Möglichkeit einer Dynastie Orléans debattierte, empfing der Abgeordnete Arago einen Brief des Herzogs von Angoulême in dringender Angelegenheit. Alles war gespannt auf den Inhalt, welch andere Wendung konnten die Dinge nun möglicherweise nehmen! Es stand aber nur die Bitte darin, der Herzog habe am Morgen vergessen, in seinem Tagebuch anzumerken, wieviel Grad Réaumur gewesen seien, Arago möge ihm doch die Zahl mitteilen. Was hatte eine solche Dynastie noch in Frankreich zu suchen! Der eigene Unverstand hat sie ins Exil getrieben. Karl X. verzichtete am 2. August zugunsten seines Enkels auf den Thron und begab sich in feierlichem Zuge, umgeben von dem ganzen Gepränge des alten Königtums nach Cherbourg, wo er sich am 16. August mit seiner





Delacroix (1830).

ganzen Familie nach England einschiffte. Odilon Barrot, der diesen Leichenzug der alten Monarchie zu eskortieren hatte, hat in seinen Erinnerungen ein Bild davon entworfen, das sympathische Lichter erhellen, das aber auch Züge enthält, welche beweisen, daß dieses Königtum in der Tat keine Daseinsberechtigung mehr besaß. Als der Hof auf dieser Reise in das Schloß Laigle kam, das einer Frau von Caudecoste gehörte, befand sich in demselben zufällig nur ein runder Mahagonitisch. Ein König von Frankreich speist an keinem runden Tisch, erklärte der Hofmarschall und ließ die königliche Familie nicht eher dinieren, bis der Tisch viereckig zugeschnitten war.

In welchem Gegensatz zu diesen Menschen, die einem ganz anderen Zeitalter, einer ganz anderen Welt anzugehören scheinen, standen die Kämpfer der Pariser Julitage. Daß sie einen Kampf mit dem Militär siegreich bestanden, war ihr geringstes Verdienst; denn da die Soldaten während dieser Tage keine Verpflegung erhielten, demoralisierte sie Hunger und Müdigkeit ebenso wie das gegnerische Feuer. Der Ruhm des Volkes während dieser Tage war seine Mäßigung und sein Edelmut gegen die Besiegten. Die Gefängnisse wurden geöffnet (erzählt Appert), und die Gefangenen stürzten sich in den Kampf, aber alle kamen [illegible] wieder zurück. Während einer ganzen Woche gab es in Paris keine [illegible] Macht, keine Verwaltung, keine Polizei, die [illegible] oder Plünderung hätten hindern können, und doch [illegible]



Leclerc. Der Herzog von Orléans. 1836.



stahl vorgekommen, keine Missetat passiert.“ Ganz Europa bewunderte die Julileute, der Präsident der provisorischen Regierung in Bologna verstieg sich zu dem Dithyrambus: Die dankbare Nachwelt werde die Julitage neben die sechs Schöpfungstage stellen, und Heinrich Heine schreibt im nächsten Jahr: „Heilige Julitage von Paris! Ihr werdet ewig Zeugnis geben von dem Uradel der Menschen, der nie ganz zerstört werden kann. Wer euch erlebt hat, der jammert nicht mehr auf den alten Gräbern, sondern freudig glaubt er jetzt an die Auferstehung der Völker. Heilige Julitage, wie schön war die Sonne und wie groß war das Volk von Paris!“



Charlet. Der Invalide. 1830.

Die Julirevolution war denn auch von elektrisierender Wirkung. Überall, wo Völker unter dem Druck Fremder schmachteten oder in den Fesseln seufzten, die ihnen der heimische Despotismus angelegt hatte, brachen Aufstände und Empörungen aus, es schien als ginge ein frischer Wind durch das dumpf dahin vegetierende Europa. Belgien, Polen, Italien, Deutschland folgten dem von Paris gegebenen Beispiel, und wenn es den vereinigten Anstrengungen der gesamten Reaktion auch gelang, allmählich wieder alle Regungen der Freiheit zu unterdrücken, den Gedanken haben sie ja doch nicht töten können. Wie in Frankreich vor den „trois glorieuses“, so lag auch sonst überall die Herrschaft in der Hand der



Hersent. Casimir Périer. 1829.
Nach dem Stiche von Lefèvre.

Aristokratie, die das Volk mit Hilfe von Soldaten, Richtern und Polizisten zu knechten wußte, das Beispiel aber, das Paris gegeben hatte, wo das Volk allein aus sich gegen Hof, Militär und Polizei mit der Reaktion fertig geworden war und siegreich für seine Freiheit gekämpft hatte, weckte in Millionen ein Echo von Freude und Zuversicht. Man sah, daß die natürliche Kraft eines Volkes, das um seine Freiheit ringt, stärker ist, als die Macht der Schergen, welche den freien Willen in Bande legen wollen, man sah, wie unwiderstehlich der Volkswillen die ganze mittelalterliche Gesellschaft von Junkern und Pfaffen hinweggefegt hatte. Diese Überlegung, die so weit über Frankreichs Grenzen hinaus zündete, blieb ein Gut, welches das Pariser Volk für die Menschheit erkämpft hat, das Regierenden und Regierten nicht wieder verloren ging, es füllte die einen mit Schrecken, die andern mit Mut, es gab dem Verhältnis zwischen beiden von nun an eine andere Grundlage.

So ist im Grunde genommen die Wirkung der Julitage auf das Ausland eine stärkere gewesen als auf Frankreich selbst, es sollte sich nur zu bald zeigen, daß in Frankreich eigentlich alles beim alten blieb. Am 30. Juli schrieb der National: „Seit drei Tagen hat das Volk alles gemacht, es hat sich mächtig gezeigt und großartig. Das Volk hat gesiegt, und ihm müssen auch die Ergebnisse des Kampfes zugute kommen." Während der Kämpfe hörte man wohl: „Es lebe die Republik!" oder „Es lebe Napoléon II.", berichtet Graf d'Alton-Shée, aber niemals: „Es lebe der Herzog von

Orléans", und doch sollte dieser allein ernten. Die alte Autorität war schon gefallen, aber noch hatte sich im Durcheinander der hin und her wogenden Straßenschlacht in der Überraschung des so plötzlich ausgebrochenen Aufstandes keine neue konstituiert. Nur auf dem Stadthause, wo die Nationalgarde ihren Mittelpunkt hatte, hielt sich Lafayette inmitten einer durchaus republikanisch gesinnten Versammlung und übte durch die Beliebtheit seiner Person, gestützt auf die ihm unbedingt ergebene Bürgerwehr, eine Macht aus, bei der die Entscheidung lag. Dafür, daß diese nicht für die Republik ausschlug, sorgten die liberalen Deputierten der bisherigen Kammer Guizot, Casimir Périer, Thiers, Laffitte u. a. Ihnen schwebte das Ideal des Verfassungsstaates nach englischem Muster vor, in dem der König herrscht, aber mit der Regierung nichts zu tun hat, nach der berühmten Formel von Thiers: „Le roi règne, mais ne gouverne pas." Sie hatten immer die englische Revolution vor Augen, die Jacob II. gestürzt hatte, um Wilhelm von Oranien auf den Thron zu führen, nach diesem Schema haben sie gehandelt. Thiers holte Louis Philippe, der sich als vorsichtiger Mann während der Revolutionstage versteckt gehalten hatte, und brachte ihn in das Palais Royal. Von hier aus zog er am 31. Juli auf das Stadthaus, wo Lafayette das Volk repräsentierte. In einer bewegten, genügend theatralisch gefärbten Szene erkannte der



Daumier. Karikatur auf Guizot.

greise Veteran der Revolution in dem Herzog von Orléans den Vollstrecker des Volkswillens und begegnete der Enttäuschung seiner Umgebung, welche die Proklamierung der Republik forderte, mit dem Ausruf, der alsbald zu einem geflügelten Wort wurde: „Der Herzog von Orléans ist die beste Republik." Damit war das Resultat der kurzen Revolution besiegelt. Nach einem zweideutigen Spiel mit dem Hofe, der als letztes Rettungsmittel Karl X. die Ernennung Louis Philipps zum Generalstatthalter des Königreichs abrang, ließ sich der Herzog von den Liberalen die Krone förmlich aufdrängen und leistete am 9. August als König der Franzosen den Eid auf die Verfassung. „Von nun an wird die Charte eine Wahrheit sein", verkündete ein Erlaß seiner Helfershelfer, die durch ihre Geschicklichkeit dem Volk den Preis seines Sieges eskamotierten und den kargen Gewinn in die eigene Tasche steckten.

Viele Jahre später, als auch das Julikönigtum und alle seine Peripetien schon längst der Vergangenheit angehörten, schrieb Odilon Barrot, auch einer der liberalen Königsmacher, in seinen Erinnerungen das Geständnis nieder: „Wir hatten eine ganz besonders unglückliche Hand, als wir Karl X. durch Louis Philippe ersetzten, denn man muß sagen, daß seine Regierung vom ersten bis zum letzten Tage nichts anderes war, als ein eigensinniger Kampf gegen die elementarsten Grundbedingungen der Staatsordnung, die zu verteidigen er doch berufen worden war." An einer anderen Stelle seiner Memoiren charakterisiert derselbe Staatsmann den König sehr gut, wenn er sagt: „Louis Philippe war eine sonderbare Mischung von bürgerlicher Einfachheit und Herrschsucht, von philosophischem, stellenweise mehr als freidenkendem Geist und Vorurteilen der Geburt, von Sympathien für die Revolution und unsinniger Furcht vor ihr. Es war in ihm ein Gemisch von Fehlern und Vorzügen der entgegengesetztesten Art, gewissermaßen der Reflex der verschiedenartigen Bedingungen, unter denen er nacheinander gelebt hatte." Als Mensch besaß er nach dem Zeugnis von Louis Blanc, einem politischen Gegner, Manieren von verführerischer Liebenswürdigkeit. Er bezauberte seine Minister durch die Leichtigkeit seiner Auffassung, das



Lami. Louis Philippe, König der Franzosen.

natürliche Wohlwollen seines Wesens, die familiäre Art des Verkehrs und den liebenswürdigen Verzicht auf Vorrechte, zu denen ihm die Majestät wohl berechtigt hätte. Diese Seite seines Wesens sicherte ihm anfangs einen großen populären Erfolg, der „Bürger-



König Louis Philippe und seine Familie.
Nach der Lithographie von Fragonard.

könig", der „König Biedermann" wurde mit Begeisterung gefeiert. Das Journal des Débats wußte die Einfachheit seiner Person, seiner Familie, seines Hofes nicht genug zu rühmen, sollte er doch zu einem Republikaner geäußert haben, die goldene Krone sei zu kalt im Winter und zu heiß im Sommer, ein Zepter sei zu stumpf, um es als Waffe und zu kurz, um es als Stütze zu gebrauchen, ein runder Filzhut und ein guter Regenschirm seien zu allen Zeiten viel nützlicher. Der König, der jedem Nationalgardisten die Hand drückte, aus jedem Glas trank, das ihm angeboten wurde, machte sich zu gemein und endlich lächerlich; denn die Schwäche, die sich immer Mühe gab, volkstümlich zu scheinen, wurde in der schnödesten Weise ausgenützt. Nach den Julitagen konnte man den König jederzeit für 5 Frank sehen. Mischten sich nämlich Fremde unter die Müßiggänger, welche vor dem Palais Royal umherlungerten, so wurden sie gefragt, ob sie den König sehen wollten, dann sollten sie 5 Frank zahlen. „Gab man nun jenen Kerls ein Fünffrankstück," erzählt Heinrich Heine, „so erhoben sie ein jubelndes Vivatrufen unter den Fenstern des Königs. Höchstderselbe erschien auf der Terrasse, verbeugte sich und trat wieder ab. Hatte man jenen Kerls aber 10 Frank gegeben, so schrien sie noch viel lauter und gebärdeten sich wie besessen, während der König erschien, welcher alsdann zum Zeichen seiner stummen Rührung die Augen gen Himmel richtete und die Hand beteuernd aufs Herz legte. Die Engländer ließen

es sich aber manchmal sogar 20 Frank kosten und dann war der Enthusiasmus aufs höchste gesteigert und sobald der König auf der Terrasse erschien, wurde die Marseillaise angestimmt und so fürchterlich gegrölt, bis Ludwig Philippe sich verbeugte, die Augen gen Himmel richtete, die Hand aufs Herz legte und die Marseillaise mitsang." Die Person des Monarchen wurde das Stichblatt der schlechtesten Witze, der Charivari und die Caricature brachten jeden Tag eine neue Karikatur des Königs und zumal wurde der Zeichner Philippon, der die Caricature begründet hatte, nicht müde, Louis Philippe zu verhöhnen. Er war es, der die angebliche Ähnlichkeit des königlichen Kopfes mit einer Birne entdeckt hatte, und diesen Witz, wenn es einer war, in immer neuen Varianten dem entzückten Publikum vor Augen führte. Er entwarf ein Denkmal für die Place de la Concorde (wo Ludwig XVI. hingerichtet worden war), das einen mächtigen Sockel zeigte, auf dem eine Riesenbirne liegt und schrieb darunter: „Monument expiapoire." Für diesen Witz wurde er wegen Aufforderung zum Königsmord (!?) vor Gericht gefordert. Er wies diesen allerdings herzlich törichten Vorwurf zurück und meinte, schlimmstenfalls habe er doch nur zur Marmelade aufgewiegelt. An Mitfasten wurde eine Maske sehr belacht, die in der Tracht von Haar und Bart dem König auffallend ähnlich war und hinter allen Straßenkehrern herlief, um ihnen herzlich die Hand zu schütteln. Das „Journal des Débats" hatte nicht ganz unrecht, als es schrieb: „Der König hat kein anderes Vorrecht, als daß er mehr als jeder andere beschimpft,



Karikatur auf Louis Philippe.



Daumier. Karikatur auf Louis Philippe.

beleidigt und verleumdet werden darf." Zu den Lächerlichkeiten, die im öffentlichen Auftreten des Königs lagen, gesellten sich aber sogleich zwei Ereignisse, die geeignet waren, dem Charakter des Monarchen auch in den Augen seiner Freunde schwer zu schaden. Bis dahin hatten die Könige von Frankreich bei der Thronbesteigung ihren persönlichen Besitz den Staatsdomänen hinzugefügt, Louis Philippe tat das nicht, sondern überschrieb sein Vermögen, etwa hundert Millionen Frank, seinen Kindern, behielt sich aber bis zu seinem Tode die Nutznießung vor. Es geschah mit Bewilligung der Kammer, die ihn dadurch instand setzen wollte, für seine zahlreiche Familie zu sorgen, es zeigte den König aber doch in einem so eigentümlichen Lichte, so geldgierig und habsüchtig, daß, als es dann zur Beratung der Zivilliste kam, die Kammer sich wenig wohlwollend zeigte. „Man stritt und handelte," schreibt Guizot, „als habe man es mit einem listigen und ganz gerissenen Unternehmer zu tun, der Forderungen von zweifelhafter Ehrlichkeit stellt." Weit schlimmer noch lag der zweite Fall. Der letzte Condé war im Besitz eines riesigen Vermögens, das er den Söhnen Louis Philipps vermacht hatte, solange dieser noch Herzog von Orléans war. Nach den Julitagen verlautete in der Umgebung des greisen Prinzen, er beabsichtige sein Testament umzustoßen und den Herzog von Bordeaux zu seinem Erben einzusetzen. Dieser Verlust wäre für den König sehr beträchtlich



Nach der Lithographie von Coutan.

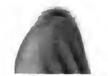
gewesen, aber ehe der Fürst noch diesen Vorsatz ausführen konnte, starb er am 29. August 1830. Er wurde am Fenster seines Schlafzimmers erhängt gefunden, in einer Situation, die weit eher auf die Beihilfe fremder Hände als auf Selbstmord schließen ließ. Die Angelegenheit ist niemals aufgeklärt worden. Die Hausdame des Prinzen, Sophie Dawes Baronin Feuchères, die wie es scheint mit Recht verdächtigt wurde, ihrem Gönner im Interesse Ludwig Philipps in ein besseres Jenseits geholfen zu haben, wurde zwar vor Gericht gestellt, aber da es sich um eine Angelegenheit des königlichen Hauses handelte, wurde sie natürlich freigesprochen und das Erbe dem König zuerkannt. „Vor den Tribunalen gewann die Baronin," bemerkt Louis Blanc, „vor der öffentlichen Meinung verlor sie ihren Prozeß." Bei Hofe wurde die übel beleumundete Dame empfangen, aber die anständigen Häuser schlossen sich vor ihr, ja, als sie etwa zehn Jahre darauf starb, weigerte sich ihr geschiedener Gatte, die Erbschaft seiner Frau



Dors-t-elle bien? Pas encore, mais tenez-vous prêt!
Karikatur auf Louis Philippe.

anzutreten. Diese unsaubere Affäre, „die Halsbandgeschichte der jüngeren Linie“, wie Heine sie treffend nennt, hat Louis Philippe unermeßlich geschadet und einen Makel auf seinen Charakter geworfen, den auch die größte Freigebigkeit nicht wieder auszulöschen vermochte. Er behielt das Stigma des Geizes und der skrupellosen Geldgier, die Märchen des Vicomte de Cormenin, der in Broschüren aussprengte, der Keller der Tuilerien läge voller Fäßchen ganz gefüllt mit Goldstücken, wurden allgemein geglaubt und verhinderten, daß die Kammer den Söhnen des Königs Apanagen auswarf. Die Liquidation der königlichen Zivilliste, die nach 1848 stattfand, hat aber bewiesen, daß Louis Philippe durchaus nicht geizig war, er hat aus eigenen Mitteln 21 Millionen Frank für Akte der Großmut ausgegeben, mehr als die gleiche Summe für Zwecke der Wohltätigkeit gespendet, 110 Millionen an Bauten aller Art gewandt, 23 Millionen allein hat ihm die Einrichtung des Museums in Versailles gekostet. Ein König, dem man im Punkte des Gelderwerbs keinerlei Bedenken zutraute, war allerdings zu sehr nach dem Herzen der maßgebenden Kaufmannschaft, als daß sie ihm noch besondere Achtung hätte zollen können. Auf dem Stadthause war der Herzog mehr mit Widerwillen geduldet, als anerkannt worden und die Königsmacher der Julimonarchie ließen keine Gelegenheit vorübergehen, um den Monarchen an den Ursprung seiner Krone zu erinnern. Der Minister Graf Montalivet gebrauchte in der Kammer den Ausdruck „sujets“ und entfesselte damit einen Sturm der Empörung! Männer, die Könige absetzen und einsetzen, sind keine sujets, hieß es, und als Casimir Périer gelegentlich äußerte, der Herzog von Orléans sei





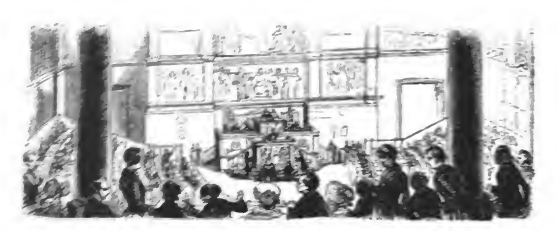
zum Könige gewählt worden, weil er der nächste Verwandte Karls X. gewesen sei, korrigierte ihn der Kammerpräsident Dupin: Wir haben ihn genommen, nicht, weil er ein Bourbon ist, sondern, trotzdem er einer ist.



Daumier. Karikatur auf Louis Philippe.
„Pauvres moutons, vous avez beau faire, toujours on vous tordra."

Der Besitzer des Journal des Débats, des ministeriellen Blattes, Bertin, besaß in den Roches Schloß und Park, wo er eine ausgedehnte Gastfreundschaft übte. Um ihn zu ehren, ließ Louis Philippe seinen Besuch anmelden, Bertin aber antwortete: Der König möge bleiben, wo er sei, er fühle sich so viel wohler. Der Monarch sollte die Volkssouveränität fühlen, wie man ja auch aus der Charte alle die Ausdrücke ausgemerzt hatte, die an die Legitimität von Gottes Gnaden erinnerten, so das „von Gottesgnaden", „im Jahr der Gnade" usw.

Man begnügte sich damit, anscheinende Schönheitsfehler zu verbessern, die Verfassung blieb die vom Jahre 1814, nur mit dem Unterschied, daß Ludwig XVIII. sie verliehen hatte und Louis Philippe sie annahm. Die wesentlichste Änderung war die des Wahlgesetzes. Von nun an durfte jeder wählen, der ein Alter von 25 Jahren erreicht hatte und 200 Frank Steuern zahlte, es durfte jeder gewählt werden, der 30 Jahre alt war und 500 Frank Steuern zahlte. Das erhöhte die Zahl der Wähler von etwa 94000 auf ungefähr 166000, aber wie wenig wollte das in einem Lande besagen, das 1831 $32^1/_2$ Million Einwohner besaß, in dem also nur 2% der volljährigen Männer an die Urne treten durften. Das Volk blieb nach wie vor von der Vertretung seiner Interessen aus-



Gagniet. Die Deputiertenkammer. 1840.

geschlossen, nach wie vor blieben die Kammern ein Reservatrecht des Reichtums. Die Liberalen, die unter den Regierungen Ludwigs XVIII. und Karls X. die Opposition gebildet hatten und nun zur Herrschaft gelangten, verstanden unter Liberalismus alles andere als Freiheit, sie machten den Liberalismus zum Monopol der besitzenden Klasse, zum Instrument, das ihnen zu Macht, Reichtum und Ehren verhalf. Die Kammern waren so völlig in der Hand der großen Besitzer Kaufleute und Industriellen, daß mit den armen Leuten auch die Gebildeten ausgeschlossen waren. Nur die Mitglieder des Institut de France und die Offiziere besaßen das Wahlrecht auch dann, wenn sie nur 100 Frank Steuern zahlten, für die ganze übrige Welt der studierten Männer, Professoren, Beamte usw. existierte kein Ausnahmegesetz, ja das einzige, welches in der Session von 1842 eingebracht wurde, um der Kammer die geistigen Kapazitäten des Landes zuzuführen, wurde von der Majorität verworfen. Nur das Geld fand Gnade vor den Augen der Deputierten, die sich in diesem Zeitraum, wie Proudhon einmal sagt, zu einer Bankokratie zusammenschlossen.

Das Aussehen der Deputiertenkammer wurde ein anderes, denn wenn unter der Restauration nur zwei Parteien hervorgetreten waren, Ultras und Liberale, so traten jetzt neue auf den Plan. Auf der Rechten saßen die Legitimisten, welche die Zurückführung der alten Monarchie anstrebten, ihr Führer war der berühmte Advokat Berryer, dann folgte das rechte Zentrum der Doktrinäre mit Guizot und Royer-Collard, dann das Zentrum

der Regierungspartei, vertreten durch die Grafen Molé und Montalivet. Das linke Zentrum, ohne bestimmte Grundsätze, vom Zufall zusammengeführt, folgte Thiers und dem älteren Dupin, die dynastische Linke führte Odilon Barrot, die republikanische Linke, die auf das radikale Stadthausprogramm schwor, nannte François Arago und Garnier-Pagès unter ihren besten Rednern. Zu den eben genannten Persönlichkeiten, die ausnahmslos glänzende Redner waren, traten noch Lamartine, Montalembert, Cousin, Villemain, der Herzog von Broglie, Charles de Rémusat, Ledru-Rollin, Tocqueville und viele andere der bedeutendsten Köpfe des modernen Frankreich, und so muß man gestehen, daß die Deputiertenkammer unter der Julimonarchie, auch wenn sie nur einen kleinen Bruchteil der Bevölkerung vertrat, ihr Land glanzvoll repräsentierte. Sie bildete den Mittelpunkt aller Interessen, eine Rede in der Kammer war eine Tat, denn noch wußte man nicht, wie herzlich wenig im Grunde auch die schönste Rede besagen will. Auch in dieser Beziehung war der Bürgerkönig ganz der Mann seiner Zeit und seines Volkes. „Louis Philippe ist ein geistreicher Mann, dessen Zunge von einem Wasserfall von Gemeinplätzen in fortwährende Bewegung gesetzt wird", schreibt Chateaubriand. Nur mit Mühe konnten ihn seine Minister davon abhalten, seine Ideen persönlich in der Kammer zu vertreten, denn wie alle viel sprechenden Monarchen hielt er die Gemeinplätze, in denen sein Denken sich bewegte, für neu und überraschend. So verlor er sich in ein unendliches Schwatzen, um so mehr, als die Hof-



Henri Scheffer. François Arago.
Nach dem Stich von Sixdeniers.



Très humbles, très soumis, très obéissans . . . . . . et surtout très voraces sujets.
Zeichnung von Daumier.

leute seiner Umgebung, wie Menière zu erzählen weiß, immer nur bestrebt waren, ihm in den kurzen Antworten, die sie dazwischenwerfen konnten, neuen Stoff zum Weiterspinnen seiner Suada zu geben. Im Anfange redete Louis Philippe beständig von Valmy und Jemappes, denen er im Stabe von Dumouriez beigewohnt hatte, so oft und so viel, daß in Paris sehr witzige Persiflagen auf diese Manie kursierten, Castellane hat ein langes Gedicht aufbewahrt, in dem in jeder Zeile die Namen Valmy und Jemappes wiederkehren.

Die gleiche ungemeine Redefreudigkeit beseelte die Mitglieder der Deputiertenkammer; von Thiers sagt Heine einmal: „Seine Rede rieselt unaufhörlich wie ein Faß, dessen Hahn ohne Zapfen, aber es ist immer kostbarer Wein. Kein anderer kommt da zu Wort, und nur während er sich rasiert, ist man imstande, bei ihm Gehör zu finden." Ohne Zweifel wurde in dieser Versammlung geistreicher Männer vieles Bedeutende und noch mehr viel rhetorisch Schönes zutage gefördert, und so bildete die Deputiertenkammer einen starken Anziehungspunkt für literarische Feinschmecker und Fremde. Auch in der Pairskammer war an „großen Tagen" ein starker Andrang, zumal, wenn politisch interessante Prozesse verhandelt wurden, drängte sich die vornehme Welt wie in der Oper. „Ich bin nicht in die Pairskammer gegangen, um die Verteidigung des Prinzen Louis zu hören," schreibt Alfred de Musset 1840 an die Herzogin von Castries. „Berryer sagt den

Pairs, daß sie Verräter und Betrüger seien, und sie hören zu als sänge Rubini. Ich kann mich nicht daran gewöhnen, zu denken, ich sei in der Oper." Das erste, was die Herzogin von Dino tat, als sie den Besuch ihrer Schwester, der Herzogin von Sagan, empfing, war, daß sie dieselbe in eine Sitzung der Kammer führte. Indessen konnte der Geist, der dort aufgewendet wurde, die Erkenntnis nicht hindern, daß eigentlich nur leeres Stroh gedroschen wurde. „Ich weiß nicht, ob jemals ein Parlament glänzendere und verschiedenartigere Talente enthielt, als das unsere unter der Julimonarchie," schreibt Tocqueville, „und doch kann ich versichern, daß diese großen Redner sich beim gegenseitigen Zuhören furchtbar langweilten, und was noch schlimmer war — die ganze Nation langweilte sich mit ihnen." Der Prinz von Joinville nennt den offiziellen Moniteur, der die Kammerreden ausführlich abdruckte, einen erschreckenden Haufen unnützen Geschwätzes, und der Herzog von Mortemart schreibt einmal an Castellane über die Kammer: „Welch Überfluß von Geist und welch Mangel an gesundem Menschenverstand!" Schon die Zusammensetzung der Kammer war nicht geeignet, ihre Verhandlungen wichtig erscheinen zu lassen, wenn man sie vielleicht auch interessant finden mochte. Die Deputierten gingen, wie man heute sagen würde, nur aus dem Kreise der oberen Zehntausend hervor und vertraten ausschließlich die Interessen dieser exklusiven Bevölkerungsschicht, und da nur der Reichtum in die Kammer führte, so dauerte es nicht lange, bis der Umweg der Bestechung der kürzeste war.



Daumier. Récompense honnête aux électeurs.



„Sautez grénouilles". Anonyme Lithographie.

Doktor Véron erzählt, wie das zum Teil sehr pfiffig gemacht wurde. Ein reicher Kandidat, der gewählt zu sein wünschte, wettete mit dem einflußreichsten Wähler seines Bezirks um 20000 Frank, daß man ihn nicht wählen werde und verlor seine Wette natürlich mit Vergnügen. Unter dem langen Ministerium von Guizot galt die Kammer für vollständig erkauft, sie sagte zu allen Wünschen des Ministers ja und Amen, denn jeder einzelne Deputierte, der zur ministeriellen Majorität gehörte, war durch seine persönlichen Interessen von dem Wohlwollen des Ministers abhängig. „In dieser Butike gehörte der Patriotismus dem Höchstbietenden", sagt Prosper Menière. So hielt Pagès, der Deputierte von St. Girous, alle Jahre zur Genugtuung seiner Wähler eine flammende Rede gegen das Ministerium, für das er sich erklärte, sobald es zur Abstimmung kam. Das Hochgefühl der eigenen Wichtigkeit, welches die Abgeordneten erfüllte, ging auf ihre Familien über. Als Haußmann noch Unterpräfekt in Poitiers war, erhielt er einmal einen Rüffel des Ministers, weil die Frau des Deputierten von Poitiers sich beschwert hatte, der Unterpräfekt mache ihr gar nicht den Hof. Die Unabhängigkeit der Kammer war auch durch die große Zahl von Beamten gefährdet, die in ihr saßen, denn „da man einen Deputierten nur als Delegierten betrachtete, der von der Regierung so viel Vorteile wie möglich zu erschnappen hatte,"



schreibt Odilon Barrot, „so wählte man am liebsten einen Beamten, der in der bureaukratischen Hierarchie gut eingeführt war.“ Als Charles de Rémusat 1847 einen Entwurf einbrachte, der die Ausschließung aller Offiziere und Beamten der königlichen und der prinzlichen Hofhaltungen von der Kammer forderte, waren unter den 279 Abgeordneten, die diesen Vorschlag zu Fall brachten, allein 134 Beamte; von den 459 Stimmen gehörten im Durchschnitt 200 Regierungsbeamten. Das ganze fruchtlose und schale Treiben einer Versammlung, deren Mitglieder eigentlich nichts anderes zu tun hatten, als mit dem Minister über gleichgültige Fragen der Politik zu streiten, enthüllt Tocqueville, wenn er schreibt: „In dieser politischen Welt fehlte hauptsächlich das politische Leben. Die alte Aristokratie war besiegt, das Volk war ausgeschlossen, alle Angelegenheiten wurden unter den Mitgliedern einer einzigen Klasse verhandelt, in ihrem Interesse und ihrem Geist. Diese seltsame Übereinstimmung der Stellung, der Interessen und der Ansichten, welche in dem herrschte, was Guizot das gesetzmäßige



Decamps. Spottbild auf die Reaktion unter dem Bürgerkönigtum. Aus der „Caricature“.

Land getauft hatte, raubte den parlamentarischen Debatten jede Originalität, jede Wirklichkeit, jede wahre Leidenschaft. Ich habe zehn Jahre meines Lebens in der Gesellschaft sehr großer Geister zugebracht, welche sich beständig aufregten, ohne sich jemals erwärmen zu können, die ihren ganzen Scharfsinn aufwandten, um Dinge zu suchen, über welche man ernstlich verschiedener Meinung sein könnte, ohne sie zu finden." An dem Unwesen dieser doch nur scheinbaren Volksvertretung ist das Bürgerkönigtum schließlich zugrunde gegangen, das parlamentarische Regime, dessen Befestigung die Julirevolution gegolten hatte, war zu einer Oligarchie der großen Geldsäcke ausgeartet.

Nachdem der erste Rausch der siegesfrohen Stimmung verflogen war und die neue Regierung daran ging, sich ernstlich einzurichten, sah sie sich einer Situation gegenüber, die schwierig und peinlich zugleich war. Das Volk, das gekämpft hatte und eine neue Freiheit errungen zu haben wähnte, glaubte, die Freiheit allein werde alle sozialen Übel heilen, und doch war die ganze Lage nur dazu angetan, alle Mißstände zu verschärfen. Die erste Wirkung der Unruhen war eine völlige Stockung in Handel und Wandel. Wer konnte im voraus wissen, welche Entwicklung die Ereignisse nehmen würden, so hielt denn jeder mit seinen Ausgaben zurück. Die Kaufleute machten keine Geschäfte, die Fabriken erhielten keine Aufträge, und diese Stockung machte sich nicht nur in Paris geltend, sie zog ganz Frankreich in Mitleidenschaft und griff auf das Ausland über, wo die offiziellen Kreise den Juliereignissen mit Schrecken und Entsetzen zugesehen hatten. Die Regierungen glaubten nicht anders, als daß, wie zur Zeit der großen Revolution, auch diesmal wieder ein allgemeiner Weltbrand die notwendige Folge einer französischen Revolution sein müsse. Alles war auf seiner Hut, diejenigen aber, die den Rückschlag des allgemeinen Mißtrauens am ersten und am stärksten zu fühlen hatten, waren gerade die Kreise, welche in den Julitagen alles getan hatten, die Arbeiter. Casimir Périer konnte gut Proklamationen erlassen: „Brave Arbeiter, kehrt in eure Werkstätten zurück", diese Werkstätten waren geschlossen, denn die Besitzer hatten keine Arbeit zu vergeben. Die enttäuschten und empörten Arbeiter

machten ihrem Unwillen in Gewalttaten Luft, die ihre Lage nur verschlimmerten, so vertrieben die Pariser alle ausländischen Arbeiter und zerstörten in ihrer Wut die Maschinen, denen sie alles Unheil zuschrieben. Am 3. September schon konnte das Journal des Débats nicht erscheinen, weil seine Pressen demoliert worden waren. „Es ist ein verhängnisvoller Kreislauf," sagte der Minister in der Kammer, „der Mangel an Arbeit erzeugt die Unruhen, die Unruhen aber verhindern immer aufs neue, daß die Arbeit wieder aufgenommen werden kann." Die Regierung tat alles, was in ihrer Macht stand, sie wandte 30 Millionen auf, um im ganzen 445 Bankhäusern und Fabriken unter die Arme zu greifen, und ließ sich einen Kredit von 100 Millionen bewilligen, um die brotlose Masse zu beschäftigen. Das Elend war groß. „Ich habe meine Hand heute mindestens in 500 fremden Taschen gehabt und nicht einen Sous gefunden", erklärte der Taschendieb Mimi Lepreux dem Polizeipräfekten Gisquet eines Tages. Dabei war auch die allgemeine Finanzlage des Staates so ungünstig wie möglich, in fünf Monaten blieben die Einkünfte um 31½ Million hinter dem Voranschlag zurück, während die Ausgaben den Anschlag um 85 Millionen überstiegen. Der Kredit des Staates wurde erschüttert, am 8. März 1831 hatte die dreiprozentige Rente den unerhörten Tiefstand von 51 erreicht. Diese Verhältnisse haben lange Zeit die Rückkehr geordneter Zustände verhindert, noch Jahre lang darf man sagen blieb die Revolution in Permanenz, zählt man doch vom September 1830 bis zum Januar 1834 vierzig bewaffnete Aufstände und in einem kaum längeren Zeitraum, zwischen 1832 und 1836 14 Attentate auf den König. Das Fieber, welches die Julitage der Masse mitteilten, hat im Volkskörper noch lange nachgezuckt, dafür, daß der Krankheitsstoff auf legalem Wege nicht ausgeschieden werden konnte, sorgten zu viele und zu verschiedenartige Elemente.

Einmal waren die Legitimisten die geschworenen Feinde des neuen Königtums und ließen sich keine Gelegenheit entgehen, um die schwierige Lage desselben, wenn es möglich war, zu einer völlig unhaltbaren zu machen. Der alte Adel schmollte mit dem neuen Hofe, „auch die Leute, die im vorigen Jahre noch das Palais

Royal besuchten," bemerkt Castellane 1831, „gehen jetzt nicht in die Tuilerien." Die Herzogin von Dino schreibt diese Zurückhaltung der Gesellschaft des Faubourg St. Germain dem Umstande zu, daß von dem neuen Hofe keine Stellen, Titel, Würden, Ehren zu erwarten gewesen seien, man ihn also ganz unbekümmert, ja mit größter Frechheit habe schneiden können. Der junge Adel bewies seinen Mut und seine Anhänglichkeit an die gestürzte ältere Linie durch die größten Unverschämtheiten, die er sich gegen die Mitglieder des Hauses Orléans erlaubte. Albert de Berthier legte es darauf ab, König und Königin, die Arm in Arm die place du Carrousel überschritten, zu überfahren; das hohe Paar wurde im letzten Augenblick gerettet. Ein Herr von Pimodan vertrat der Königin, als sie nach der Messe die Kirche St. Roche verlassen wollte, den Weg und machte ihr nicht eher Platz, bis der Curé ihm einen so kräftigen Stoß versetzte, daß er zwischen die Betstühle flog; auf Bällen machten sich die Herrchen das Vergnügen, die Herzoge von Orléans und von Nemours anzuflegeln. So verhöhnten 1832 auf einem Balle bei Rothschild der Herzog von Richelieu, Prince de Léon und Herr von Chabot den Thronfolger in so lauter und auffallender Weise als „Großhühnchen", daß erst der Adjutant desselben sie in die Schranken des guten Tons zurückweisen mußte. Nach dem frühen Tode des Herzogs von Orléans kleideten sich die Damen des Faubourg St. Germain so bunt und auffallend, wie irgend möglich, um ihrer Genugtuung über das unselige Ereignis Ausdruck zu verleihen, wie Chateaubriand schreibt: „Die Royalisten, dumm und herausfordernd, wußten die Tragweite ihrer Schritte niemals zu berechnen und bildeten sich ein, daß sie die Legitimität wiederherstellen würden, wenn sie irgendeine Farbe in ihrer Krawatte oder irgendeine Blume im Knopfloch trügen." Sie benahmen sich in der Tat so albern und töricht, daß Heine schreibt, der „Mirakeljunge" käme ihm vor wie der umgekehrte Saul. Jener zog aus, die Esel seines Vaters zu suchen, und fand eine Krone, „der junge Heinrich aber wird nach Frankreich kommen, eine Krone suchen, und er findet hier nur die Esel seines Vaters". Diese kindische Art der Fronde entsprach dem Bildungsgrad der aristokratischen Herren und Damen,



Decamps. Karikatur auf Karl X. und seine Familie im Exil.

die mit solchen teils rohen, teils dummen Streichen Beweise ihres unerschrockenen Mutes zu geben glaubten, aber das war noch die harmloseste Seite ihres Tuns.

Die legitimistische Partei stellte einen vollständigen Verleumdungsfeldzug gegen den König an. Eine Dame von mehr als zweideutigem Ruf, Evelina Vanayl de Yongh, die unter dem Namen Ida St. Elme literarisch tätig war (Heine nennt sie eine alte Vettel), fabrizierte ein ganzes Paket Briefe Louis Philipps, die sie in England drucken ließ, um den Charakter des Monarchen in ein übles Licht zu setzen. Die Fälschung wurde zwar entdeckt, aber der Zweck des Verleumdens war doch erreicht. Dann erschien eine andere Abenteurerin namens Maria Stella, welche behauptete, sie sei das älteste Kind des Herzogs Philippe Egalité, aber als Mädchen sei sie gleich nach ihrer Geburt mit dem soeben geborenen Sohn des Gefangenenwärters Lorenzo Chiappini in Modigliana ausgetauscht worden. Louis Philippe sei dieser untergeschobene Knabe und sie eine legitime Prinzessin von Orléans. Die Prätendentin war erst

mit Lord Newborough verheiratet und ehelichte nach dessen Tode einen Baron Ungern-Sternberg. Ihr Märchen war trotz der Beweise, die sie vorzubringen suchte, so abenteuerlich unwahrscheinlich, daß sie mit ihren Enthüllungen weder Aufsehen noch Geld machte, sie starb 1843 unbeachtet in Paris.

Sehr viel mehr Aufsehen erregte die Partei mit anderen Prätendenten, die sie vorschob, um das Recht der Orléans auf den Thron von Frankreich noch zweifelhafter erscheinen zu lassen, als es ohnehin schon war. Ludwig XVII. war nicht so bald als Opfer der Erziehung des Schusters Simon gefallen, als auch schon ein falscher Dauphin in der Person von Jean Marie Hervagault, einem Schneiderssohn aus St. Lô, auftauchte. Diesem sind im Laufe der nächsten Jahrzehnte noch 15 andere falsche Dauphins gefolgt, die sämtlich ihre Kenntnisse von den Verhältnissen der königlichen Familie aus einem im Jahre 1800 erschienenen Roman, dem Magdalenenkirchhof von Regnauld-Warin, schöpften. Sie kamen und verschwanden, bis im Mai 1832 wieder ein Prätendent in Paris auftauchte mit dem Anspruch, als Sohn Ludwigs XVI. und Marie Antoinettes anerkannt zu werden. Auch dieser würde ohne Zweifel in kürzester Zeit der wohlverdienten Vergessenheit anheimgefallen sein, hätte sich nicht ein Kreis von Legitimisten um ihn gebildet, welcher vorgab, an den königlichen Ursprung dieses Mannes zu glauben, und ihn so reichlich mit Geldmitteln unterstützte, daß er seine Rolle mit Geschick und einem gewissen Glanz durchführen konnte. Daß diese Herrschaften, zu denen unter anderen Gräfin du Cayla, die Larochejacquelins und andere einflußreiche Mitglieder der Partei gehörten, wirklich an seine Echtheit glaubten, ist kaum wahrscheinlich, denn die Polizei hatte zu bald seine Antezedenzien herausgebracht. Der Prätendent, der sich Charles-Louis duc de Normandie nannte, hieß eigentlich Karl Wilhelm Naundorff, stammte von jüdischen Eltern aus Preußisch-Polen und war 1775 in Potsdam geboren. In Berlin hielt er sich 1810, in Spandau seit 1812 auf, war seines Zeichens Uhrmacher und seit 1818 mit einer gewissen Einers aus Havelberg verheiratet. Von 1825–1828 hatte er im Zuchthaus gesessen und verstand, als er in Paris seine Getreuen um sich versammelte, kein Wort



französisch, er hat auch seinen deutschen Akzent, nachdem er es gelernt hatte, nie abzulegen vermocht. Er erließ Botschaften an den König, an die Herzogin von Angoulême, seine angebliche Schwester, die Herzogin von Berry u. a., blieb aber weniger beachtet, als seine Parteigänger wohl hoffen mochten. Um die Aufmerksamkeit auf seine Person zu ziehen, machte er es genau so, wie in der gleichen Zeit der berühmte deutsche Findling Caspar Hauser, er fingierte am 28. Januar 1834 ein Attentat auf sich selbst. Auch dieses hatte nicht den gewünschten Erfolg, die Regierung ließ ihn verhaften und nach England schaffen, womit seine Rolle ausgespielt war. Ein ironischer Zufall wollte es, daß, als „der wahre Herzog der Normandie" in Paris erschien, sich alsbald „der einzig wahre und wirkliche Herzog der Normandie" neben ihm einfand. Dieser war wenigstens Franzose, hieß Louis Hébert, hatte in Toulon, Rouen und Lyon allerlei dunkle Geschäfte betrieben und war der französischen Polizei seit lange als ein in Verschwörungen und geheime Gesellschaften verwickelter Mensch bekannt. Nachdem er sich nach und nach oder gleichzeitig Oberst St. Julien, Oberst Lemaitre, Picted, Legros, Bénard genannt hatte, steigerte er seine Titel und nannte sich Heinrich von Transtamare, Baron Richemont, Prinz Gustav, schließlich Herzog der Normandie. Er wurde von dem Geschworenengerichte der Seine zu zwölf Jahren Einsperrung verurteilt, die er auch absaß und zur Niederschrift seiner Memoiren benutzte.

Wie beim Auftreten der falschen Dauphins hatten die Karlisten, wie man die legitimistischen Frondeure nannte, ihre Hand auch bei anderen dunklen Geschichten im Spiel. So entdeckte der Polizeipräfekt Gisquet, daß sie aus Birmingham gefälschte Noten der Bank von Frankreich einschmuggelten, um die kaufmännischen Kreise zu beunruhigen. Ihre Geschäftigkeit ging so weit, daß man ihnen alles zutraute, so daß, als nach dem Ausbruch der Cholera die Straßenreiniger sich zusammenrotteten, um die angeordnete Beseitigung des Unrats zu verhindern, man sie auch dabei beteiligt glaubte. „Endlich", schreibt Heine, „haben die Karlisten ihre natürlichsten Alliierten gefunden, Lumpensammler und Trödelweiber, die sich jetzt mit denselben Prinzipien geltend machen als



Roubaud, Karikatur auf Louis Philippe, Leopold von Koburg, Don Carlos, die Herzogin von Berry usw.

Verfechter des Herkömmlichen, der überlieferten Erbkehrichtsinteressen und Verfaultheiten aller Art.“ Einen großen Schlag versuchten sie mit einer Verschwörung, die man nach dem Versammlungslokal, die der Rue de Prouvaire genannt hat. Sie sollte am 3. Februar 1832 ausbrechen, während in den Tuilerien ein Hofball stattfand. Die königliche Familie sollte inmitten des Festes überrumpelt und gefangen werden, und die erlauchten Verbannten wären dann im Triumph aus Holyrood zurückgeführt worden. Man hatte am exilierten Hofe Karls X. ganz sicher auf das Gelingen gerechnet und hielt schon die Verfassung bereit, mit der man Frankreich beglücken wollte, es war die vom Jahre 1788. Indessen war der Plan verraten worden, die Verschwörer wurden überrascht und dingfest gemacht, aber doch erst, nachdem die vornehmen Anstifter ihre eigenen Personen in Sicherheit gebracht hatten. Man fand nur arme Teufel, die für Geld gedungen waren und das eigentliche Stichwort der Verschwörung gar nicht kannten.

Die eigentliche Seele dieser von den Karlisten angezettelten Unruhen war die Herzogin von Berry, die sich nicht in ihre Verbannung finden konnte und danach lechzte, als Regentin für ihren unmündigen Sohn, den Herzog von Bordeaux, nach Frankreich zurückzukehren. Ebenso unvernünftig wie romantisch und abenteuerlich setzte sie alle Hebel in Bewegung, um einen Aufstand zu schüren, der Frankreich zwar in einen Bürgerkrieg verwickelt,





Daumier. Très hauts et très puissans moutards et moutardes légitimes. Peuples battez vous, déchirez vous, égorgez vous pour ces augustes personnages; vous leur appartenez imbécilles.

sie aber, wenn auch nicht auf den Thron, so doch in seine Nähe geführt hätte. So bestürmte sie Kaiser Nikolaus von Rußland und König Wilhelm der Niederlande mit Bitten, sie möchten ihre Armeen in Frankreich einrücken lassen, um die ältere Linie auf den Thron zurückzuführen, denn sie bildete sich allen Ernstes ein, sie brauche sich nur in Frankreich zu zeigen, dann werde der ganze Süden sich für sie und die Sache der Legitimität erheben. In dieser ganz ungerechtfertigten Annahme wurde die Herzogin durch einige Mitglieder ihrer Partei bestärkt, die leichtfertig und unwissend genug waren, um zuliebe ihrer eigenen Abenteuerlust Frankreich in einen Bürgerkrieg zu stürzen. Dazu gehörten vor allem die Larochejacquelins, die der Ruhm, den sie sich im ersten Kriege der Vendée erworben hatten, nicht schlafen ließ. Félicie de Larochejacquelin, eine Tochter der Herzogin von Duras, hatte sich, wie Gräfin Boigne erzählt, von langer Hand auf eine romantische Existenz förmlich vorbereitet, sie ritt, jagte, schoß und besaß alle Talente eines Dragoneroffiziers. Die Herzogin von Berry

landete am 28. April 1832, und vom ersten Augenblick an, da sie den französischen Boden betreten hatte, war sie nicht die Anführerin einer Armee, sondern ein von der Polizei gehetzter Verbrecher. Der Aufstand mißglückte kläglich, wie die älteren Mitglieder der Partei vorausgesagt hatten, aber die Herzogin, die in hundert verschiedenen Verkleidungen von Ort zu Ort irrte, sich in den absonderlichsten Verstecken verbergen mußte, war glücklich über diese abenteuerlich-romantische Existenz, die ihrem Temperament so ganz entsprach. Am 7. November wurde sie, durch ihren Geschäftsträger, den Juden Deutz, verraten, in Nantes gefangen und in der kleinen Festung Blaye interniert. Hier sollte die ganze ritterliche Romantik der kühnen Frau, die ausgezogen war, um für ihren Sohn ein Königreich zu erobern, in der Lächerlichkeit untergehen. Als verlautete, die Herzogin befinde sich in anderen Umständen, schrien die empörten Legitimisten, das sei eine schändliche Verleumdung. Das Hin und Her des Zeitungskampfes, der sich in dieser zarten Angelegenheit entsponnen hatte, sollte in Paris schon zu einem Gottesgericht führen, in dem sich zwölf Republikaner mit zwölf Legitimisten duelliert hätten, als das eigene Geständnis der Herzogin jedes Gottesgericht unnötig machte. Marschall Bugeaud, der Gefangenwärter der Herzogin, hielt den Juden Deutz für den Vater des Kindes, andere rieten auf den Hofmarschall der Fürstin Baron Mesnard, die hohe Mutter selbst bezeichnete es als „das Kind der Vendée", sie mußte es ja am besten wissen. Am 10. Mai, ein Jahr nach ihrer Ankunft in Frankreich, wurde sie entbunden und mit ihrer Tochter nach Palermo abgeschoben, wo der Gatte, den man mittlerweile für sie aufgetrieben hatte, Graf Hektor Lucchesi-Palli, sie erwartete. Die Herzogin war höchst erstaunt, daß dieser harmlose Zufall sie vor der Öffentlichkeit unmöglich machen sollte, sie hatte durchaus nicht das Gefühl, sich schämen zu müssen und nur die eine Sorge, sie werde doch, wenn sie den Grafen heiratete, ihren Titel und die Prärogative der Geburt nicht verlieren!

Jedenfalls machte das Kindbett von Blaye allen offenen Anstrengungen der Legitimisten ein Ende, sie mußten sich von nun an damit begnügen, die Umsturzversuche der anderen Parteien,



die der Julimonarchie feindlich gesinnt waren, zu unterstützen. Das waren vor allem die Republikaner, die mit dem Erfolge der Julirevolution unzufrieden, sich in mehreren geheimen Gesellschaften zusammengeschlossen hatten und verstärkt durch die vielen fremden Flüchtlinge, Polen, Deutsche, Italiener, Spanier, die sich aus der Heimat vertrieben in Paris aufhielten, unaufhörlich gegen die Regierung konspirierten. Die Gesellschaft der Menschenrechte umfaßte etwa 4000 Verschworene, die völlig militärisch organisiert und bewaffnet waren, ihr schloß sich die Gesellschaft der Volksfreunde an, dann ein Verein von Julikämpfern, die mit den Belohnungen unzufrieden waren, die sie erhalten hatten, schließlich die Gesellschaft: Hilf dir selbst und der Himmel wird dir helfen. Diese war 1827 unter dem Vorsitz des Herzog von Broglie gegründet worden, um den Wahlfälschungen des Ministeriums Villèle entgegenzuarbeiten, sie bestand weiter, aber sie war ein republikanischer Geheimbund geworden, den Garnier-Pagès leitete. Die geheimen Gesellschaften breiteten ihre Netze über ganz Frankreich aus, schon 1831 war es in Tarascon, Toulouse Pamiers, Nîmes, Montauban, Montpellier, Marseille, Avignon zu blutigen Unruhen gekommen; denn, wie Gisquet sagt, „wenn die Volksfreunde auch vielleicht nicht wußten, was sie wollten, so wußten sie doch genau, was sie nicht wollten und das war Louis Philippe!" Armand Marrast schrieb in der Tribüne: „Frankreich hat 32 Millionen Einwohner, darunter 500000 Sybariten, eine Million glückliche Sklaven, aber 21 Millionen Heloten und Parias, welche durch ihre Geburt allen Qualen des Körpers und Geistes geweiht sind. Nur die Republik kann die Quelle ihrer Leiden verstopfen." Als die Abschaffung der Todesstrafe in der Kammer beraten wurde, erklärten die Republikaner, natürlich müsse sie abgeschafft werden, ausgenommen für die Könige. Alibaud, der auf Louis Philippe geschossen hatte, verteidigte sich vor Gericht: „Der Königsmord ist das Recht des Menschen, der nur durch eigene Hand Gerechtigkeit erlangen kann." Die Agitation wurde durch einen heftigen Broschürenkrieg unterstützt. Die Gesellschaft zum Schutz der Preßfreiheit verbreitete einmal in drei Monaten fünf Millionen Flugschriften, in denen die Regierung auf das

heftigste angegriffen und verunglimpft wurde. In Paris führten diese Hetzereien der Geheimbünde im Juni 1832 zu einer mehrtägigen Straßenschlacht, zu der das Leichenbegängnis des populären Generals Lamarque das Signal gab. Die Mitglieder der geheimen Gesellschaften erschienen bewaffnet zu demselben und hatten sich als Hauptschlag ausgedacht, den greisen Lafayette, den die kleinen Leute, wie Heine sagte, als eine Art Vorsehung zu Pferde betrachteten, in die Seine zu werfen, damit die Regierung in den Verdacht dieses Verbrechens käme und die Leidenschaften nur um so mehr erhitzt würden. Der alte Herr blieb vor diesem Schicksal bewahrt, der Kampf zwischen Volk und Militär aber wurde mit größter Erbitterung und Hartnäckigkeit geführt, tagelang sah George Sand die Umgebung ihrer Wohnung am Kai St. Michel mit Blut gefärbt; allein der Kampf um Kloster und Kirche St. Mery kostete auf beiden Seiten 1000 Tote. Dieses Ereignis war nur eins von vielen. Bei einem anderen Aufstand ermordete das wütende Militär am 14. April 1834 in der Rue Transnonain 29 ganz unschuldige Männer, Frauen und Kinder, ein Blutbad, das im Munde der französischen Demagogen noch Jahrzehntelang ein nie versagender Schlager der Aufreizung und Entrüstung gegen die Tyrannen geblieben ist. Die Regierung wußte der Aufregung nicht Herr zu werden. Sie versuchte es erst mit legalen Mitteln. Wenn sie dem offenen Aufruhr mit Gewalt begegnete, so war sie nur in ihrem Recht, ebenso wenn sie den offenkundigen Verletzungen des Gesetzes mit dem Gesetz entgegentrat; aber sie hatte bis 1833 schon 400 Prozesse gegen die Unzufriedenen aller Art angestrengt, ohne zu ihrem Ziel zu kommen, da die Schuldigen von Richtern und Geschworenen fast in allen Fällen freigesprochen wurden. Erst das Attentat Fieschis veranlaßte sie, Ausnahmegesetze zur Anwendung zu bringen, um der drohenden Anarchie zu steuern. Die ersten Anschläge gegen das Leben des Königs waren, wie Graf Puymaigre berichtet, nur als Manöver aufgefaßt worden, mit denen die Julimonarchie sich interessant machen wolle; als Fieschi seine Höllenmaschine am 23. Juli 1835 abfeuerte, konnte das niemand mehr glauben. Zwar waren der König und seine Söhne wie durch ein Wunder unverletzt geblieben,

aber die Explosion hatte rings um sie her Opfer, darunter den Marschall Mortier gefordert. Der Prozeß des Attentäters und seiner Helfershelfer war für die Pariser in ihrem unersättlichen Durst nach Aufregungen ein großes Vergnügen, 17500 Billetts waren von Neugierigen verlangt worden, Briefe Fieschis wurden mit 500 Frank bezahlt, und das Publikum drängte sich in das Café de la Renaissance, wo Nina Lassave, die abstoßend häßliche Geliebte des Mörders, für 1 Frank Entree zu sehen war. Die Regierung aber benutzte das Attentat, um sich von der Kammer eine Reihe scharfer Ausnahmegesetze, zumal gegen Vereine und Presse, bewilligen zu lassen. Sie eröffnete eine Verfolgung, in der sich der Oberstaatsanwalt Persil durch Leidenschaftlichkeit und Mangel an Takt ebenso auszeichnete, wie der Polizeipräfekt Gisquet, der, um Mißliebige sicher zu strafen, sie in lange Untersuchungshaft nahm, so daß ihnen auch die nachträgliche Freisprechung die verbüßten Monate Gefängnis nicht ersetzen konnte.



Lafayette. Nach dem Stich von Geille.

Das Gesetz über das Vereins- und Versammlungsrecht wurde nun noch schärfer gefaßt, als es schon durch Napoleon geschehen war. Vereine zu bilden und Versammlungen abzuhalten war von der Erlaubnis der Obrigkeit abhängig. Das kaiserliche Gesetzbuch hatte nur Vereine und Versammlungen von mehr als 20 Personen ins Auge gefaßt und auch nur solche, welche sich täglich oder an bestimmten Tagen trafen. Das Gesetz von 1834 suchte alle die Lücken auszufüllen, welche eine Umgehung dieser Vorschriften gestatteten. So schloß es in sein Verbot auch die Gesellschaften

ein, welche sich in Vereine von unter 20 Personen teilten, strafte nicht nur die Vorsteher und Leiter, sondern sämtliche Mitglieder und erhöhte die Strafen ganz bedeutend, von 16—200 Frank auf 50—1000 Frank, dazu eine Gefängnisstrafe von zwei Monaten bis zu einem Jahr und sah im Falle wiederholter Übertretung das doppelte Strafmaß vor. Dieses Gesetz wurde sofort mit Emeuten in Paris, Chalons, Lyon, St. Etienne, Vienne, Marseille beantwortet; denn der Gesetzgeber strafte nur die Wirkungen, ohne die Ursachen aufheben zu können.

Die wirtschaftliche Not trieb die Klassen der Lohn- und Fabrikarbeiter zur Verzweiflung und dadurch zur offenen Empörung. Während es den Fabrikanten freistand, untereinander Abmachungen über Löhne und Preise zu treffen, war es den Arbeitern untersagt, sich zu koalieren und Streiks zu beginnen, um höhere Löhne zu erzwingen. Die Gewalt der Tatsachen aber ist stärker, als alle Gesetze; das Daniederliegen des Handels in den ersten Jahren der Julimonarchie, das Tausende von Arbeitern brotlos machte, hat einen Streik nach dem andern ausbrechen lassen. In Paris streikten 1833 5000 Zimmerleute, 6000 Schuster, 8000 Schneidergesellen, 3000 Bäcker. Als im Jahre 1831 der Lohn der Seidenweber in Lyon von 4—6 Frank auf 18—25 Sous sank und fleißige Arbeiter, die gern arbeiten wollten, sich und die Ihrigen dem Hunger preisgegeben sahen, ohne daß sie doch einsehen konnten, daß sie nur die unschuldigen Opfer von Handelskonjunkturen waren, die auch ihre Brotgeber nicht beeinflussen konnten, brach ein Aufstand in Lyon aus. Diese Verhältnisse waren noch so neu, alle sozialen Fragen noch so wenig geklärt, daß der Präfekt Bouvier-Dumolart unbedachterweise seine Vermittlung anbot, um den Arbeitern, welche einen Minimaltarif forderten, zur Erfüllung ihrer Wünsche zu verhelfen. In mehreren Sitzungen wurde unter dem Vorsitz des Präfekten ein Tarif zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern verabredet. Als die Fabrikanten denselben nicht annahmen, weil sie ihn nicht annehmen konnten, schrien die Arbeiter Verrat und griffen zu den Waffen. Tagelang war die Stadt Lyon in den Händen der Aufrührer und erst das Militär konnte die Ordnung wiederherstellen. Der Novemberaufstand in Lyon 1831

war der erste, dem die Politik völlig fern stand. Die Arbeiter erklärten das selbst, indem sie einen Brief an den Redakteur des „Précurseur“ schrieben: „Wir müssen feststellen, daß in den Ereignissen, welche soeben in Lyon stattgefunden haben, politische oder aufrührerische Ideen keine Rolle spielten. Wir sind Ludwig Philippe, König der Franzosen, und der Verfassung ehrfurchtsvoll ergeben, wir sind von den reinsten und wärmsten Gefühlen für die öffentliche Freiheit und das Wohlergehen Frankreichs erfüllt und verabscheuen alle Parteien, welche diese antasten wollen.“ Und diese selben Leute hatten die Autoritäten der Regierung vertrieben und kämpften mit der Armee auf Tod und Leben!

Die Gesellschaft sah sich fast plötzlich einem ganz neuen Problem gegenüber, sie sah sich vor Fragen so verwickelter Natur gestellt, daß die Lösung derselben auf dem Boden der hergebrachten Gesellschaftsordnung völlig unmöglich schien! Die bürgerliche Gesellschaft, die ihr Schiff eben erst in den ruhigen Hafen des Besitzes und der Macht gesteuert zu haben glaubte, sah es von neuen und furchtbaren Stürmen in ein unbekanntes Meer voller Gefahren hinausgerissen; eine neue Ära begann und noch heute wissen wir nicht, wann und wie sie enden wird. In den ersten Jahren der Julimonarchie vollzieht sich in den unteren Schichten der Bevölkerung ein gewaltiger Umschwung der Gedanken und Interessen. Während die herrschende Kaste sich mit Politik beschäftigt, erfüllt jenseits der Mauer, die Reichtum und Armut trennt, auf seiten der Enterbten die soziale Frage die Gemüter mit Sorge und Zweifeln und beginnt die Scheidung, welche von politischen Velleitäten absieht, um die Bevölkerung in zwei große Parteien zu scheiden, Parteien, die sich todfeind sind: Reiche und Arme. Die soziale Frage durchdringt allmählich alle Sphären so mit eigenen Gedanken, daß alle geistigen Interessen sich mit ihr verquicken, daß Wissenschaft, Kunst und Dichtung ihre Färbung annehmen. Die Geschichtswerke Augustin Thierrys spitzen sich immer mehr auf die Gegensätze zu, die zwischen den Klassen der Besitzenden und der Besitzlosen herrschen; die Macht, die sich auf die rohe Kraft gründet, unterliegt bei ihm der geistigen Intelligenz, die Arbeit und Industrie verkörpern. Victor Hugo, der fast

ein ganzes Jahrhundert lang seinem Volk vorangeschritten ist, verkündet in der Vorrede seiner vermischten Schriften 1834, daß die politischen Fragen durch soziale verdrängt werden und daß ihrer Wichtigkeit gegenüber die Form der Regierung ganz gleichgültig sei. George Sand leiht ihre Feder den Interessen der Armen, der Schwachen und Unterdrückten und stellt den idealen Salonhelden der Romantik ihren Pierre Huguenin zur Seite, den idealen Arbeiter. Grenier, Beaume, Cals, Trimolet malen das Volk in seinen Nöten, wie Bürger Thoré, der geistreiche Kunstkritiker will. „Unsere Maler täten gut, sich ein wenig nach der volkstümlichen Seite zu wenden", schrieb er 1847. „Die Kleider des Arbeiters sind bequemer, als die des Müßiggängers; ein Straßenkehrer ist in der Malerei schöner, als ein Notar oder ein Kaufmann. Physiognomie und Mimik des Volkes sind weit ausdrucksvoller, als die Maske und der Mannequin des dritten Standes." Seite an Seite mit ihm kämpfen Felix Pyat in der „Revue Britannique", Cavaignac in der „Revue Républicaine", Schoelcher im „Temps", Ducamps im „National" für eine Popularisierung der Kunst im Sinne einer moralischen Erziehung des Publikums.

Philosophen und Volkswirte drängten sich mit Systemen hervor, die sie als Heilmittel der sozialen Not betrachteten und anpriesen, eine wahre Explosion sozialer Theorien erfolgt in diesen Jahren, Theorien, deren Erfinder so fest von ihrer Unfehlbarkeit überzeugt waren, daß sie dieselben auch sofort in die Praxis zu übertragen suchten. An ihrer Spitze stand Saint-Simon und seine Schule. Charles Henry de Rouvroy Graf von Saint-Simon war schon 59 Jahre alt, als er 1819 in einer Schrift die Frage aufwarf: Was geschieht, wenn in Frankreich plötzlich 3000 der ersten Gelehrten, Künstler und Handwerker oder 30000 Prinzen, Adlige und reiche Leute sterben? In ersterem Falle antwortet er, sei Frankreich verwaist, der letztere Fall lasse es dagegen gleichgültig; denn Talent und Arbeit seien der Geburt und dem Reichtum überlegen. Er wollte den Staat, der auf Gewalt und Unterdrückung beruht, auf Wissenschaft und Arbeit gründen. „Mein ganzes Leben", sagte er kurz vor seinem Tode, „ist in dem Gedanken aufgegangen, wie man allen Menschen die freie Entwick-



Modes Parisiennes. Juni 1844.
Zeichnung von Guerard.



lung aller ihrer Gaben ermöglichen könne." Ihm war die Charte, um die seine Zeitgenossen so heftig stritten, ein Stück Papier, auf das er nur geringen Wert legte. Er richtete sein Augenmerk auf die Industrie, deren Entwicklung soeben begann. Er machte sie zur Grundlage seines Systems, es kann alles durch sie geschehen und es muß alles für sie geschehen, sagte er. Adel heißt die Arbeit organisieren, dann wird binnen kürzester Zeit die Klasse der Arbeiter höher stehen, als die der bloßen Müßiggänger. Er legte seine Anschauungen in einem Werke nieder, welches er das neue Christentum nannte, weil die Religion die Führerin der Gesellschaft sein müsse, wenn es gelte, das Los der Ärmsten so schnell wie möglich zu verbessern. Das goldene Zeitalter, rief er aus, gehört nicht der Vergangenheit an, es liegt vor uns! Er starb 1825 in bitterster Armut, aber er hinterließ eifrige und überzeugte Jünger. Prosper Enfantin, St. Amand-Bazard, Adolphe Blanqui, Buchez, Laurent de l'Ardèche verkündeten seine Lehre. Wenn bis dahin der Mensch vom Menschen ausgebeutet worden sei, so müsse von nun an die Natur ausgenutzt werden vom Menschen, der sich mit anderen Menschen verbinde. Die allgemeine Verbrüderung sei das neue Band, das die Menschheit zusammenhalten werde. „Einem jeden nach seiner Fähigkeit, jeder Fähigkeit nach ihren Leistungen", war ihr Wahlspruch. Eigentum und Erbrecht sind mit der Gleichheit unverträglich, also fort mit ihnen, die Herrschaft der Arbeit beginnt! Es sollte keine Besitzer mehr geben, sondern nur noch Diener des Staates, dem alles gehört, der Boden, die industriellen Betriebe, der Handel usw. Der Staat betreibt alles und verteilt die Arbeit unter seine Angehörigen. Das war nicht gut anders zu realisieren, als in einem Kloster, und als die Schüler Saint-Simons daran gingen, die Probe auf ihre Lehren abzulegen, schlossen sie sich zu Weihnachten 1829 in einer Familie oder wie sie lieber sagten: in einer „Kirche" in einem Hause der Rue Monsigny zusammen. Enfantin und Bazard bildeten das gemeinsame Haupt, den höchsten Vater oder Papst. Nach der Julirevolution traten sie mit Vorträgen, Predigten, Missionen vor ein weiteres Publikum, das sie zugleich durch Broschüren zu belehren und anzuziehen suchten. Sie kauften die Zeitung „Globe" und hielten ihre Gottes-

dienste in weitester Öffentlichkeit in dem Tempel der Rue Taitbout. Die Zwei-Einigkeit Enfantin-Bazard dauerte indessen nicht lange. Als Enfantin die Frauen in seine neue Kirche berief, die Emanzipation des weiblichen Geschlechts und die freie Ehe verkündete, trennte sich Bazard von der Familie. Zu dieser Zeit behaupteten die Saint-Simonisten fünf Tochterkirchen und etwa 40000 Angehörige in Frankreich zu besitzen. Trotzdem gingen die Verhältnisse der Familie zurück; sie verließen ihr Haus in der Rue Monsigny und zogen sich in eine Besitzung Enfantins auf die Höhen von Menilmontant zurück. Hier lebten sie ganz streng nach den Vorschriften ihrer Lehre, sie aßen mit Maurern zusammen, um eine Lektion in der Gleichheit zu geben und trugen Kleider von absonderlichem Schnitt, die man nicht ohne Hilfe anderer anlegen konnte, um eine Lektion in der Brüderlichkeit zu geben. Dieses Kostüm erinnerte an die Florentiner Tracht des 15. Jahrhunderts und bestand aus eng anliegenden weißen Beinkleidern, einer blauen Bluse und einer weißen Weste, die hinten geschlossen werden mußte; dazu kam ein Gürtel von schwarzem Leder und ein Barett von rotem Samt. Sie hatten keine Domestiken, sondern bedienten sich gegenseitig, Professor Paul Rochette und der praktische Arzt Dr. Léon Simon kochten; Gustav von Eichthal, Baron Charles Duveyrier und der Staatsanwalt Léon Talabot wuschen das Geschirr ab; der Advokat Duguet, Professor Auguste Chevallier und Professor Emile Barault putzten die Stiefel; Baron Holstein und Dr. Rigaut reinigten die Zimmer. Die Gemeinschaft geriet allmählich in große finanzielle Bedrängnis und zerstreute sich, als sie vor Gericht gezogen und ihre Häupter 1832 zu Gefängnis verurteilt wurden. Der Vater Enfantin, den die spottlustigen Pariser längst „Vater Fanfantin" oder „Vater Bouffantin" nannten, erschien vor Gericht in einer Haltung, die er nach dem Bilde: „Ariost unter den Räubern" von Mauzaisse studiert zu haben schien. Sein Kostüm zeichnete sich vor dem der anderen dadurch aus, daß seine Weste die Inschrift: „Der Vater" trug, ferner hatte er einen Mantel um von schwarzem Samt, der mit weißem Pelz verbrämt war, während der Apostel Michel Chevallier einen Mantel von violettem Samt mit Hermelinbesatz trug.



Enfantin machte sich durch sein absonderliches Gebaren vor Gericht ziemlich lächerlich, indem er versuchte, Richter und Publikum durch die Gewalt seines Blickes zu hypnotisieren und seine Verteidigung mit Reden führte, die Uneingeweihten nicht verständlich waren. Er selbst, Michel Chevallier und Honoré Duveyrier wurden wegen Beleidigung der öffentlichen Moral zu einem Jahr Gefängnis verurteilt. Nachdem Enfantin, der erst 1864 gestorben ist, seine Strafe abgesessen hatte, begab er sich mit Barrault, Paulin Talabot und Félicien David in den Orient, den sie für ihre Propaganda geeigneter hielten. Enfantin hat die Ideen zu einer Durchstechung des Isthmus von Suez gefaßt und 1846 mit seinen Schülern eine Gesellschaft zum Studium dieser Frage gegründet, die Lesseps verwirklichen sollte.

Im System Saint-Simons war für die individuelle Freiheit kein Raum gelassen, in der Familie, in die sich nach seinen Plänen die Gesellschaft wandeln sollte, war jedes Mitglied von einem anderen behütet und beaufsichtigt, die Freiheit war dem Wohlbefinden geopfert. Anders bei Fourier. Charles Fourier, der 1837 im Alter von 65 Jahren starb, gründet seine Lehre auf die Erwägung, daß das menschliche Glück in einer Befriedigung seiner Leidenschaften bestände, daß es also gut wäre, möglichst viele Leidenschaften und zugleich möglichst viele Mittel zu ihrer Befriedigung zu besitzen. Er nimmt Vergnügen und Genuß zum Ausgangspunkte seines Systems und wünscht, daß die notwendige Arbeit so anziehend und reizvoll gemacht werde, wie nur irgend möglich. Nicht nur sollte jeder das tun, was ihn am meisten freut, sondern auch so oft mit seiner Beschäftigung wechseln, wie er wolle. Die Stätten der Arbeit sollen heiter und hübsch ausgestattet werden, jeder müsse liebenswürdige Genossen finden und eine entsprechende Belohnung erhalten. Das Glück werde allgemein sein, sobald jeder die Arbeit gefunden haben werde, die ihm das meiste Vergnügen bereite. Die Möglichkeit, diese Ideen zu verwirklichen, sieht Fourier im Zusammenschluß der Menschen zu Phalanstères. 1500—1800 Menschen, später schränkte er diese Zahl auf 2—300 ein, sollen sich auf einem Flächenraum von etwa 2500 Hektar niederlassen, wo sie nicht nur ihre Wohnstätten mit Kirche, Opernhaus und

Ballsälen, sondern auch den Acker vorfinden, den sie bestellen müssen, um zu leben. Jede dieser Phalangen teilt sich nach dem Alter in 16 Gruppen und 32 Chöre, fünf Mahlzeiten sind vorgeschrieben und lange Pausen der Ruhe zwischen den Stunden der Arbeit. Von Saint-Simon unterscheidet sich Fourier auch darin, daß er keinen Kommunismus bezweckt, sondern den Ertrag verteilt, $^5/_{12}$ gehören der Arbeit, $^4/_{12}$ dem Kapital, $^3/_{12}$ dem Talent. Ehe und Familie sind aufgehoben, die Verbindungen unter den Geschlechtern diktieren Laune und Zufall, die Kinder erzieht die Allgemeinheit. Die einzige Befürchtung Fouriers war die Sorge, die Menschen möchten bei dem guten Leben zu dick werden, im übrigen versprachen sich seine Anhänger ein so vollkommenes und vernunftgemäßes Leben werde bei den Menschen neue und hervorragende Eigenschaften des Geistes und Körpers entwickeln. Der Versuch, diese Ideen in die Praxis zu übersetzen, den Fourier in Condé-sur-Vesgre und Citeaux unternahm, mißlang, aber theoretisch litt der Fourierismus nicht unter diesen Fehlschlägen. Victor Considérant hat als Redakteur der „Phalange" und seit 1845 der „Democratie pacifique" zusammen mit Cantagrel und Alfonse Toussenel die Gedanken seines Meisters weiter vertreten und wenn vieles in diesen Plänen rein utopisch war, so hat der Fourierismus doch das Seine dazu beigetragen, daß Unternehmer und Arbeiter von der Wichtigkeit und den Vorzügen der Assoziation durchdrungen wurden.

Den Zukunftsstaat, den Saint-Simon und Fourier planen, schildert Cabet in seiner „Reise nach Ikarien", der glücklichen Insel, deren Einwohner in vollständiger Gütergemeinschaft leben. Hier ist der Staat allgewaltig, er regelt sämtliche Beziehungen des Lebens bis hinunter zum täglichen Küchenzettel seiner Angehörigen und zum Schnitt ihrer Kleider. Cabet durfte einen Versuch auf seine Theorien machen, 1847 begab er sich mit 280 überzeugten Anhängern nach Texas, um ein Ikarien nach seinem Sinne zu gründen, 1856 wurde ein Teil der Mitglieder abtrünnig, 1878 ging die ganze Gründung auseinander. Auch Pierre Leroux hat das humanitäre Ideal, das er aus dem Schiffbruch der Saint-Simonisten gerettet hatte und in mehreren mystisch gefärbten



Schriften verkündete, nicht in die Wirklichkeit überführen können; die Kolonie von Ackerbauern und Buchdruckern, die er 1845 in Boussac gründete, ging in den Stürmen des Jahres 1848 zugrunde. Die Theorien von Saint-Simon und Fourier, die so viel Bestechendes für den haben, der nichts besitzt und nur geringe Hoffnung hat, jemals etwas zu erwerben, fielen auf einen nur zu günstigen Boden und wurden alsbald von den Rednern der Arbeiterklubs und den Populärschriftstellern in einer Weise für ihr Publikum zurecht gemacht, daß jede ihrer Reden, jede ihrer Schriften eine Fackel schien, bestimmt, das Gebäude der bürgerlichen Gesellschaft in Brand zu stecken. Schon die Namen der Sektionen, in welche die Gesellschaft der Menschenrechte sich teilte: „Tod den Tyrannen", „Krieg den Schlössern", „Marat", „Baboeuf", „Sturmglocke", „Alarmschuß" usw. verkündeten, wes Geisteskind ihre Mitglieder waren; was darin gesagt wurde, entsprach ganz und gar diesen blutrünstigen Namen und war ganz dazu angetan, den Hörern den Kopf zu verwirren. Der Polizeipräfekt Gisquet, der durch seine Spione über das, was in diesen Klubs besprochen wurde, gut unterrichtet war, hörte folgendes: „Weg mit allen Vorrechten, selbst denen der Geburt. Weg das Monopol des Reichtums. Fort mit der Ausbeutung des einen durch den andern. Fort mit dieser infamen Einrichtung, wo zahlreiche Parasiten sich nur die Mühe geben brauchen, geboren zu werden, um in Überfluß und Faulheit von der Arbeit ihrer unglücklichen Brüder zu leben. Keine Parteien mehr, keine Kasten. Es lebe die Einheitsrepublik. Es lebe das allgemeine Stimmrecht. Das Volk bearbeitet den Boden, das Volk macht Handel und Industrie fruchtbar, das Volk erzeugt allen Reichtum, ihm allein gehört also das Recht, die Verhältnisse des Eigentums zu ordnen, eine gerechte Verteilung der Lasten und der Genüsse vorzunehmen, mit einem Wort: den Staat so einzurichten, wie es dem Wohle aller am vorteilhaftesten ist. Die Presse beschäftigt sich nur mit Politik, indessen bedeuten die politischen Revolutionen keinen großen Umsturz, wenn sie nicht sozialer Natur sind, die Macht geht aus einer Hand in die andere über, aber das Volk verharrt in seinem alten Zustand." Im Katechismus der Menschenrechte von Erneste Richard heißt es

in Frage und Antwort. Frage: „In welcher Weise muß man demjenigen helfen, welchem das Notwendige zum Leben fehlt?" Antwort: „Indem man den Reichen zwingt, ihm einen Teil seines Überflusses abzugeben. Der Reiche soll sich aber ja nicht einbilden, daß das ein Almosen sei, er tut damit nichts, als eine geheiligte Schuld zu bezahlen, denn der Reiche ist der Schuldner des Armen." Frage: „Welche Strafe soll man demjenigen zufügen, welcher die Alleinherrschaft ausübt?" Antwort: „Diejenigen, welche die Alleinherrschaft besitzen, sollen von den freien Menschen getötet werden." Einige Jahre später, im April 1840, schreibt Heinrich Heine aus Paris: „Erzähle mir, was du heute gesäet hast und ich will dir voraussagen, was du morgen ernten wirst. An dieses Sprichwort dachte ich dieser Tage, als ich im Faubourg Saint Marceau einige Ateliers besuchte und dort entdeckte, welche Lektüre unter den Ouvriers der unteren Klasse verbreitet wird. Dort fand ich nämlich mehrere neue Ausgaben von den Reden des alten Robespierre, auch von Marats Pamphleten in Lieferungen zu zwei Sous, die Revolutionsgeschichte Cabets, Cormenins giftige Libelle, Baboeufs Lehre von Buonarotti, Schriften, die wie nach Blut rochen; — und Lieder hörte ich singen, die in der Hölle gedichtet zu sein schienen und deren Refrains von der wildesten Aufregung zeugten. Nein, von den dämonischen Tönen, die in jenen Liedern walten, kann man sich in unserer zarten Sphäre gar keinen Begriff machen; man muß dergleichen mit eigenen Ohren gehört haben, z. B. in jenen ungeheuren Werkstätten, wo Metalle verarbeitet werden und die halbnackten trotzigen Gestalten während des Singens mit den großen eisernen Hammern den Takt schlagen auf dem dröhnenden Amboß."

So trugen die Aufstände, die 1834 in Grénoble, Nîmes, Marseilles, Lyon ausbrachen, einen ganz anderen Charakter, als die revolutionären Putsche, die eben noch die Energie der Behörden herausgefordert hatten. Wieder mußte im Februar dieses Jahres das Militär in einem sechstägigen Straßenkampf, der 300 Soldaten und 500 Insurgenten das Leben kostete, die Ruhe in Lyon wiederherstellen, aber man wußte im voraus, daß diese Ruhe trügerisch sein würde. In den Monstreprozessen gegen die Aufständischen erklärten diese



vor Gericht: Es ist uns weniger um Ausdehnung der politischen Rechte, als um eine gleichmäßigere Verteilung von Lasten und Gewinn zu tun, wir wollen die gleiche Summe des Wohlbefindens für alle.

Selbst wenn Regierung und Kammern den guten Willen gehabt hätten, dazu beizutragen, wie hätten sie das in einer Zeit mit Erfolg beginnen sollen, in der eine mit jedem Tage wachsende Industrie die Zahl der Arbeitssklaven ungeheuer anschwellen ließ, in der eine Handelskrise der andern folgte und mit ihrem Gefolge von Absatzstockungen und Arbeitslosigkeit das Elend dauernd vermehrte, in der aber andererseits der arbeitenden Klasse hohe Intelligenzen zuströmten, um von ihrer Not für den eigenen Ehrgeiz Nutzen zu ziehen? So schreibt Graf d'Alton-Shée in den Erinnerungen an seine Zeitgenossen: „Einige der älteren von uns, die sich in der Politik auskannten und Feinde eines Königs waren, der ein Hindernis für die Ausbeutung ihrer Grundsätze bildete, stellten sich den unzufriedenen und gereizten Arbeitern als Führer zu Diensten. Sie hetzten und konspirierten, denn sie sahen in dem Elend nichts, als eine beständige Aufreizung zur Empörung, es führte ihren republikanischen Ideen dauernd Rekruten zu. Manche gingen weiter, indem sie das Elend selbst studierten, sich mit seinen Gründen und den Hilfsmitteln dagegen beschäftigten und Sozialisten wurden." Zu den Intelligenzen, welche Wissen und Geist der arbeitenden Bevölkerung zur Verfügung stellten, gehörte als bedeutendste Louis Blanc, der Chefredakteur der republikanischen „Revue du Progrès". „Ein ausgezeichneter Kopf," urteilt Heine, „der die meisten seiner Parteigenossen geistig überragt, denn sein Blick dringt tief in die Abgründe, wo die sozialen Fragen nisten und lauern. Er ist ein Mann, der eine große Zukunft hat, denn er begreift die Vergangenheit." Er rief den vierten Stand zum Kampf auf gegen das Bürgertum, das er in seinen Schriften heftig bekämpft hat. In der Geschichte der zehn Jahre (1830—40) „schwelgen die Republikaner mit Wonne", schreibt Heine, „denn die Misère, die Kleinheit der regierenden Bourgeoisie ist hier sehr ergötzlich aufgedeckt." In seiner Geschichte der Revolution verherrlichte er Robespierre und die Jakobiner und stellt schon die

große Revolution als einen Kampf zwischen Volk und Bourgeoisie dar. In der Organisation der Arbeit redete er den Arbeitern zu, nach politischem Einfluß zu streben, um ihren Zustand zu verbessern. Die Republik sei weniger ein Zweck, als ein Mittel, um die Güter von den Besitzern, die nicht arbeiten, auf die Arbeiter, die nichts besitzen, übergehen zu lassen. Das Volk und die nützlichen Arbeiter bringen alles hervor, also haben sie auch ein ausschließliches Recht auf alles. Nach dem Vorgange von Cabet stattet er den Staat mit einer Machtvollkommenheit aus, die ihn zum alleinigen Besitzer des Bodens und einzigen Produzenten industrieller Erzeugnisse macht. Er verlangt, die staatliche Konkurrenz solle durch ihre Werkstätten die Privatindustrie vernichten, um dann um so gewisser alle Mittel in der eigenen Hand zu vereinen. Wie die Schüler Saint-Simons, Fourier, Leroux und Cabet ist auch Louis Blanc in die Lage gekommen, die Probe auf seine Theorien zu machen, sogar im allergrößten Maßstabe, die Geschichte der zweiten Republik lehrt, wie sie ausging. Neben Louis Blanc haben Pecquer, Huet, Raspail, Vinçard und andere Schriftsteller sich weniger der gründlichen Erforschung der sozialen Frage, als der Aufstellung neuer einschmeichelnder Idealbilder gewidmet, „mit einem Strich vernichteten sie eine Welt und schufen eine andere“, sagt Levasseur einmal.

Alle Systeme hatten einen gemeinsamen Zug, sie schafften den persönlichen Despotismus ab, um ihn durch einen Staatsdespotismus zu ersetzen, welcher der individuellen Freiheit tödlich sein würde, ließe sich eine Durchführung der Theorien von Saint-Simon, Fourier, Blanc überhaupt als möglich denken. Der erste, der das falsche dieser Theorien aufzeigte, war Proudhon, dem es vorbehalten war, die soziale Frage als Schreckgespenst für den braven Bürger hinzustellen. Gleich seine erste Schrift, die 1841 erschienene Frage: „Was ist das Eigentum?“ erregte ungeheures Aufsehen, denn er beantwortete sie kurz und rund mit: „Diebstahl“. Er verwirft das Eigentum, weil es die Ungleichheit schafft, und wenn er im Gegensatz zu den anderen Theoretikern nichts vom Staate erwartet, so ist es, weil er den Staat selbst verwirft, in dessen Einrichtungen er das größte Hindernis für den Fortschritt

erblickt. Die Anarchie, die Proudhon als das Heilmittel sozialer Übel betrachtet, ist ihm nicht ein wüstes Durcheinander, sondern nur die Abwesenheit der sogenannten staatlichen Ordnungsmittel: Polizei, Militär, Gerichte, die ja nur auf Unterdrückung der Schwachen hinauslaufen; nach ihm wird die vollkommen freie Vereinigung des arbeitenden Volkes die Lösung der sozialen Frage bringen. Auf alle Fälle erschien von nun an der Umsturz des Bestehenden als ein Ideal, als die unerläßliche Vorbedingung für Fortschritt und Freiheit. Die Lehren der sozialistischen Theoretiker wurden in der Kammer, in der Presse, in den Versammlungen geheimer Gesellschaften eifrig diskutiert und in der Hand der Opposition zu einer gefährlichen Waffe gegen die regierende Schicht, die sich in trügerischer Sicherheit wiegte. Es ist interessant zu beobachten, wie früh ein in Paris lebender Deutscher, Heinrich Heine, die Gefahr erkannte, von der die französische Gesellschaft bedroht wurde. Er schreibt 1842 an die „Allgemeine Zeitung", nachdem er vom Wahlkampf gesprochen: „Diese Verwirrungen geben den dunklen Gewalten, die im Verborgenen lauern, das Signal zum Losbruch, und wie immer erwartet die Revolution eine parlamentarische Initiative. Das entsetzliche Rad käme dann wieder in Bewegung, und wir sähen diesmal einen Antagonisten auftreten, welcher der schrecklichste sein dürfte von allen, die bisher mit dem Bestehenden in die Schranken getreten. Dieser Antagonist bewahrt noch sein schreckliches Inkognito und residiert wie ein dürftiger Prätendent in jenem Erdgeschoß der offiziellen Gesellschaft, in jenen Katakomben, wo unter Tod und Verwesung das neue Leben keimt und knospet. Kommunismus ist der Name des furchtbaren Antagonisten, den die Proletarierherrschaft in all ihren Konsequenzen dem heutigen Bourgeoisregime entgegensetzt. Es wird ein furchtbarer Zweikampf sein. Der Kommunismus, obgleich er jetzt wenig besprochen wird und in verborgenen Dachstuben auf seinem elenden Strohlager hinlungert, so ist er doch der düstere Held, dem eine große, wenn auch nur vorübergehende Rolle beschieden in der modernen Tragödie und der nur des Stichworts harrt, um auf die Bühne zu treten. Ein Jahr darauf schreibt er: „Ich spreche von einer kleinen Gemeinde, die der Ecclesia pressa

des ersten Jahrhunderts sehr ähnlich in der Gegenwart verachtet und verfolgt wird und doch eine Propaganda auf den Beinen hat, deren Glaubenseifer und düsterer Zerstörungswille ebenfalls an galiläische Anfänge erinnert. Ich spreche wieder von den Kommunisten, der einzigen Partei in Frankreich, die eine entschlossene Beachtung verdient. Ich würde für die Trümmer des Saint-Simonismus, dessen Bekenner unter seltsamen Aushängeschildern noch immer am Leben sind, sowie auch für die Fourieristen, die noch frisch und rührig wirken, dieselbe Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen, aber diese ehrenwerten Männer bewegt doch nur das Wort, die soziale Frage als Frage, der überlieferte Begriff, und sie werden nicht getrieben von dämonischer Notwendigkeit, sie sind nicht die prädestinierten Knechte, womit der höchste Weltwille seine ungeheuren Beschlüsse durchsetzt. Früh oder spät wird die zerstreute Familie Saint-Simons und der ganze Generalstab der Fourieristen zu dem wachsenden Heere des Kommunismus übergehen, und dem rohen Bedürfnis das gestaltende Wort leihend, gleichsam die Rolle der Kirchenväter übernehmen."

Die Kreise, für welche diese Warnungen zumeist bestimmt gewesen wären, blieben aber für alles taub und blind, was nicht direkt mit dem Gelderwerb zusammenhing. Tocqueville nennt die Industriebarone einmal die hartherzigste Aristokratie, welche jemals auf der Erde erschienen sei, er hätte hinzufügen können, auch die kurzsichtigste, denn sie erkannte keines der Zeichen, die auf den Zusammenbruch ihrer Macht und Herrlichkeit hindeuteten. Trotz des gesetzlichen Verbotes der Streiks wurden dieselben immer häufiger und reihten sich in Mans, Caen, Lyon, Limoges und anderen Orten in ununterbrochener Folge aneinander. 1843—44 waren zahllose Prozesse gegen streikende Weber, Zimmerleute, Erdarbeiter, Hutmacher, Wäscherinnen anhängig, der große Streik der Bergleute, der im März 1844 im Kohlengebiet der Loire in St. Etienne und Rive de Gier ausbrach, konnte nur durch das Einschreiten des Militärs mit Blutvergießen beigelegt werden. 1833 setzten die streikenden Zimmerleute in Paris den Stundenlohn von 40 Centimes durch, 1845 brachten ihn neue Streiks auf 50 Centimes. Am Ende der Restauration und im Anfang der Juli-



monarchie belief sich das Jahreseinkommen eines Industriearbeiters, vorausgesetzt, daß die ganze Familie tätig war, auf 720 Frank im Durchschnitt. 1834 verdiente in der Textilindustrie der Mann 1,50—3 Frank, die Frau etwa 1 Frank, ein Kind 50—75 Centimes täglich. 1839 erhielten Handarbeiter in größeren Städten täglich etwa 2 Frank, in der Auvergne zur gleichen Zeit nur 60 Centimes, ein Bäckergeselle verdiente in Paris täglich 3 Frank, ein Zimmergeselle 5 Frank. Im Departement Nord stand sich 1840 der Industriearbeiter auf täglich 2—5 Frank, eine Frau verdiente 1,20 bis 2 Frank, ein Kind 40 Centimes bis 1 Frank. Eine von der Regierung veranstaltete Enquete, die in den Jahren 1840—45 die Lohnverhältnisse von 63 Departements untersuchte, ergab als das mittlere Tagesverdienst für den Mann im Durchschnitt 2,09 Frank, für die Frau 1,03 Frank und für Kinder 75 Centimes. In Paris war in derselben Zeit der Verdienst viel höher, er belief sich für Männer auf durchschnittlich 3,50 Frank, für Frauen auf 1,50 Frank. Villermé und Blanqui, welche den Norden Frankreichs bereisten, um die Verhältnisse kennen zu lernen, unter denen die Fabrikbevölkerung lebte, entwerfen gräßliche Bilder von den Zuständen, die in Lille im Quartier Saint Sauveur und den Kellern der Rue des Etaques, in Rouen im Quartier Martainville herrschten. Ein schwerer Übelstand war die Kinderarbeit. In den Baumwollspinnereien wurde Fünf- bis Sechsjährigen eine tägliche Arbeitsleistung von 14—15 Stunden zugemutet, und die Regierung glaubte schon viel getan zu haben, als sie 1841 Fabrikinspektoren anstellte, die darauf zu achten hatten, daß Kinder unter 8 Jahren überhaupt nicht beschäftigt werden dürften, solche von 8—12 Jahren nur 8, solche von 12—16 Jahren nur 12 Stunden am Tage. In diesem Jahre arbeiteten in Frankreich 70000 Kinder in 500 verschiedenen Etablissements. Einige Versuche zur Besserung der Lage der arbeitenden Klasse geschahen. Man gewährte ihnen die Mittel, sich zu bilden, in Aix, Alais, Boulogne, Dieppe, Lyon, Nîmes, Paris, Reims, Saint-Etienne wurden Fachschulen für Handwerker eingerichtet, das Polytechnikum in Paris begann 1833 mit Abendkursen für Arbeiter, die 1837 schon 1500 Hörer zählten und 1847 zu 27 Kursen angewachsen waren. Die Akademie in Lyon



erließ Preisausschreiben über die Frage, was zur moralischen Hebung der Arbeiterklasse geschehen könne, aber sie lehnte Monfalcons „Code moral des ouvriers“ ab, weil er Unmögliches fordere, er hatte nämlich Bibliotheken und Lesezimmer für Arbeiter verlangt. Die Fabrikanten in Paris beschlossen 1846 einen Fonds zu bilden, aus dem Arbeitern für besondere Taten des Mutes oder moralischer Größe Belohnungen ausgezahlt werden sollten. Die Arbeiter dankten ihnen herzlichst und erklärten, sie würden nun ihrerseits zusammenlegen, um Belohnungen für die Fabrikbesitzer auszusetzen, denn erst die guten Herren machten die guten Diener. 1845 wurde eine große Petition in Umlauf gesetzt, welche verlangte, daß die Regierung eine Enquete über das Los der Arbeiter veranstalte, sie wurde mit 130000 Unterschriften bedeckt von Ledru-Rollin der Deputiertenkammer überreicht, sie mußte aber von vornherein zwecklos erscheinen, denn sie forderte nichts Geringeres, als daß die Regierung die Konkurrenz verbieten solle. Große Unternehmer versuchten aus eigener Initiative den Arbeitern ihrer Fabriken ein menschenwürdiges Dasein zu schaffen, so bauten Camu und Croutelle in Pont-Gisors bei Reims, Migeon und Vieillard in Morvillars kleine Häuser für sie, die von Gärten umgeben waren und ihnen für einen bescheidenen Zins vermietet wurden.

Ganz allmählich, schrittweise und zögernd begann die Arbeiterschaft an Selbsthilfe zu denken. So stellte Buchez 1831—32 den Nutzen vor Augen, den die Arbeiter davon haben würden, wenn sie sich zu Produktivgenossenschaften zusammentun würden. Er selbst war Goldschmied und gründete 1834 mit drei seiner Kollegen eine Gesellschaft, die mit einem Kapital von 200 Frank zu arbeiten begann, aber prosperierte und unter der Firma Leroy, Thibault und Kompagnie bis zum Jahre 1870 existiert hat. Der Malermeister Leclaire, der sich 1827 in Paris etabliert hatte, kam auf den fruchtbaren und praktischen Gedanken, sein Geschäft dadurch zu heben, daß er seine Arbeiter an dem Geschäftsgewinn beteiligte. Die Polizei, die darin eine unerlaubte Koalition erblickte, bereitete ihm alle die Schwierigkeiten, in denen bureaukratische Schikane so außerordentlich erfinderisch zu sein pflegt, er begann aber aller Hindernisse ungeachtet 1842 mit der Ausführung seines

Planes, der so vortrefflich glückte, daß seine dankbaren Arbeiter ihm lange Jahre später von Jules Dalou in Batignolles ein würdiges Denkmal setzen ließen. Die Industrie, die durch ihre Verwendung von Maschinen die Bedingungen der Arbeit so vollständig änderte, ließ in diesen Jahren die alte Arbeitergemeinschaft des Compagnonnage so gut wie eingehen. Die sklavische Unterordnung, welche die älteren Gesellen von den jüngeren erwarteten, die lächerlichen, zum Teil unwürdigen Riten paßten nicht mehr in die Zeit, die Wanderschaft war nicht mehr nötig, seit die Maschine die Herstellung aller Artikel gleich machte. So ging der Verband zurück, der keine Lebensfähigkeit mehr besaß. Dazu kamen Streitigkeiten innerhalb der Gesellschaft, von der sich 1830 die Unabhängigen getrennt hatten, um 1833 in Toulouse, 1834 in Marseille eigene Bureaus zu eröffnen, und selbst die Reform, die Agricole Perdiguier 1839 versuchte, um die Einigung wiederherzustellen, konnte dem Compagnonnage, das die Zeit verurteilte, kein neues Leben zuführen.



Gavarni. Pariser Malermeister.

Während sich von der Oberschicht unbeachtet oder mißachtet in der unteren Klasse die gefährlichsten Anschauungen verbreiteten, widmete sich die herrschende Klasse des Bürgertums lediglich

dem Gelderwerb. Wenn auch das berühmt gewordene Wort Guizots: „Enrichissez-vous" vielleicht nie ausgesprochen worden ist, so steht es doch als Motto über der ganzen Zeit Louis Philippes. „Die mittleren Klassen", sagt Tocqueville, „haben Frankreich während 18 Jahren mehr ausgebeutet, als regiert; die Regierung hatte schließlich die Formen einer Handelsgesellschaft angenommen, wo alle Operationen nur mit Rücksicht auf die pekuniären Vorteile der Unternehmer vorgenommen werden." Der Bankier Laffitte hatte diese Ansicht über den Reichtum bereits 1824 klassisch formuliert, als er schrieb: „Ich habe das materielle Wohlergehen immer für das wenigst Problematische gehalten, es liegt uns am nächsten und kann von den Regierungen am wenigsten gestört werden, und ich habe immer geglaubt, daß wir uns auf dieses werfen sollten, wenn alles andere uns nicht erreichbar sei. Man kann einem Lande nicht die Freiheit gewähren, so gebe man ihm den Reichtum und es wird bald aufgeklärter und besser werden." Es begann zunächst eine große Spekulationswut, und wenn sich der Londoner Rothschild auch einmal sehr mißbilligend zu Castellane über den Pariser Markt aussprach, an dem man nur mit der Rente spekulieren könne, während man an der Londoner Börse mit allem spekuliere, so hat das nicht gehindert, daß auch in dem beschränkteren Gebiet gewaltige Vermögen verloren und gewonnen werden konnten. Denn wenn der Polizeipräfekt Gisquet, von Haus aus auch ein Bankier, recht hat, sind damals Straßenunruhen in Paris angezettelt worden, mit keinem andern Zweck, als um ein Fallen der Rente an der Börse zu bewirken. So ist das ganze Jahrhundert hindurch der Stand der französischen Rente das Pulsometer der öffentlichen Meinung gewesen, ihr Fallen und Steigen zeigte immer an, mit welchem Grade der Zuversicht die maßgebenden Kreise der Börse den Zustand der öffentlichen Angelegenheiten betrachteten. „Paris hat wie Sparta seinen Tempel der Furcht," schreibt Heine, „und das ist die Börse, in deren Hallen man immer um so ängstlicher zittert, je stürmischer der Mut ist, der draußen tobt." Der Bankier Laffitte, jahrelang der König des Pariser Marktes, der 1819 durch seine Vorschüsse allein den Zusammenbruch desselben aufgehalten hatte, Laffitte, der Königs-

macher, war der erste, dessen gewaltiges Vermögen durch den Rückschlag der Julitage und die Krise, die sie heraufbeschworen, getroffen wurde. Während er Ministerpräsident war, mußte sein Bankhaus liquidieren und Jacques Lafaillite, wie die Pariser ihn höhnisch nannten, sich zurückziehen; ohne die großmütige Hilfe Louis Philippes wäre der einst so reiche Mann völlig ruiniert gewesen. Ebenso wie ihm ging es vielen anderen, man hörte von einem Vermögen, das an der Börse gewonnen wurde, aber von zehn anderen, die verloren gingen. Pozzo di Borgo, der langjährige russische Botschafter in Paris, spekulierte mit solchem Glück in französischer Rente, daß er bei seinem Tode acht Millionen hinterließ, dagegen mußte Graf Montholon nach Belgien flüchten, weil seine Spekulationen fehlgeschlagen waren. Die Damen der herrschenden Klasse verstanden es nach Vérons Erzählungen vortrefflich, auch großen und verwickelten Transaktionen zu folgen und zogen die Aufregungen des Börsenspiels allen anderen vor. Nicht alle mit Glück, denn z. B. Mlle. Mars, die berühmte Schauspielerin, starb in Armut, weil sie an der Börse alles eingebüßt hatte. Als 1833 der Kassierer einer großen Pariser Firma mit 650000 Frank durchbrannte, war das noch ein sensationelles Ereignis, der Konkurs des Notars Lehon, der 1841 mit einem Defizit von fünf Millionen fallierte, fand nur noch ein schwaches Echo, man hatte sich mittlerweile an große Umschläge des Glücks gewöhnt.

Unterstützt wurde das Börsenspiel durch den großen Aufschwung der Industrie, die Bildung von Aktiengesellschaften aller Art und den Beginn des Baues von Eisenbahnen, der ein wahres Fieber von Spekulationswut entfesselte. Die Ausfuhr aus Frankreich betrug 1831 eine Milliarde 131 Millionen, sie hatte sich in 15 Jahren mehr als verdoppelt; denn sie betrug 1846 zwei Milliarden 437 Millionen; allein der Export von Pariser Luxusartikeln stieg von 17 Millionen am Ende der zwanziger Jahre auf 168 Millionen im Jahre 1847. Der Import stieg von 1827 bis 1847 von 414 auf 955 Millionen. Das war die Frucht neuer Verfahren, die billiger und schneller lieferten, als die alten Betriebe es vermocht hatten, die Wirkung der Maschine tritt hervor. Die Pariser Industrie-

ausstellung von 1834 hatte ihren Sieg gezeigt, nun wird ihre Verwendung allgemein. 1830 besaß Frankreich 616 Dampfmaschinen mit insgesamt 10000 Pferdekräften, 1847 dagegen 4853 mit zusammen 61630 Pferdekräften. Dadurch stieg der Verbrauch von Kohlen; die französischen Bergwerke hatten im Jahre 1828 1774000 Tonnen produziert, 1847 wurden 5153000 Tonnen gefördert, ein Resultat, das auch den ganz Unbeteiligten vor Augen trat. 1841 besuchte die Herzogin von Dino Lyon, das sie seit 15 Jahren nicht gesehen hatte, und bemerkte, daß die vielen Dampfmaschinen und der Steinkohlenruß alle Gebäude geschwärzt hätten. Zahlreiche Erfindungen kommen der Industrie zugute, wie die Chevreuls auf chemischem Gebiete, wie das Verfahren des Grafen Ruolz, Vergoldung und Versilberung auf elektrischem Wege, das in den Händen von Christophle so überraschend glänzende Resultate ergab, wie Vicats Erfindung des Zements. Der mechanische Webstuhl wurde zu Beginn der Regierung Louis Philippes eingeführt und zählte 1834 5000 Metiers, 1846 schon 31000 Metiers. Dadurch verbilligten sich alle Preise. Das Tuch von Villeneuve, von dem die Elle im Jahre 1816 noch 10 Frank gekostet hatte, kostete 1834 nur noch 5—6 Frank, die Elle Merino fiel von 40 auf 9 Frank. Der Seidenindustrie Lyons standen 1830 27000 Webstühle zu Gebote, diese vermehrten sich bis 1847 auf etwa 50000 bis 60000. Nièpce und Daguerre erfanden das Lichtbild, das eine Erfindung von Fizeau zu fixieren erlaubte. Am 20. August 1839 führte Arago in der Akademie der Wissenschaften diese Versuche vor und errang von den begeisterten Mitgliedern die Votierung einer Nationalbelohnung für die glücklichen Erfinder. 1845 gab es in Paris 13 Daguerreotypisten von Profession, aber erst 1848 wurde das Verfahren so weit vervollkommnet, daß man Kopien auf Papier anfertigen konnte. Der Handel arbeitete mit allen Mitteln der Reklame, schon in den zwanziger Jahren wanderten in den Pariser Straßen Sandwichmänner umher, wie sie bis dahin nur London gekannt hatte, die Mauern bedeckten sich mit Plakaten, und unter den Wagen, welche die Straße füllten, sah man Reklamekutschen von Hut- und Stiefelfabrikanten. Zur Zeit, als unter Louis Philippe Madame de Girardin das Pariser Leben schilderte,



Garde- und Bergtruppen der zweiten Republik. 1849.

machte der Wagen des Zahnarztes Fattet, der ein riesiges menschliches Gebiß vorstellte, ganz besonderes Aufsehen. Die drei großen Industrieausstellungen, die unter dem Bürgerkönigtum 1834, 1839 und 1844 stattfanden, hatten schon auf der place de la Concorde eigene Häuser für ihre Zwecke aufgeschlagen.

In bezug auf die Zollfragen blieben Kammern und Regierung denselben schutzzöllnerischen Grundsätzen ergeben, wie zur Zeit der Restauration. Erst 1845 begann in Frankreich die Bewegung für den Freihandel, den Cobden in England gelehrt hatte. Frédéric Bastiat machte sich zum literarischen Vorkämpfer desselben und wußte ihm so viele Anhänger zu erwerben, daß sich in Paris, Marseille, Lyon, Havre, Reims Gesellschaften bildeten, um diese Ideen zu verbreiten. In verhängnisvoller Weise machte sich die schutzzöllnerische Haltung der Kammer in bezug auf die Preise der Nahrungsmittel geltend. Unter der Restauration hatte die höchste Ernte des Getreides, die im Jahre 1829 64 Millionen Hektoliter ergeben, 1840 war sie auf 80 Millionen gestiegen. Als die Mißernte des Jahres 1846 einen Ausfall von etwa 20 Millionen Hektoliter ergab, stieg der Preis von 22 auf 37, selbst 48 Frank pro Hektoliter. Diese Verteuerung des Brotes empörte notwendigerweise die aufgebrachten Massen, denen die Schutzzölle das Leben unnütz erschwerten; in Rennes, Havre, Rouen, Blois brachen 1847 Aufstände aus, der heftigste in Buzançais. Sie präludieren die Revolution des nächsten Jahres.

In der innigsten Wechselbeziehung mit dem Aufschwung und der Entwicklung des Handels und der Industrie steht die Ausdehnung der Verkehrsmittel, die in diesen zwei Jahrzehnten einen Ansatz zu dem ungeheuren Umschwung nimmt, der seit jener Zeit der ganzen Welt ein so verändertes Aussehen mitgeteilt hat. Der Straßen- und Wegebau ist während der Regierung Louis Philippes eifrig gefördert worden, von 1830—1847 gab die Regierung 648 Millionen für die Staatsstraßen aus und verbesserte dieselben dadurch so, daß, wenn 1830 von den 34275 km nur 18000 sich in gutem Zustande befanden, 1847 von den 35952 km 34800 als gut unterhalten bezeichnet werden konnten. Die Departements und Gemeinden verwandten in der gleichen Zeit 400 Millionen

auf den Wegebau und brachten die Länge ihrer Straßen von 31644 km im Jahre 1830 auf 43869 km im Jahre 1847. Die verbesserten Straßen gestatteten bedeutend größere Fahrgeschwindigkeiten. 1814 hatte man, um von Paris nach Straßburg zu gelangen, 100 Stunden gebraucht, 1840 nur noch 49 Stunden, von Paris nach Bordeaux fuhr man 1814 120 Stunden, 1840 nur 60, von Paris nach Lyon 1814 100 Stunden, 1840 nur noch halb so viel. Die Fahrpost konnte 1848 in der Stunde 9 km zurücklegen, während sie sich 1830 noch mit 6 km in der Stunde hatte begnügen müssen. In der Beförderung durch die Dampfkraft war das Dampfschiff der Eisenbahn voraus, 1840 besaß Frankreich eine Flotte von Dampfern, die 21 Millionen wert war. 1837 war ein regelmäßiger Dampferverkehr zwischen Marseille und den Häfen der Levante eingerichtet worden, der sich aber durchaus nicht rentieren wollte und von 1837—1849 ein Defizit von 37 Millionen erzielte. Eine transatlantische Dampferlinie sandte einmal monatlich einen Dampfer von Rouen aus nach Amerika, er brauchte je nach dem Wetter 15—18 Tage zur Überfahrt.

Die erste mit Lokomotiven befahrene Schienenstrecke Frankreichs war die von Roanne nach St. Etienne, die seit 1832 auch Reisende beförderte. Vorher war sie nur mit Pferden betrieben worden und hatte nur zur Fortschaffung von Lasten gedient. Im folgenden Jahre bewilligte die Kammer einen Kredit von 500000 Frank für das Vorstudium aller der Fragen, die mit dem Bau der Eisenbahnen zusammenhingen. Die Entwicklung ging aber trotz dieses vielversprechenden Anfangs sehr langsam vor sich, Frankreich blieb in der Ausgestaltung seines Bahnnetzes nicht nur hinter Deutschland und England, sondern auch hinter Belgien zurück. 1835 legte die Regierung ein Projekt vor, das Paris mit Rouen über Gisors verbunden hätte, aber die Kammer brachte dasselbe zu Fall und bewilligte nur die kurze Strecke Paris—Saint-Germain, für die der Bankier Emile Pereire die Konzession erhielt. Diese 20 km lange Eisenbahn wurde am 26. August 1837 eröffnet. Frau von Girardin schildert sehr amüsant den bureaukratischen Betrieb, der die Reise so verzögerte, daß die Pariser für die Fahrt nach Saint-Germain hin und zurück mehr als vier Stunden brauchten.

Sie wären schneller mit einem Wagen gefahren, aber der Reiz der Neuheit war doch stark genug, um über diese nicht ganz glücklichen Anfänge hinwegzuhelfen. Diese kurze Strecke war auf 3 Millionen veranschlagt gewesen, hatte aber 13 Millionen gekostet, so daß die Kammer sich wieder ablehnend verhielt, als der Minister Graf Molé 1837 ein neues Projekt vorlegte, um Paris mit Belgien, mit Orléans, und über Lyon mit Marseille zu verbinden. „Nach der Buchdruckerkunst ist die Eisenbahn sicherlich das mächtigste Werkzeug der Zivilisation, welches der menschliche Geist erfunden hat," sagte der Minister in der Begründung seines Entwurfes, „und es ist schwer, alle die Folgen vorauszusehen, welche sie noch für das Leben der Nationen haben werden." Zu den Gegnern der Vorlage gehörten Thiers, welcher glaubte, die Eisenbahnen würden nie etwas anderes sein, als ein Spielzeug der Pariser, und der große Naturforscher Arago, welcher fürchtete, der 800 m lange Tunnel bei St. Cloud werde den Reisenden Brustkrankheiten zuziehen. Auch der Handelsminister Hippolyte Passy und der Generaldirektor des Straßenbaues, Legrand, waren dem Projekt Molé wenig gewogen; zu denen, welche dafür sprachen, gehörten die Abgeordneten Perdonnet, Minard, Lamé, Clapeyron. Lamartine befürwortete die Pläne des Ministers mit schöner Einsicht. „Es handelt sich", sagte er in der Sitzung der Kammer am 10. Mai 1838, „um eine der größten Angelegenheiten, welche ein Land jemals durchzuführen hatte, es handelt sich darum, durch die Eisenbahnen ein



Pont de Tilsit in Lyon 1845.
Nach der Lithographie von Dauzats.

Wegenetz zu schaffen, dessen Wichtigkeit auf politischem, kommerziellem, militärischem und industriellem Gebiete heute noch niemand abzusehen vermag. Es handelt sich um die Eroberung der Welt, des Raumes, der Entfernung, der Zeit, all die Hindernisse, die hierdurch besiegt werden, vervielfältigen die menschlichen Kräfte in geradezu unendlicher Weise." Als die Kammern schwankten, ob sie die Ausführung der wichtigsten Linie der Regierung oder der privaten Initiative überlassen sollten, rief Lamartine aus: „Das kann ich Ihnen mit Sicherheit prophezeien, ehe zehn Jahre herum sein werden, werden die Gesellschaften Herren der Regierung und der Kammern sein." Die Kammer entschloß sich nicht dazu, den Staat mit der Ausführung der geplanten Eisenbahnen zu betrauen, sie zog es vor, den Bau derselben Aktiengesellschaften zu überlassen, vielleicht, weil zu viele ihrer Mitglieder dadurch mehr zu gewinnen hatten. So wurde die große Angelegenheit kleinlich verzettelt, und es war auch keine Rede mehr von der Schaffung eines einheitlichen Netzes. Michel Chevalier, der einstige Schüler Saint-Simons, der in Amerika gewesen war und dort die Vorzüge des neuen Verkehrsmittels kennen gelernt hatte, entwarf in seinen „Intérêts materiels de la France" einen großzügigen Plan zur Schaffung eines Systems von Straßen, Kanälen und Eisenbahnen. Die Verwirklichung desselben schien ihm nicht nur materielle Vorzüge zu verbürgen, ähnlich wie Friedrich List sah er in denselben den moralischen Fortschritt begründet. „Die außerordentlichen Ausgaben für die schöpferische Arbeit entspringen der gleichen menschenfreundlichen und liberalen Gesinnung, welche den Engländern die Emanzipation der Negersklaven eingab," schreibt er. „Dadurch, daß man die Industrie durch große Wege begünstigt, gibt man ihr eine feste Haltung und regelmäßigen Verlauf, man befreit die Bevölkerung vom Elend, welches doch nur eine andere Art der Sklaverei ist, und man beseitigt all die Laster, welche das Elend hervorbringt. Die bürgerlichen Klassen werden aufatmen, wenn die Handelskrisen aufhören, und all die Sorgen und Gefahren verschwinden, denen sie durch den jetzigen Zustand der Arbeiter ausgesetzt ist." Alle diese verständigen und schönen Pläne blieben auf dem Papier, das

französische Bahnnetz ist nur in kleinen Etappen und nach keinem einheitlichen System ausgebaut worden. 1839 wurde Paris durch die Bahn des rechten Ufers, 1840 durch die des linken Ufers mit Versailles verbunden, bei der Eröffnung am 2. August 1839 wurde der Lokomotivführer von der aufgeregten Menge fast gesteinigt. Die Privatgesellschaften, denen der Bau verschiedener Linien konzessioniert worden war, hatten 1841 von den 806 km, die sie bauen sollten, erst 569 in Betrieb. Das reisende Publikum gewöhnte sich nur sehr allmählich an das neue Verkehrsmittel; die Herzogin von Dino fand diese Art des Reisens „kümmerlich", Rossini hat in seinem ganzen Leben niemals die Eisenbahn benutzt und ist doch erst 1868 gestorben. Den furchtsamen oder vorsichtigen Seelen schien ja auch die entsetzliche Katastrophe recht zu geben, die am 8. Mai 1842 auf der Strecke Paris—Versailles stattfand. Durch eine Entgleisung geriet der Zug in Brand und 160 Reisende mußten in den von außen fest verschlossenen Wagen lebendig verbrennen. Unter den Opfern befand sich auch der Admiral Dumont d'Urville, der auf mehreren Weltreisen allen Gefahren des Meeres Trotz geboten hatte, um nun vor den Toren von Paris ein schreckliches Ende zu finden. Das Schneckentempo, in dem die Privatindustrie den Bau der Linien förderte, rührte auch von der Vorsicht her, mit der sich zu Anfang das private Kapital an der Finanzierung beteiligte. Die Linie Paris—Orléans, sagt Graf d'Alton-Shée, hätte nie Subskribenten gefunden ohne die staatliche Garantie, die Linie nach Rouen wurde zur Hälfte mit englischem Kapital gebaut. Bei der Bahn von Rouen nach Havre gehörte Graf d'Alton-Shée in den Aufsichtsrat und berichtet, welche Kämpfe sie mit dem Wegebauamt durchzufechten hatten, um überhaupt ans Ziel zu kommen. Erst das energische Eingreifen des Ministers Guizot, der 1841, 1842 und 1845 durch verschiedene Gesetze den Gesellschaften beisprang, ihnen das Expropriationsrecht verlieh, eine Bahnpolizei einführte usw., half den Ausbau beschleunigen. 1842 kam das Gesetz über den Bau sechs großer Linien von Paris nach Belgien, Deutschland, Spanien, das Mittelmeer und den Kanal zustande. 1843 waren die Linien von Paris nach Orléans und nach Rouen in Betrieb gesetzt. Bei

dieser Gelegenheit schrieb Heine an die „Allgemeine Zeitung“: „Die Eröffnung der beiden neuen Eisenbahnen verursacht hier eine Erschütterung, die jeder mitempfindet. Die ganze Bevölkerung von Paris bildet in diesem Augenblick gleichsam eine Kette, wo einer dem andern den elektrischen Schlag mitteilt. Während aber die große Menge verdutzt und betäubt die äußere Erscheinung der großen Bewegungsmächte anstarrt, erfaßt den Denker ein unheimliches Grauen, wie wir es immer empfinden, wenn das Ungeheuerste, das Unerhörteste geschieht, dessen Folgen unabsehbar und unberechenbar sind. Wir merken bloß, daß unsere ganze Existenz in neue Geleise fortgerissen, fortgeschleudert wird, daß neue Verhältnisse, Freuden und Drangsale uns erwarten, und das Unbekannte übt seinen schauerlichen Reiz, verlockend und zugleich beängstigend. So muß unseren Vätern zumute gewesen sein, als Amerika entdeckt wurde, als die Erfindung des Pulvers sich durch ihre ersten Schüsse ankündigte, als die Buchdruckerei die ersten Aushängebogen in die Welt schickte. Die Eisenbahnen sind wieder solch ein providentielles Ereignis, das der Menschheit einen neuen Umschwung gibt, das die Farbe und Gestalt des Lebens verändert; es beginnt ein neuer Abschnitt in der Weltgeschichte und unsere Generation darf sich rühmen, daß sie dabei gewesen.“ 1845 konzessionierte die Kammer die Linien Paris—Lyon, Paris—Straßburg, Paris—Dieppe, Tours—Nantes und entfesselte damit ein Spekulationsfieber, das Zeitgenossen mit dem Lawschen Aktienschwindel der Rue Quincampoix vergleichen. Am 31. Dezember 1847 waren 1931 km Eisenbahnen dem Verkehr übergeben und 4010 km im Bau; ein Kapital von 1½ Milliarden Frank war in diesen Unternehmungen engagiert. England besaß zur gleichen Zeit 5192 km, Deutschland 5900 km im Betrieb befindlicher Bahnen.

Trotzdem die Besserung der Verkehrsmittel zunahm, ist die Lust am Reisen nur langsam gewachsen. Der älteren Generation war dieses Vergnügen überhaupt ganz fremd. „Man reiste nie,“ schreibt Gräfin d'Agoult, „eine Hochzeitsreise nach englischem Muster hätte für außerordentlich unschicklich gegolten.“ Dr. Véron war ein so eingefleischter Pariser, erzählt Cassagnac, daß er in



Adam. Die Postkutsche.

seinem ganzen Leben nicht weiter als bis Enghien oder Palaiseau gekommen ist; als er sich wirklich einmal entschlossen hatte, Cauterets zu besuchen, drehte er schon in Bordeaux wieder um. Von der Prinzessin Marie von Orléans, die sehr reiselustig war, sagt Gräfin Boigne mißbilligend, sie hatte die „Krankheit" des Reisens. Die Unbequemlichkeiten waren in der Tat so groß wie die Kosten. Mit der Diligence war man drei Tage von Paris nach Bordeaux unterwegs und zahlte für den billigsten Platz 70 Frank. Alfred de Musset schreibt 1833 an George Sand, daß man nicht unter 600 Frank von Paris nach Genf reisen könne, zwei Personen würden für diese Fahrt nicht weniger als 1000 Frank ausgeben müssen. Haußmann brauchte 1832 von Lyon nach Paris zwei Tage und drei Nächte, im selben Jahre von Poitiers nach Limoges zwei Tage, weil es gar keine direkte Verbindung zwischen diesen Orten gab. Auf Wegen, die von der großen Heerstraße ablagen, riskierte man Kopf und Kragen. Der berühmte Violinvirtuos Lafont wurde 1839 auf der Fahrt von Tarbes nach Barèges durch den Sturz des Postwagens zerschmettert, und wie glücklich pries sich die Herzogin von Dino, als sie 1841 Nizza nach den größten Fährlichkeiten gesund und wohlbehalten erreicht hatte. Es lauerten aber noch andere Gefahren auf der Landstraße. So entdeckte man in den dreißiger Jahren, daß der Besitzer eines einsam gelegenen Wirtshauses bei Aubenas im Departement Ardèche gewöhnt war, die Reisenden, die bei ihm übernachteten, zu erschlagen, um sie

zu berauben. Unter solchen Umständen war es in der Tat eine große Ausnahme, daß der Marquis de Larochelambert seine jungen Töchter im Anfang der vierziger Jahre Reisen durch Frankreich machen ließ, um etwas für ihre Bildung zu tun.

Gleichzeitig mit der Entwicklung des Verkehrs zu größerer Schnelligkeit, erfolgt auch die Beschleunigung der Mitteilung. Man hatte sich bis dahin der optischen Telegraphen bedient, um wichtige Neuigkeiten auf die schnellste Weise befördern zu können, noch im Grafen von Monte Christo läßt Dumas seinen Helden einen Hauptschlag ausführen, indem er die Depesche fälschen läßt, welche auf diesem umständlichen Wege übermittelt wird. 1830 war Paris mit den Hauptorten Frankreichs durch solche Linien verbunden, aber der Verkehr war zeitraubend, eine Mitteilung nach Bordeaux brauchte z. B. zwei bis drei Stunden. Eine Depesche, die am 26. Juni 1836 von Paris abging, erreichte den Herzog von Orléans erst am 28. Juni in Mailand. Nebliges Wetter hielt die Depeschen auf oder ließ sie verstümmelt ankommen, so gelangte z. B. die Nachricht über den Putsch, den Prinz Louis Napoleon in Straßburg versuchte, am 31. Oktober 1836 nur zur Hälfte nach Paris, plötzlich einfallender Nebel hatte die weitere Abgabe der Zeichen verhindert. So erfuhr man nur das Gelingen der Verschwörung, der Ministerrat blieb in großer Aufregung die ganze Nacht in den Tuilerien um den König versammelt, und erst ein Kurier überbrachte am folgenden Tage auch die zweite Hälfte der Nachricht, daß der Prinz eben im Augenblick des Gelingens mit seinen Helfershelfern verhaftet worden sei. Der erste Versuch mit dem elektrischen Telegraphen wurde in Frankreich 1845 auf der Bahnstrecke Paris—Rouen unternommen. Der Bericht, den Arago der Kammer über diese Versuche erstattete, fiel so günstig aus, daß 1846 die erste Linie von Foy und Breguet ausgeführt wurde. Die Benutzung war ausschließlich dem Staate vorbehalten, erst 1850 wurden auch Privatpersonen zugelassen.

Die Einnahmen der Post stiegen in den 18 Jahren des Julikönigtumes auf 53287196 Frank, sie hatten sich gegen 1830 um 20 Millionen vermehrt. Die Post beförderte 1847 126304000 Briefe und 90275466 Drucksachen. Das Porto stufte sich nach drei

Zonen von 20 Centimes bis 1,20 Frank ab. Der Vorschlag, den Emile de Girardin 1832 dem Postdirektor machte, doch ein Einheitsporto einzuführen, wurde mit verwundertem Kopfschütteln über diese krause Idee abgelehnt. Der berühmte Journalist war damals noch sehr jung, sonst würde er gewußt haben, wie aussichtslos es ist, eine Verwaltungsbehörde mit neuen und praktischen Ideen zu belästigen.

So wenig wie die Restauration hat die Julimonarchie die straffe Zentralisation der von Napoleon eingerichteten Verwaltung angetastet. Der Minister Guizot hat aber sogleich nach dem Antritt seines Ministeriums danach getrachtet, die Spitzen der Verwaltungsbehörden mit Männern zu besetzen, die der neuen Regierung ergeben waren. Mit einem Federstrich entsetzte er 84 Staatsräte, 76 von 86 Präfekten, 196 von 277 Unterpräfekten und 53 von 86 Generalsekretären. Im Laufe der Jahre schuf das Bürgerkönigtum 35000 neue Beamtenposten und förderte dadurch die Stellenjägerei, die ihm willkommen war, weil sie weite Kreise in der Abhängigkeit von der Regierung hielt und bei Neuwahlen der ministeriellen Bestechung zugänglich war. Gemeinden und Städte hatten immer mit dem guten Willen der Regierung zu rechnen, von Einführung der Selbstverwaltung war keine Rede. Man nannte das mit Thiers, die Einheit des sozialen Körpers erhalten, und fürchtete durch die Befreiung der großen Gemeinden, diese Einheit zu zerstören.

Auf keinem Gebiete der inneren Verwaltung hat die Regierung unter Louis Philippe mehr geleistet, als auf dem des öffentlichen Unterrichts. Das beweisen schon die Zahlen des Budgets. 1830 sah es für diese Zwecke 3731859 Frank vor, 1831 bereits 4179166 Frank. Diese Summe ist aber bis 1847 auf 18275280 Frank gestiegen. Für den Elementarunterricht hatte die Restauration in 16 Jahren nur 742000 Frank ausgegeben, in den 18 Jahren der Regierung Louis Philippes verausgabte der Staat für den gleichen Zweck 37640000 Frank, die Departements 60 und die Gemeinden 120 Millionen. 1829 hatte die Hälfte der zum Militärdienst Eingezogenen weder lesen noch schreiben können, 1847 war dieser Prozentsatz immerhin auf 36 vom Hundert zurück-

gegangen. 1848 konnten in Paris von 100 Arbeitern 87 lesen und schreiben, von 100 Arbeiterinnen waren 83 in derselben Lage. 1832 bildete sich unter dem Vorsitz des ehemaligen Seinepräfekten Delaborde eine Gesellschaft für den freien und umsonst zu erteilenden Unterricht an das Volk. Sie umfaßte bald 2000 Mitglieder und eröffnete 54 öffentliche Kurse, in denen der Unterricht umsonst erteilt wurde, im April 1834 wurden diese Kurse aber geschlossen, weil die Regierung in ihnen einen Eingriff in das Privilegium der Université erblickte. Von 1832—1835 war Guizot Minister des öffentlichen Unterrichts, und seiner Initiative verdankt Frankreich die Hebung und Verbreitung des Elementarunterrichts. Er sandte Saint-Marc Girardin und Victor Cousin nach Holland und Deutschland, besonders nach Preußen, um das dortige Unterrichtswesen zu studieren und veranstaltete eine Enquete, um den Zustand desselben in Frankreich festzustellen. Dieser stand allerdings auf niederem Niveau, wenn man die Ergebnisse betrachtet, die P. Lorain darüber veröffentlichte. An vielen Orten konnten die Lehrer selbst weder lesen noch schreiben, und begnügten sich damit, die Kinder nur zu beaufsichtigen. Vielfach waren die Lehrer Personen, die sonst zu nichts zu gebrauchen waren, wie Kranke und Krüppel, oder sie gaben den Unterricht im Nebenamt, während sie in ihrem eigentlichen Beruf Gastwirte, Schuster, Ackerknechte oder sonst etwas waren. Aus Mangel an geeigneten Räumlichkeiten wurde der Unterricht in Kellern, Scheunen, Ställen erteilt oder der Lehrer mußte die Kinder in dem einzigen Raum um sich vereinen, der ihm zum wohnen, schlafen, kochen usw. zur Verfügung stand und in dem er auf dem Lande oft genug noch Vieh und Geflügel hielt. Groß war die Abneigung der Eltern, ihre Kinder in die Schule zu schicken, sie wollten sie nicht unterrichten lassen, auch wenn es nichts kostete. Es werden Fälle berichtet, wo die Eltern sich selbst weigerten, ihre Kinder Lesen und Schreiben lernen zu lassen, wenn der Pfarrer ihnen für die Erlaubnis Geld geben wollte. Etwa 7—8000 Gemeinden besaßen gar keine Schulen, und es gab Kantone, in denen auf 15, manchmal sogar auf 25 Gemeinden nur eine Schule traf.

Die Regierung fühlte die Pflicht, die der zivilisierten Gesellschaft



obliegt, dafür zu sorgen, daß alle ihre Mitglieder die Möglichkeit haben, sich die Urelemente der Bildung anzueignen, und sie entsprach dieser Überzeugung durch das Schulgesetz vom 28. Juni 1833. Es teilte den Elementarunterricht in zwei Stufen. Auf der ersten sollte Moral und Religion, Lesen und Schreiben, nebst den Elementen des Rechnens und der französischen Sprache gelehrt werden, die zweite, höhere umfaßte außerdem noch die Grundzüge der Geometrie mit ihren gebräuchlichsten Anwendungen, Naturgeschichte und Physik in ihrer Anwendung auf das praktische Leben, Gesang, sowie die Anfangsgründe der Geschichte und Geographie, zumal derjenigen Frankreichs. Jede Gemeinde war von nun an gezwungen, entweder für sich oder in Gemeinschaft mit einer nahe benachbarten eine Elementarschule der untersten Stufe einzurichten und zu unterhalten. Jede Gemeinde über 6000 Seelen hatte außerdem noch eine solche der oberen Stufe einzurichten. Den Schulzwang hat dieses Gesetz noch nicht vorgesehen, dagegen erließ es genaue Vorschriften über die Anstellung und Besoldung der Lehrer und ordnete an, aus welchen Mitteln die Gemeinden die Unkosten zu bestreiten hätten. Der Staat sprang den Gemeinden aus seinen Mitteln hilfreich bei. Im Budget von 1831 waren für den Elementarunterricht 700000 Frank ausgeworfen, 1832 steuerte die Regierung bereits eine Million bei, die sich bis 1847 auf drei Millionen erhöhte. Im ersten Jahre der Gültigkeit des neuen Gesetzes wurden 2275 neue Schulen eröffnet. 1833 zählte



Dorfschule. Lithographie von Charlet.

man in ganz Frankreich 42000 Elementarschulen, die von etwa zwei Millionen Schülern besucht wurden; bis 1848 stieg diese Zahl auf 63000 Schulen mit 3½ Million Schülern, während die Zahl der Gemeinden, die keine Schule besaßen, in derselben Zeit von etwa 8000 auf 2000 zurückging.

Die Zahl der höheren Schulen, der Collèges, vermehrte sich von 40 auf 54. In ihrem Betrieb scheint sich nur wenig verändert zu haben, wenigstens bewahrten ihnen die Schüler noch die gleiche Abneigung, wie jene der vorigen Generation es auch getan hatten. Rochefort, der in Paris das Collège Saint Louis besuchte, erzählt, daß er das Gebäude auch im Alter noch nie ohne Ekel und Widerwillen sehen könne, die Schule habe einer Fabrik geglichen, um Esel und Widerspenstige zu züchten. An den Universitäten stellte der Minister Salvandy die Fakultäten wieder her, welche die Restauration unterdrückt hatte. Paris, wo Cousin, Guizot, Villemain, Biot, Gay-Lussac, Geoffroy Saint-Hilaire und andere Gelehrte von Weltruf lehrten, blieb ein starker Anziehungspunkt für Studierende aller Länder. Noch nach Jahren und unter gänzlich veränderten Verhältnissen haben Carl Hillebrand, Kreyßig u. a. sich dankbar dieser schönen Zeiten erinnert.

In ihrem Bestreben, die Volksbildung auszubreiten und zu vertiefen, fand die Regierung einen heftigen Gegner in der katholischen Kirche oder sagen wir besser: im Ultramontanismus. Erklärte doch Monsignore Bouvier, Bischof von Mans, rund heraus, es sei gut und weise, das Volk in der Unwissenheit zu erhalten, Sklaverei sei ein völlig legitimer Zustand. In ihrer Stellung zu Kirche und Klerus machte die Julimonarchie verschiedene Phasen durch. Die Anmaßung und die Übergriffe der Ultras während der Restauration, die den Klerus in jeder Weise begünstigte, hatte den Haß der Bevölkerung gegen die Geistlichkeit auf eine gefährliche Höhe getrieben. In mehreren heftigen Akten kam diese Abneigung zum Durchbruch. Als die Legitimisten am 14. Februar 1831 in St. Germain l'Auxerrois ihre jährliche Erinnerungsfeier an die Ermordung des Herzogs von Berry begingen, stürmte der Pöbel die Kirche und verwüstete sie vollständig. Das Palais des Erzbischofs von Paris wurde ebenfalls vollständig ausgeplündert



Debon. Marche forcée. Spottbild aus der „Caricature".

und der ganze Hausrat in die Seine geworfen. Kein Geistlicher durfte es wagen, sich in der Soutane auf der Straße sehen zu lassen, erst außerhalb der Pariser Mauern fiel es Heine auf, daß er in Paris niemals einen Geistlichen gesehen habe, auch nicht bei Leichenbegängnissen. Die Bühnen machten mit antiklerikalen Stücken volle Häuser, 1831 spielte man im Gaité-Theater den „Jesuiten", an der Porte St. Martin die „Opfer des Klosters", im Vaudeville den „Congreganisten", im Ambigu „Dragoner und Benediktinerinnen" und mimte im Cirque Olympique die „Mordtaten des Curé Mingrat". Die Stimmung war so, daß manche Eltern vergaßen, ihre Kinder taufen zu lassen; bei Henri Rochefort wurde diese Zeremonie erst nachgeholt, als er 1843 mit elf Jahren in die Schule kam, Merimée blieb zum Entsetzen der guten Gesellschaft sein ganzes Leben lang stolz darauf, ungetauft zu sein. Die Regierung

trug diesen Anschauungen insofern Rechnung, als sie die Szenen von Plünderung und Zerstörung nicht hinderte und indem sie aus den Gerichtssälen die Kruzifixe entfernen ließ. In dieser gleichgültigen Haltung trat erst eine Änderung ein, als die Sturmjahre vom Beginn der Dreißiger mit ihren unaufhörlich sich drängenden Revolten, Unruhen und Attentaten die Regierung dazu drängten, sich nach einem moralischen Bundesgenossen umzusehen, um die aufgeregten Geister zu beruhigen. Dazu schien die Religion ein geeignetes Mittel und wäre es vielleicht auch, würde sie nicht in der Hand des Klerus zu einer gefährlichen Waffe gegen jede Regierung. Der Klerus sucht die Macht nur für sich und für die Zwecke seiner Kirche, neben der Kirche ist kein Platz, nur unter ihr, und alle Regierungen, die in ihrer Not die Hand dieses treulosen Bundesgenossen ergriffen, sind in der Stunde der Gefahr von ihm verraten worden. Die Stuarts, die Bourbonen haben das so gut erfahren, wie die Julimonarchie und Napoleon III., in den Köpfen der Staatsmänner aber ist das alte Vorurteil von der Hilfe der Kirche gegen den Umsturz anscheinend nicht auszurotten. So erschien 1837 das Kruzifix wieder in den Gerichtssälen, und die Bourgeoisie, die bis dahin ganz offen Voltaire gehuldigt hatte, begann Frömmigkeit zu bekunden. Die Religion wird Mode und sickert als solche allmählich aus den oberen Kreisen in die unteren. Die Königin Marie Amélie, die politisch gar nicht hervortrat, gab in dieser Beziehung das gute Beispiel, denn sie war aufrichtig fromm. „Selbst da," schreibt Gräfin d'Agoult, „wo man sich unter der Restauration trotz des Einflusses der Dauphine damit begnügt hatte, seine Pflichten zu erfüllen, ohne viel davon zu sprechen, affektierte man jetzt eine sichtbare Frömmigkeit. Im Vorzimmer sagten die Lakaien nicht mehr: Madame ist ausgegangen, sondern: Madame ist in der Predigt oder Madame ist in der Messe. Vornehme Damen schrieben Bücher über den Sündenfall und die Gnade, und wenn Witzige sie die Kirchenmütter nannten, so taufte sie der Abbé Deguerry die Waschweiber der Kirche. Die Galantesten waren am stärksten von der Gnade berührt, der bekehrende Bekehrte trat auf und erfüllte die Gesellschaft mit dem Gedrön der Frömmigkeit. Da sie von

der Gnade ganz erfüllt waren, konnten sie sich allen Versuchungen des Fleisches überlassen." Die Herzogin von Dino war glücklich, daß ihr Onkel Talleyrand im Schoße der alleinselig-machenden Kirche starb, allerdings ein diplomatisches Meisterstück für einen abtrünnigen und verheirateten Bischof. „Er glaubte der Schicklichkeit diese letzte Lüge schuldig zu sein", urteilte Renan. „Die Religion ist von guten Manieren unzertrennlich", lehrte Abbé Dupanloup seine Schüler. So galt es für geschmacklos, noch länger



Machereau. Karikatur auf Talleyrand.

ein Freidenker zu sein, aber für lächerlich, zu den Frommen zu gehören. „Die Religion", sagt Renan, „wurde zu einer parfümierten, geputzten Frömmigkeit, zu einer Andacht mit kleinen Lichterchen und bunten Blümchen, zu einer Backfischtheologie ohne feste Basis." Die Regierung unterstützte den Kirchenbau; Delaroche, Ziegler, Couder, Pujol malen Vignons Madeleine-Kirche aus, Hippolyte Flandrin wird der Chor von St. Germain des Prés übertragen. Amaury Duval und andere Kirchenmaler wissen sich bei der Armut an eigener religiöser Empfindung keine andere Hilfe, als die Flucht zu den Sienesen des Trecento und Quatrocento. Hinter der starren Unbeholfenheit ihres altertümlichen Gewandes verstecken sie die Mängel einer Phantasie, die von der Erde gar nicht mehr los kann und den Himmel nicht zu finden



Valentin. In der Kirche Notre-Dame de Lorette.

weiß. Aber sie sind bunt und goldig und genügen dem Modegeschmack, der eben von Lebas in Notre Dame de Lorette den farbenprächtigen Tempel modischer Andacht errichten läßt. „Nach St. Roche und Notre Dame de Lorette drängt sich 1840 die geputzte Andacht,“ schreibt Heine, „hier glänzen die schwärmerisch schönsten Toiletten, hier reicht der fromme Dandy das Weihwasser mit weißen Glacéhandschuhen.“ Die katholischen Organisationen leisteten Außerordentliches. Ozanam gründete die Gesellschaft des Hl. Vincenz von Paula; die Gesellschaft zur Ausbreitung des Glaubens zählte 1840 800000 Mitglieder; die Anzahl der von den Schulbrüdern unterrichteten Kinder stieg von 1830 bis 1847 von 87000 auf 175000 Schüler; in der Fastenzeit wurden in Pariser Kirchen Konferenzen eingerichtet, ein Cercle catholique gegründet und nichts unterlassen, was die Gläubigen anziehen konnte. Vor dem alten Glauben kehrt aber der ältere Bruder, der Aberglaube, ein. 1839 hat ganz Frankreich zu lachen über die Elsässerin Therese Heller, die eine fromme Familie um große Summen zu beschwindeln versteht, indem sie Botschaften der heiligen Therese an sie übermittelt und sich sogar zur Trägerin eigenhändiger Briefe Christi und der Jungfrau Maria macht.

Die Gleichgültigkeit und Feindseligkeit der herrschenden Bourgeoisie hat nach 1830 das Werk vollendet, welches das restaurierte Königtum ohne seinen Willen begonnen, es hat den Klerus dem



Adam. Ankunft vor der Kirche St. Roche.

römischen Stuhl in die Arme getrieben und den Ultramontanismus damit fest begründet. Der Ultramontanismus emanzipiert die Geistlichkeit völlig von dem Staat, dem sie angehört und macht sie Rom untertan. Er ist die Schutzmauer, hinter der der Klerus seine eigennützigen Ziele um so besser verstecken kann, als es, wie Renan einmal sagt, sehr bequem ist, von einer nahen Autorität, die man schwer täuschen kann, an eine ferne zu appellieren, die leichter zu hintergehen ist, weil sie schlecht unterrichtet ist. Die Regierung schloß beide Augen, als dem Verbot der geistlichen Orden zum Trotz allerorten sich wieder Mönchsorden niederließen. 1837 richteten die Benediktiner sich in Solesmes ein, Dominikaner, Trappisten, Kapuziner, Karthäuser gründeten Niederlassungen; die Kongregationen besaßen am Ende der dreißiger Jahre 100 Millionen Frank, die Lazaristen 20 Millionen, im Jahr 1840 wuchs das Vermögen der katholischen Kirche um 80000 Frank an Zinsen. Die Jesuiten, deren sieben Kollegien 1828 geschlossen worden waren, besaßen 1843 bereits wieder 47 Anstalten auf

französischem Boden. Die öffentliche Aufmerksamkeit wurde auf diese Tatsache hingelenkt, und als Thiers 1845 in der Kammer die Regierung über ihre Schwäche gegen den Orden interpellierte, rettete sie der Protestant Guizot durch einen Streich, der eines Jesuiten würdig gewesen wäre. Er ließ die Insassen von fünf Niederlassungen in andere Häuser versetzen und erklärte der Kammer, er habe fünf Kollegien des Ordens geschlossen. Der Ultramontanismus, der den Kampf mit der Regierung aufnahm, besaß in Lamennais, Lacordaire und dem Grafen Montalembert Vorkämpfer von starker geistiger Eigenart. Lamennais, dem sein „Versuch über die Gleichgültigkeit in Glaubenssachen" beinahe den Kardinalspurpur der römischen Kirche eingetragen hätte, gründete nach den Julitagen die Zeitung „L'Avenir", in der er einen ultramontan gefärbten Demokratismus predigte. Der Grundirrtum seiner Anschauung beruhte auf der irrigen Vorstellung, die römische Kurie könne oder werde jemals mit der politischen Freiheit paktieren können. Er entfernte sich innerlich immer weiter von der Kirche, der er dienen wollte, und vollzog den Bruch mit seinen „Worten eines Gläubigen". Er hatte dieses Werk vor der Drucklegung dem Erzbischof von Paris, Monsignore de Quélen, vorgelegt, um seinen Inhalt auf die Rechtgläubigkeit hin untersuchen zu lassen. „Den Glauben verletzt es nicht," sagte ihm der Erzbischof, „aber es wird Europa an allen vier Ecken in Brand stecken." „Wenn's weiter nichts ist!" antwortete der Verfasser und ließ sein Werk durch Ste. Beuve zum Druck befördern. Der Freimut, mit dem er sich darin zur Demokratie bekennt und die Rücksichtslosigkeit seiner Äußerungen machten ungeheures Aufsehen. Die Könige sind die bösen Geister der Menschheit, erklärte er. Sie zerstören den Glauben, die Wissenschaft, den Gedanken, sie mauern die Völker innerhalb ihrer Grenzen ein und verhetzen sie, um zu herrschen. Sie erniedrigen die Menge und bestechen die Richter, um sie als Henker gebrauchen zu können. Die Verbrüderung der Völker gewährleistet ihnen die Freiheit. Bereits beim Setzen wurden die Arbeiter der Buchdruckerei aufsässig, binnen drei Tagen waren 30000 Exemplare verkauft. „Isaijas predigt Baboeuf" sagten die Gegner und nannten

das Buch: „Das Osterfest von 1789". Der Papst verurteilte die Schrift und nun trat Lamennais offen zu den Gegnern der Kirche über. In einer ganzen Reihe von Schriften brandmarkte er das Papsttum als den unversöhnlichen Feind der Humanität und des Fortschritts und zerfiel infolgedessen ganz mit der Kirche. Er gehörte mit zu jenen Geistern, die das Auftauchen der sozialen Frage auf die Seite der Geknechteten hinüberzog. Er fand in Frankreich eine große Gemeinde von Idealisten, die mit ihm der Überzeugung waren, daß eine Erneuerung des Christentums innerhalb der katholischen Kirche möglich sei. Ary Scheffer, der auch zu ihnen gehörte, hat in seinen großen Bildern „Christus Consolator" von 1837 und „Christus Remunerator" von 1846 diese Ideale künstlerisch zu verkörpern gesucht. Lamennais blieb seiner Überzeugung treu und starb, ohne sich mit der Kirche zu versöhnen.



Lamennais. Nach der Lithographie von Lemoine.

An der Zeitung „L'Avenir" hatten neben Lamennais der Dominikaner Lacordaire und Graf Montalembert mitgewirkt. Lacordaire und der Jesuit Ravignan galten in dieser Zeit für die bedeutendsten Kanzelredner Frankreichs, Montalembert mit Recht für den begabtesten katholischen Publizisten und Politiker. Er formte die Anfänge einer ultramontanpolitischen Partei, die 1846 bereits 140 Abgeordnete in der Kammer zählte, und wurde in Reden und Schriften nicht müde, in allen Angelegenheiten des politischen und sozialen Lebens der Kirche eine Hauptrolle zuzuweisen. Sie begannen dadurch, daß sie eine katholische Volksschule gründeten,



das Prinzip der Freiheit des Unterrichts, das die Charte gewährleistete, auf die Probe zu stellen. Sie erzielten, was sie gewollt hatten und für ihre Zwecke brauchten, eine Verfolgung durch die Regierung und eine Verurteilung, weil ihre Gründung mit dem Privileg der Université in Widerspruch stand. Nun fiel die katholische Preßmeute des „Ami de la Religion“, der „Gazette de France“ und anderer Organe mit Wutgeheul über das Monopol der staatlichen Unterrichtsanstalten her. Die Zeitung „Univers“ denunzierte 18 Universitätslehrer als Feinde der Religion und des Staates; Monsignore Clausel de Montals, Bischof von Chartres, erklärte, die Lehren Jouffroys gestatteten Diebstahl, Vatermord und jede Art der Wollust, der Bischof von Belley nannte die Universitäten „Schulen der Pestilenz“ und der Abbé Desgarets, Kanonikus in Lyon, beschuldigte den staatlichen Unterricht, daß er keine anderen Resultate hervorbrächte, als Selbstmord, Duelle, Notzucht, Verführung, Totschlag, Ehebruch usw. „Um die Oberaufsicht des vom Staate organisierten liberalen Unterrichts zu vernichten,“ schreibt Heine, „sucht man die revolutionären Antipathien gegen Privilegien jeder Art ins Interesse zu ziehen und die Männer, welche, gelangten sie zur Herrschaft, nicht einmal die Freiheit des Denkens erlauben würden, schwärmen jetzt mit begeisterten Phrasen für Lehrfreiheit und klagen über Geistesmonopol.“ Guizot wäre im Interesse des Unterrichts an und für sich nicht dagegen gewesen, dem Klerus die Gründung von Schulen zu überlassen und hatte 1836 der Kammer ein Gesetz in diesem Sinne vorgelegt, aber sowohl dieses, wie die 1841 und 1844 zur Beratung gelangenden Entwürfe des Ministers Villemain wurden von der Kammer abgelehnt. Man wollte das Privileg einer Körperschaft nicht antasten lassen, deren Auffassung so ganz im Einklang mit den Anschauungen des liberalen Bürgertums stand. Drei große Reden, die Montalembert 1844 in der Pairskammer hielt, beschäftigten sich mit der Lage der Kirche, den geistlichen Orden und der Freiheit des Unterrichts und sind berühmt geworden, weil sie gewissermaßen das ultramontane Programm enthielten. Sie riefen aber auch die Gegner in die Schranken. Jules Michelet und Edgar Quinet eröffneten einen wahren Kreuzzug



Bertall. Cabinet de lecture. Paris 1845.

gegen die Jesuiten und den Ultramontanismus. Michelet rief den klerikalen Gegnern im Collège de France die Worte zu: „Um euch fortzujagen, haben wir eine Dynastie gestürzt, und ist es nötig, so werden wir noch sechs Dynastien stürzen, um euch los zu werden." Damals wurde der Jesuit zu der Schreckensfigur des Mannes aus dem Volke, weniger vielleicht durch die geistreichen und feinsinnigen Schriften von Michelet und Quinet, als durch die grobkörnige Romantik von Eugène Sue, der im „Ewigen Juden" in dem Jesuiten Rodin den Typus eines moralischen Scheusals schuf, der noch lange Jahre populär blieb.

Keine Einrichtung des öffentlichen Lebens hat von der Julirevolution größeren Vorteil gehabt, als die Presse. Ihr war es zu danken, daß die öffentliche Meinung ganz und ungeteilt zu den Julikämpfern und zu der neuen Ordnung der Dinge stand, und es war nur billig, daß sie die ersten Früchte von dem Baume der Freiheit pflückte. Die Verfassung hob alle Beschränkungen auf, die der völligen Preßfreiheit im Wege standen, keine Zensur mehr und keine vorgängige Erlaubnis zur Gründung von Zeitungen. Preßvergehen wurden wieder dem Geschworenengericht zugewiesen, aber „es gibt in Zukunft keine Preßvergehen mehr", sagte Louis



La Charte est une vérité ......
donc la presse est parfaitement libre.
Zeichnung von Ch. Philippon.

Philippe. Der Gewinn an Bewegungsfreiheit beförderte die Ausbreitung der Presse, gab ihr Mannigfaltigkeit und hat zugleich ihren Charakter ganz und gar verändert. Der Reformator des Zeitungswesens wurde Emile de Girardin, ein Mann, dem Cassagnac einmal nachsagt, daß er weder der französischen Grammatik noch Orthographie mächtig gewesen sei, der aber dieser Mängel ungeachtet, ein Journalist von genialen Ideen war und seiner Zeit weit voraus. Er war zuerst Redakteur der „Mode“, welche mit Mitteln der Herzogin von Berry 1829 gegründet, nach 1830 zur Wortführerin der legitimistischen Partei wurde. Bis dahin war der Preis der Zeitungen außerordentlich hoch gewesen und ihr Inhalt so gut wie ausschließlich auf Politik beschränkt. Nun gründete Girardin 1831 das „Journal des Connaissances utiles“, dessen Abonnementspreis von vornherein auf 4 Frank jährlich angesetzt wurde; es zählte bald 230000 Abonnenten und zeigte dem kühnen Neuerer, daß er auf dem richtigen Wege war. Mit der „Presse“, die er 1836 gründete, ging er noch weiter, er nahm, was bis dahin unerhört war, Annoncen auf, die er sich bezahlen ließ und gab den Lesern ein Feuilleton, für dessen Romane er die ersten Schriftsteller Frankreichs gewann. Der Erfolg blieb ihm treu, nach drei Monaten hatte er schon 150000 Frank für Inserate eingenommen und besaß 10000 Abonnenten, deren Zahl nach zwei Jahren auf 40000 angewachsen war. Die Empörung in der französischen Presse war laut und allgemein; denn Girardins Maßnahmen stellten alles in Frage, was bis dahin in der Journalistik geheiligtes Herkommen gewesen war. Er wurde von dem Chorus der franzö-

sischen Zeitungen als unliterarisch, als geldgierig, als niedriger Spekulant verschrien, von einigen sogar mit solcher Heftigkeit, daß es zwischen ihm und Armand Carrel zu einem Duell kam, in dem der letztere tödlich verwundet wurde.



Résurrection de la Censure.
„Et elle ressuscitera le troisième jour après sa mort."
Zeichnung von Grandville.

Der Erfolg Girardins war mächtiger als die stärksten Antipathien, er nötigte die Gegner, dieselben Wege einzuschlagen. Noch im gleichen Jahre wie die „Presse" entstand auf denselben Grundsätzen aufgebaut 1836 das „Siècle" von Dutacq gegründet, das es binnen kürzester Zeit auf 38000 Abonnenten brachte. Die „Presse" Girardins debütierte mit Romanen von Balzac und Eugène Sue, im „Siècle" erschienen zum erstenmal Dumas' unsterbliche „Drei Musketiere" und „Der Graf von Monte Christo". Das Feuilleton mit seinen spannenden Romanen war eine Anziehung für Unzählige, so stiegen die Auflagen eines einzigen Blattes zu einer Höhe, wie sie früher kaum alle Pariser Zeitungen zusammen aufgewiesen hatten, man rechnete die Auflagen der in Paris täglich erscheinenden Zeitungen 1837 auf 96000 Exemplare. Dadurch kam in das Zeitungswesen mit einem ganz anderen Zug auch ein völlig anderer Charakter. Unter der Restauration war jede Zeitung so etwas wie die Fahne einer Partei gewesen, sie verliert diese Eigenart zwar nicht ganz, aber jede Zeitung wird doch jetzt in erster Linie ein finanzielles Unternehmen, das Gewinn abwerfen soll, sie wird ein Objekt der Spekulation. Der alt eingeführte „Constitutionel" hatte im Jahre 1837 6000 Abonnenten, seine Aktien, die mit 3000 Frank ausgegeben worden waren, standen auf 178000 Frank. Da das Blatt sich den neuen Ideen nicht anpassen wollte, ging seine Leserzahl bis 1844 auf 3600 zurück, eine



Daumier. Ne vous y frottez pas!

Ziffer, die gerade noch erlaubte, Ausgaben und Einnahmen im Gleichgewicht zu halten. In diesem Jahre erwarb der rührige Dr. Véron die Zeitung. Er setzte das Abonnement sofort von 80 auf 40 Frank herab und erhöhte dadurch die Zahl der Abonnenten binnen 15 Monaten auf 20000, dann begann er Annoncen aufzunehmen und vereinnahmte im ersten Jahre für dieselben 300000 Frank. Die stärkste Anziehung seines auf diese Weise reformierten Blattes wurde ein Roman von Eugène Sue, für den er dem Verfasser ein Honorar von 100000 Frank zahlte. Noch stand von demselben keine Zeile auf dem Papier und der Autor hatte nicht einmal einen Plan entworfen, Verleger und Verfasser aber hatten einstweilen den Titel gefunden: „Der ewige Jude". Dieser versprach viel, aber er hat noch viel mehr gehalten, man mußte Queue bilden und lange warten, wenn man in den Lesekabinetten die Zeitung erhalten wollte, in der ein Roman von Sue erschien. Wenn eine Zeitung sich durch ihre Abonnenten allein nicht rentieren wollte, so warf sie sich in eine heftige Opposition und rechnete darauf, daß die Regierung das Blatt ankaufen würde, um den unbequemen Gegner los zu werden. Das ist wiederholt geschehen, die Regierung hatte dauernd einige große Blätter, wie die „Charte", den „Globe", den „Constitutionel" in ihrem Solde. Das „Journal des Débats" bezog 15 Jahre hindurch monatlich 12000 Frank aus dem Budget des Marineministeriums, um die Politik der Regierung zu unterstützen, Summen, die eigentlich für die Marine

hätten verwendet werden sollen. Nicht nur die Regierung, sondern jede Partei, jeder hervorragende Staatsmann hatte ein oder mehrere Preßorgane zur Verfügung, um sie zum Sprachrohr politischer Ansichten zu machen. Thiers gebot bereits über den „Courrier Français" und den „National", als er 1846 noch 100000 Frank in die Kasse des „Constitutionel" zahlte, um auch durch dieses wichtige Blatt seinen Einfluß ausüben zu können. Die Legitimisten besaßen die „Quotidienne" und die „Gazette de France", die Bonapartisten die „Revolution", das „Capitole", die Republikaner den „National" von Armand Carrel, die „Tribune" von Marrast, den „Reformateur" von Raspail, den „Bon-Sens" von Cauchois-Lemaire. Jede Partei, sie mochte so klein sein, wie sie wollte, ließ sich die Gründung einer Zeitung angelegen sein, um durch sie zur Öffentlichkeit zu sprechen. Die Frauenfrage taucht nicht sobald auf, als die „Tribune des Femmes", „Avenir des Femmes", „Voix des Femmes" sie diskutieren, den Arbeitern dienen „l'Artisan", „Sentinelle du Peuple", „Journal des Ouvriers", „Bien public", „Avenir" u. a.



Ingres. Bertin ainé.
Besitzer des Journal des Débats. 1832.

Im Beginn der dreißiger Jahre erscheint die illustrierte Zeitung, die nicht nur durch das Wort, die mehr noch durch das Bild zu wirken sucht. Dem geistreichen Zeichner Philippon verdankt Frankreich die ersten, an sprühendem Witz unübertroffen gebliebenen Journale dieser Gattung. Er gründet den „Charivari" und die „Caricature", an der Balzac, Théophile Gautier, Alfonse Karr, Léon Gozlan und andere mitgearbeitet haben, später das „Journal pour rire", aus dem das „Journal amusant" wurde, das „Musée pour rire" und das „Musée Anglo-Français".

Das zukunftsfrohe Wort des Königs: „Es gibt keine Preßprozesse mehr" war aus der idealen Anschauung heraus gesprochen, daß die Julirevolution alle Ansprüche befriedigt habe, es rechnete nicht damit, daß hinter hundert Zufriedenen noch immer tausend Unzufriedene standen. Die Presse war kaum der Bande ledig, die ihr die Regierung Karls X. angelegt hatte, als die Opposition, die legitimistische sowohl wie die republikanische mit einer Zügellosigkeit über die neue Regierung herfiel, die kaum überboten werden kann und die dem Prinzen von Joinville später das harte Urteil abnötigte: „Die Presse ist das mächtigste Instrument der Zerstörung in der modernen Zeit." Die Regierung suchte den Ausschreitungen mit legalen Mitteln entgegenzutreten, sie zog die Schuldigen vor die Gerichte und die Preßprozesse hörten nicht auf, sondern häuften sich. Gegen Germain Sarrut, Redakteur der „Tribune", waren 114 Prozesse anhängig, Antony Thouret wurde in 30 Prozessen zu 100000 Frank Geldstrafe verurteilt, Philippon trug die Erfindung der Birne sechs Monate Gefängnis und 2000 Frank Strafe ein, der Gehässigkeit, Feindseligkeit und Bosheit geschah aber durch alle diese Prozesse kein Abbruch. Die Aufstände und Attentate, die sich in den ersten Jahren der Regierung Louis Philippes so bedrohlich häuften, nötigten nach der Explosion der Höllenmaschine Fieschis die Regierung dazu, wie man heute sagen würde, die Klinke der Gesetzgebung in die Hand zu nehmen. Daß der Minister Thiers sich dazu hinreißen ließ, am Tage nach dem Attentat Fieschis seinen alten Freund Armand Carrel, den Redakteur des „National" verhaften zu lassen, als ob er an der Untat mit schuldig sei, war ein grober Mißgriff, der dem Minister zur Unehre gereicht, aber daß er die Preßgesetzgebung revidieren ließ, war sein gutes Recht. Die Regierung war jahrelang auf das Bitterste verhöhnt und auf das Herausforderndste gereizt worden, trotzdem blieb sie in ihrer Abwehr in den Grenzen der Mäßigung. Sie führte weder eine Zensur ein, noch entzog sie die Preßvergehen dem Schwurgericht, sie begnügte sich damit, die Kaution zu erhöhen und die Strafen zu verschärfen. Die Verherrlichung von Verbrechen, die Beleidigung des Königs wurden schwerer geahndet als vorher, es wurde untersagt, in Beleidigungsprozessen



die Beleidigungen und Verleumdungen, um die es sich handelte, abzudrucken, die Namen der Geschworenen durften nicht mehr veröffentlicht werden und keine Sammlungen eingeleitet werden, um Verurteilten die Geldstrafen zu ersetzen, im übrigen wurde die Freiheit der Presse nicht angetastet.


Anonymes Spottbild auf die Zeitung „Le Temps".

Der ungeheure Aufschwung der Tagespresse wäre gar nicht möglich gewesen ohne die Entwicklung der Technik, erst die Erfindung der Schnellpresse durch Friedrich König erlaubte den Zeitungen hohe Auflagen. Sie gestattete nicht nur, Massenabzüge binnen kürzester Zeit zu machen, sondern druckte auch beide Seiten des Blattes auf einmal, was vorher nicht angängig gewesen war. Im Beginn der Restauration kostete eine Königsche Schnellpresse 37500 Frank und druckte 1000 Bogen in der Stunde. Am Ende der Regierungszeit Louis Philippes kostete sie nur noch 12000 Frank, druckte aber 3600 Bogen in der Stunde. Um die Mitte der Regierung Louis Philippes zählte die französische Presse in Paris etwa 300 Zeitschriften, von denen nur 21 täglich erscheinende politische Zeitungen waren. In der Provinz gab es etwa 258 Blätter, darunter 153 politischen Inhalts, von denen aber nur ein ganz kleiner Teil täglich erschien.

Die Macht der Presse bringt einen neuen schriftstellerischen Typus hervor, den Journalisten. Er wird der eigentliche Drahtzieher der öffentlichen Meinung, denn er bestimmt und führt sie. Millionen folgen unbewußt seinem Wort, vor dem Könige und Minister zittern. Er tauscht den Ruhm für die Macht ein, und

diese Möglichkeit, seine Ansichten zur Geltung zu bringen und zur Meinung aller Welt zu machen, übt einen unvergleichlichen Reiz aus. Die ältere Generation verstand das nicht. „Zum Zeitungsschreiber hatte ich keinen Beruf," sagt Béranger, „diese Arbeit, die so viele junge Talente verschlang, vor denen doch eine ruhmvolle Zukunft lag." Das Geschlecht nach 1830 sah anders und hat sich dazu gedrängt. Der Journalismus wird in Frankreich seit dieser Zeit zum Durchgangsstadium fast aller Staatsmänner, der Redaktionssessel wird zum Sprungbrett, von dem aus die höchsten Ämter und Würden mühelos erreicht werden. Der Journalist wird zu einer Persönlichkeit, um die sich die Gesellschaft förmlich reißt, bei Eröffnung des Museums von Versailles ist die Gräfin Boigne indigniert, wie viel Journalisten eingeladen sind. Die namhaftesten Dichter und Prosaschriftsteller Frankreichs haben mit dem Journalismus begonnen. Gautier, Musset, George Sand, Dumas, viele und die begabtesten dazu, sind wie Sainte Beuve, Jules Janin u. a. darin geblieben, weil er ihnen größeren Einfluß einräumte, als jede andere Art der Veröffentlichung es hätte tun können. Romane, Gedichte, literarische und Theaterkritiken drangen durch die Zeitungen jetzt in die weitesten Kreise. Die Masse des Stoffes, welche die Zeitungen verbrauchten, treibt die Schriftsteller zum Fleiß und nötigt ihnen eine außerordentliche Fruchtbarkeit ab. Die Zahl der Romane, welche George Sand seit 1831 Jahr für Jahr veröffentlicht, ist kaum zu zählen, und Dumas wird in einer Gerichtsverhandlung gelegentlich nachgewiesen, daß er in einem Jahre mehr unter seinem Namen hat drucken lassen, als er hätte schreiben können, auch wenn er Tag und Nacht ohne Unterbrechung fortarbeitete. Er war ja schon vom „Constitutionel" und der „Presse" verpflichtet, ihnen 220000 Druckzeilen im Jahr zu liefern. Die „Presse" trägt den literarischen Stoff auch in Kreise, die vorher ganz unliterarisch waren und feuert Handwerker und Arbeiter zum dichterischen Schaffen an, der Buchdrucker Hégesippe Moreau, der Schreiner Jean Reboul, der Weber Magu, der Maurer Charles Poncy, der Aufwärter Hippolyte Tampucci, der Schneider Jansemin, der Buchhalter Lachambeaudie erklimmen den Parnaß. Natürlich erliegt auch die Jugend der Ansteckung, Challamel besingt Menschen-

fresser und Hingerichtete und erschreckt seine braven Eltern durch einen Todesschwur, den der von seinen eigenen Versen berauschte Jüngling laut deklamiert.

Die Romantik, um die im vergangenen Jahrzehnt noch eifrig gekämpft wurde, die das Vorrecht der erlesensten Geister gewesen war, wird nun Gemeingut der großen Masse, denn nach allem Für und Wider ist sie Mode geworden. Die neuen Kunstmittel eines Victor Hugo, eines Alfred de Vigny und anderer werden zum Handwerkszeug kleiner Nachahmer. Im Roman und auf dem Theater wird die Romantik trivialisiert, immer ausschweifender wird die Phantasie dieser Vulgär-Romantiker, deren Geist sich in Verbrechen und Greueln zu wälzen scheint. Victor Hugo hat 1831 in N. D. de Paris den Roman geschrieben, der eine grandiose Phantasie und hohe dichterische Kraft vereinigt, in beiden das Vorbild Scott weit übertreffend, die Nachahmer, die sofort erscheinen, Lacroix, der unter dem Pseudonym: Bibliophile Jacob schrieb, und andere übertreffen ihr Vorbild aber nur in den Scheußlichkeiten, mit deren Erfindung sie ihren Lesern das Gruseln beibringen wollen. In den Francs-Taupins z. B. läßt Lacroix seinen jugendschönen Helden lebendig von vier Pferden zerrissen werden, eine Szene, die in breitester Ausführlichkeit ausgemalt wird. Roger de Beauvoir, im Schüler von Cluny, Alphonse Royer in Venezia la bella wandeln auf den gleichen Spuren des Entsetzens.

Wie im Roman, so gab Victor Hugo auch im Drama den Ton an. Marion Delorme, der König amüsiert sich, Lucrezia Borgia, Maria Tudor, Angelo, Ruy Blas, die seit 1831 rasch aufeinander folgen, zeigen den Dichter auf der vollen Höhe seines Schaffens, sie enthusiasmieren die Jugend, „denn wenn wir uns mit Hernani einem ritterlichen Heroismus geweiht hatten," schreibt der Hugo-Anbeter Challamel, „so machte uns Marion Delorme zum Retter der Verlorenen, und Lucrezia Borgia ließ uns das Schöne im Gräßlichen lieben." Nur ein einziges Mal durfte: „Der König amüsiert sich" am 22. November 1832 über die Bretter gehen, selbst die Julimonarchie hielt ein Stück für gefährlich, in dem einem französischen König eine so eigentümliche Rolle zufällt, wie in diesem. Die Jugend wußte sich trotz des Verbotes wenigstens den Genuß der

Lektüre zu verschaffen: die Schüler des Collège Henri IV. liehen sich ein Exemplar, für das sie die Stunde 20 Centimes zahlen mußten, sie waren aber so begeisterte Leser, daß sie schließlich 40 Frank Leihgebühr zu erlegen hatten.

Erfindung, Sprache und Vers Victor Hugos sind von einer Schönheit und Kraft, wie sie nur dem wahren und großen Dichter gegeben sind, in diesen mußten alle, welche ihm nachstrebten, wohl oder übel weit hinter ihm zurückbleiben, nur in der Willkür der Phantasie konnten sie ihn sogar zu übertreffen hoffen. Das gelang natürlich Dumas mit der „Tour de Nesle", die am 29. Mai 1832 zum erstenmal aufgeführt, ein Zugstück der französischen Bühne geblieben ist. Mord, Ehebruch, Inzest spielen darin die Rolle, die von nun an lange Zeit dem Verbrechen auf der Bühne eingeräumt werden. Im Ambigu, im Gaité Theater, an der Porte St. Martin werden Dramen von zehn, elf und zwölf Akten gespielt, so angefüllt mit Verbrechen aller Art, daß der Boulevard, an dem das Theater der Porte St. Martin lag, den Namen Boulevard du crime erhielt. Dort spielte man Mallefiles „Sieben Infanten" von Lara, ein Greuelstück, welches Heine „einen wüsten Mischmasch von Blut und Wut" nennt, oder Bouchardys „Glöckner von St. Paul", den Gautier so hübsch charakterisiert: „Da spielen Testamente eine Rolle, die gestohlen, wieder gefunden, zerrissen, verbrannt werden, da gibt es verlorene Taufscheine, die man wiederfindet, Überraschungen, Verrat, neue Überraschungen, neuen Verrat, Gifte, Gegengift, kurz den ganzen Apparat des Melodramas. Man möchte verrückt werden. Man darf keinen Augenblick wegsehen, um etwas in seiner Tasche zu suchen oder seine hübsche Nachbarin anzuschauen, denn in diesem kurzen Moment fallen mehr Ereignisse vor, als im Leben eines Patriarchen Platz hätten, nie würde man den Faden wiederfinden oder verstehen, was folgt." Ducange, Soulié, Felix Pyat, Paul Foucher glänzen als Verfasser von Theaterstücken dieses Genres, Dennery und Anizet-Bourgeois haben jeder mehr als 200 Melodramen geschrieben. Das Verbrechen herrscht auf der Bühne und verwirrt in schwachen Köpfen die Begriffe; wie der Attentäter Alibaud sich vor Gericht als Helden aufpielt, so mimt auch Lacenaire, ein ganz gewöhnlicher Verbrecher mit ge-

meinen Instinkten, den vom Schicksal Verdammten, macht rührselige Gedichte und verfaßt eitle Memoiren, sicher, ein gläubiges und bewunderndes Publikum zu finden, hatten die Memoiren Vidocqs, eines ehemaligen Sträflings und späteren Polizeipräfekten von Paris, in der gleichen Zeit ihrem Verfasser doch eine Einnahme von 200000 Frank gebracht.

Während die Romantik sich im Melodrama und im Schauerroman langsam verblutete und ihr voller Strom, in den höchsten und reinsten Sphären dichterischer Phantasie entsprungen, in den populären Niederungen des Trivialen kümmerlich versickerte, wendete sich der Geschmack des gebildeten Publikums einer anderen Richtung zu. Die tonangebende aristokratische Gesellschaft der Restauration hatte in der Verherrlichung des Mittelalters so etwas wie eine Rechtfertigung ihrer eigenen Existenz und ihrer Ansprüche gesucht. Die bürgerliche Gesellschaft der Julimonarchie, die ihr Recht nur aus sich selbst herleitete und die in der Gegenwart zur Herrschaft gekommen war, konnte eine Idealisierung ihrer selbst nur im Rahmen der gegenwärtigen Stunde gutheißen. So kommen im Roman und im Theater die Stimmen zu Gehör, welche die lebende Gesellschaft schildern. Allen voran ist wieder Dumas zur Stelle, der 1831 in Antony den tragischen Helden nach der Mode geschaffen hat. Er resümiert in demselben die Gefühle der jungen Generation, die sich in der Rolle des beau ténébreux gefiel, die edel und unglücklich sein wollte, Verbrecher, aber nicht verworfen. Die Premiere wurde zum Ereignis wie Hernani. „Der Saal war im Delirium," schreibt Gautier, „man applaudierte, schluchzte, weinte, schrie. Die glühende Leidenschaft des Stückes hatte alle Herzen in Brand gesteckt." Dem glücklichen Autor rissen die begeisterten Zuschauer den grünen Leibrock, den er trug, in Fetzen, um ein Andenken an den unvergeßlichen Abend davonzutragen. Die Stellung, welche Dumas damals im französischen Theater einnahm, hat Heine sehr gut charakterisiert. „Alexander Dumas ist kein so großer Dichter, wie Victor Hugo, aber er besitzt Eigenschaften, womit er auf dem Theater weit mehr als dieser ausrichten kann. Ihm steht zu Gebote jener unmittelbare Ausdruck der Leidenschaft, welchen die Franzosen Verve nennen, und dann ist er mehr





Dumas père.
Karikatur von Dantan. 1835.

Franzose als Hugo. Er sympathisiert mit allen Tugenden und Gebrechen, Tagesnöten und Unruhigkeiten seiner Landsleute, er ist enthusiastisch, aufbrausend, komödiantenhaft, edelmütig, leichtsinnig, großsprecherisch, ein echter Sohn Frankreichs, der Gascogne von Europa. Er redet zu den Herzen mit dem Herzen und wird verstanden und applaudiert. Sein Kopf ist ein Gasthof, wo manchmal gute Gedanken einkehren, die sich aber dort nicht länger als über Nacht aufhalten; sehr oft steht er leer. Keiner hat wie Dumas ein Talent fürs Dramatische. Das Theater ist sein wahrer Beruf. Er ist ein geborener Bühnendichter und von Rechts wegen gehören ihm alle dramatischen Stoffe, er finde sie in der Natur oder in Schiller, Shakespeare und Calderon. Er entlockt ihnen neue Effekte, er schmilzt die alten Münzen um, damit sie wieder eine freudige Tagesgeltung gewinnen, und wir sollten ihm sogar danken für seine Diebstähle an der Vergangenheit, denn er bereichert damit die Gegenwart."

Mit geringerem Aufwand an dichterischer Begabung als Dumas, aber mit der gleichen theatralischen Gewandtheit wie dieser, ging Scribe an die Aufgabe, der herrschenden Bourgeoisie auf der Bühne das Spiegelbild ihrer selbst zu zeigen. Er schuf das witzige Konversations- und Intrigenstück, das sich in seinen Leidenschaften und in seiner Sprache nie aus dem Salon entfernt, in dem nach allem Hin und Her der erste Liebhaber und die erste Liebhaberin die Vernunftehe schließen, die in gut bürgerlichen Kreisen die schickliche Lösung jedes Liebeshandels bedeutet. Gelegentlich hat er auch gewisse Zeiterscheinungen satirisch zu beleuchten verstanden, wie er in der „Camaraderie" das literarische Cliquenwesen, die Lobesversicherung auf Gegenseitigkeit, geistreich verspottet. Im



Concert in einem Salon der Chaussée d'Antin.
Nach der Lithographie von H. de Montaut.



Durchschnitt schrieb er in dieser Zeit allein für das Gymnase-Theater zwölf, manchmal auch 18 Stücke im Jahr, in 31 Jahren hatte er sich ein Vermögen von drei Millionen Honorar erschrieben.

Für die feiner Besaiteten, die das auf die krassen Effekte bloßer Theatralik gestellte Melodrama abstößt und das simpel Bürgerliche langweilt, entsteht in Vignys „Chatterton" das psychologische Drama, das die Abenteuer und Peripetien des Schicksals in der eigenen Seele sucht. Die Erstaufführung am 12. Februar 1835 hatte einen außerordentlichen Erfolg, der unglückliche englische Dichter, dessen tragischem Ende Vigny seine Tragödie widmete, schien dem melancholischen Geschlecht das Abbild der eigenen seelischen Enttäuschungen und Schmerzen. Der Selbstmord, den Chatterton als Erlösung wählt, war damals noch etwas verhältnismäßig so Seltenes, daß der Tod der beiden jungen Schriftsteller Victor Escousse und Auguste Lebras, die sich im Februar 1832 aus Lebensüberdruß freiwillig töteten, ganz Paris in Aufregung setzte und Béranger zu schönen Versen begeisterte. Während man vor 1830 in Paris etwa 250—300 Selbstmorde jährlich gezählt hatte, stieg die Ziffer im Jahre der Premiere von „Chatterton" auf 800. Das Schauspiel der gebildeten Gesellschaft wendet sich der Gegenwart zu, so sucht auch der Roman der Zeit seine Vorwürfe nicht mehr im Mittelalter, sondern im Lichte des heutigen Tages. Man sieht hinter dem geheimnisvollen Abracadabra zu deutlich die Fäden, an denen die seelenlosen Puppen durch allerlei Spuk und Greuel vom Dichter hin und her gezogen werden, und man ist dieses Puppenspiels herzlich müde. Wie Vigny in seinem „Chatterton" sich die Schilderung seelischer Vorgänge angelegen sein läßt, um das Schicksal seines Helden aus den seelischen Anlagen seines Charakters heraus zu entwickeln, so wird nun auch im Roman der Knoten psychologisch geschürzt. Die Schilderung des Menschen wird jetzt vom Dichter verlangt, nicht mehr die Häufung mehr oder weniger wahrscheinlicher Abenteuer und Vorgänge.

Der erste psychologische Roman dieser Gattung, der wirklich tief in die Seele hinabsteigt, war Mussets „Bekenntnis eines Kindes dieses Jahrhunderts". Der Verfasser hat in einer Sprache von hoher poetischer Schönheit die blasierte Melancholie dargetan, welche die



Jugend der zwanziger Jahre erfüllte und zugleich in der durchsichtigen Art, wie er sein Verhältnis zu George Sand behandelt und klarlegt, einen Stoff gepackt, der mitten aus dem Leben gegriffen war. „Rot und schwarz" von Beyle-Stendhal ist ein anderes Erzeugnis der gleichen Gattung, ein Roman, der einem wirklichen Ereignis nachgeschrieben, mit tiefster Kenntnis des menschlichen Herzens und der menschlichen Gesellschaft die Fäden bloßlegt, welche aus Umgebung und Zuständen heraus die Schicksale verbinden und bestimmen.

Die eigentliche Welt des Julikönigtums, das Bürgertum, dem nur der Besitz das Recht auf Leben und Genießen bedeutet, hat Balzac geschildert. In dem großen Zyklus seiner menschlichen Komödie zieht die ganze Gesellschaft der Zeit an dem Leser vorüber, die Großen und die Kleinen, Spekulanten und Ausgebeutete, alle von dem einen Wunsch beseelt und getrieben, um jeden Preis reich zu werden. Balzac ist kein Dichter wie Victor Hugo, aber ein scharfer Beobachter, der erste in jener langen Reihe von Autoren, welche auszogen, die Menschheit zu studieren, und denen nichts, was sie der Menschlichkeit näher bringen konnte, zu geringfügig war, um es nicht kennen lernen zu wollen. Sein weitschichtiges Gesellschaftsgemälde umfaßt alle Höhen und Tiefen der sozialen Stufenleiter, und wenn ihm die Darstellung der Anständigen und Tugendhaften weniger glaubhaft gelingen wollte als die der Streber und Genußmenschen, so lag es vielleicht daran, daß er diese Klasse in der Pariser Welt stärker vertreten sah. Seine Helden Maxime de Traille, Rastignac, Rubempré sind die Abbilder der jungen Generation der dreißiger und vierziger Jahre. Sie haben den Weltschmerz überwunden oder nie kennen gelernt, sie blicken nicht wie die Jugend der zwanziger Jahre in die eigene Seele, die jene so gern unergründlich finden wollten, sondern sie blicken nach außen, um den ersten günstigen Moment zu erhaschen, der ihnen Macht, Genuß oder Reichtum bringt. Neben diesen Männern steht als Heldin die „Frau von dreißig Jahren", die Salondame, die das Leben kennt und ohne irgendwelche Illusionen auszieht, um es gründlich auszukosten, damit ihr nichts Menschliches fern bleibe. Der ganze komplizierte Organismus der bürgerlichen Gesellschaft spiegelt



sich in den Romanen Balzacs, die ein Bild dieser Sphäre und der sie bewegenden Idee: Enrichissez-vous geben.



Louis Boulanger. Balzac.

Neben Balzac steht im Roman George Sand, neben dem großen Beobachter des Materiellen verkörpert sie die Ideale, nach denen alle trachten, die sich aus der Sklaverei des bloßen Genußzwanges hinaussehnen. Ihr Gebiet ist nicht die Beobachtung, sondern die Empfindung, in ihrer leidenschaftlich bewegten Seele unterhalten alle die Ideen, welche die Zeit aufrütteln, das beständige Feuer eines Vulkans. Die Frauenfrage macht sie zur begeisterten Vorkämpferin der Emanzipation, die soziale Frage stellt sie Seite an Seite mit den Unterdrückten, die Politik entwickelt in ihr die Bürgerin der Republik. In Balzacs Werk spiegelt sich die Gegenwart, bei George Sand die Zukunft. Mit dem Blick der Seherin schaut sie das gelobte Land des Ideals und schlägt alles in Trümmer, was nach ihrer Meinung der Erreichung dieses Ziels im Wege steht. Ehe, Familie, Religion, Staat fallen unter ihren Streichen, nichts kann sie abhalten, um der Menschheit einen Weg zu bahnen, der nach den unendlichen Irrtümern der Vergangenheit zur Wahrheit führen wird. Sie kämpft gegen die Selbstsucht des Mannes, der die Frau unterdrückt und gegen die Selbstsucht der Gesellschaft, die den Armen unterdrückt, immer treibt sie ihr Herz auf die Seite der Schwachen, um ihnen zu helfen. In den zahllosen Schriften der George Sand, deren Romane allein über 100 Bände umfassen, spiegelt sich der geistige Gehalt der Zeit, zumal die sozialen Theorien der Saint-Simon, Fourier und Leroux. Niemals aber wird sie zur Schriftstellerin der Tendenz, immer bleibt sie Dichterin, denn ihr Gefühl ist stärker, als ihre Gedanke.

Den idealen Sozialismus, der die Farbe so vieler Romane George Sands bestimmt, brachte Gérard de Nerval auf die Bühne. In seinem Drama „Leo Burckart“ stellte er den Weltbeglücker hin, den ein Federzug seines Fürsten vom Journalisten zum Minister macht und der nun frohgemut daran geht, alle seine Theorien in die Wirklichkeit zu übersetzen. Er will beglücken, aber indem er zu regieren sucht, ohne sich der Schergen eines Gouvernements zu bedienen, gerät er mit tausend Interessen in feindlichen Gegensatz und geht schließlich im Widerspruch mit sich selbst zugrunde.

Die Wirklichkeit des Elends hat erst Eugène Sue in die Literatur eingeführt, der in Frankreich schon lange ein beliebter und gern gelesener Schriftsteller war, als ihm die Geheimnisse von Paris 1842 mit einem Schlage zum Weltruhm verhalfen. Er schildert Verkommenheit und Verworfenheit in ihren schrecklichsten Gestalten, er führt in alle Höhlen des Lasters und der Zuchtlosigkeit, er mischt alle Klassen der Gesellschaft. Den bunten Faden seiner Erzählung aber stickt er immer auf dem Grunde: „Armer edler Arbeiter“, „grausamer Kapitalismus“. Die ungemeine Popularität, die er sich mit den zehn Bänden der Geheimnisse von Paris errang, vergrößerte sich noch, als er im „Ewigen Juden“ den Jesuiten zuleibe ging und alles, was Freidenker und Demokraten je gegen den Orden vorgebracht, in einen Roman voll unheimlicher Spannung goß. „Eugène Sue ist ein Genie,“ hörte Juliette Adam ihren Vater sagen, „er wird Frankreich von diesen Rodins befreien, seine Werke beginnen eine neue Ära der Geschichte.“

Je mehr sich in dieser Zeit die Schriftstellerei zum Beruf entwickelt, desto mehr verschiebt sich auch die gesellschaftliche Stellung der Schriftsteller. Früher waren sie, wenn sie nicht durch ihre Geburt zur Gesellschaft gehörten, niemals in dieselbe aufgenommen, höchstens als Spaßmacher geduldet worden; man entsinnt sich, welche Behandlung sich noch Voltaire gelegentlich gefallen lassen mußte, jetzt treten sie als gleichberechtigte Mitglieder in den ersten Zirkeln auf. Die ältere Generation sah das mit einem Erstaunen, das mit starker Mißbilligung gemischt war. Wie Gräfin Boigne über die Journalisten in Versailles dachte, ist schon erzählt worden, andere ihrer Standesgenossinnen urteilten

genau wie sie. „Die Prinzessin von Poix besucht die Empfänge der Herzogin von Abrantès, wo auch Frau Victor Hugo hingeht," schreibt die Herzogin von Dino, „die Schöngeisterei und die Politik haben die Gesellschaft seltsam durcheinander gemischt." Die gleiche liebenswürdige Dame bemerkt ein anderes Mal: „Ich fürchte mich entsetzlich vor Schriftstellern und Artikelschreibern", eine Angst, die bei ihr zum Vorurteil gegen diese Menschenklasse entartet. Als George Sand sie 1834 in Valençay besucht, findet sie dieselbe ungraziös und ihre Begleiter völlig ordinär, als sie 1837 Balzac kennen lernt, ist sie erstaunt, wie gewöhnlich und geistlos der berühmte Mann erscheint.

Das Bürgertum teilte diese Empfindungen nicht, es gab den Schriftstellern einen reich bemessenen Anteil an dem materiellen Aufschwung, von dem es selbst so großen Nutzen zog. Die Schriftstellerei wird unter dem Bürgerkönigtum für die beliebten Autoren zu einer Quelle des Reichtums. Chateaubriand erhielt von dem Verleger Ladvocat 700000 Frank für eine Ausgabe seiner gesammelten Werke; die Broschüre, die er 1833 an die Herzogin von Berry richtete, trug ihm einen Gewinn von 50000 Frank ein. Als bekannt wurde, daß der große Dichter an den Erinnerungen seines Lebens schreibe, bildeten 1834 der Duc de Cars, Baron Hyde de Neuville, Vicomte Beugnot und der Marquis de Larochejacquelin eine Gesellschaft, die das Verlagsrecht dieses mit Spannung erwarteten Werkes erwarb. Sie zahlten ihm sofort 250000 Frank und garantierten ihm eine Leibrente von 20000 Frank jährlich, die auf 12000 Frank herabgesetzt wurde, als der Empfänger zu lange lebte. 1844 bot Girardin 80000 Frank für den einmaligen Abdruck im Feuilleton der Presse. Trotz der großen Summen, die er empfangen, starb Chateaubriand in Armut. Lamartine hat in den 30 Jahren von Mitte der zwanziger bis zur Mitte der fünfziger Jahre, während deren sein Ruhm auf der Höhe stand, etwa 7—8 Millionen eingenommen und vertan; die Millionen, die dem älteren Dumas wie Wasser durch die Hände liefen, sind niemals gezählt worden. Sein Ansehen und seine Beliebtheit waren so groß, daß die Regierung, welche die Besitznahme und Kolonisierung Algiers gern populär machen wollte, ihn mit



einem eigenen Dampfer und 30000 Frank Reisegeld nach Afrika schickte, um es kennen zu lernen und dem Publikum in verführerischem Lichte darzustellen. Eugène Sue erhielt vom „Siècle" für einen seiner Romane 80000, vom „Constitutionel" für einen anderen 100000 Frank Honorar. Thiers bekam 1844 für seine Geschichte des Konsulats und des Kaiserreichs 500000 Frank. Dagegen nimmt sich Victor Hugo bescheiden aus, der 1838 das Verlagsrecht seiner gesammelten Werke auf elf Jahre für 240000 Frank verkaufte. Balzac, den seine Schulden erdrückten, verdiente auch in seinen besten Jahren nicht mehr als 10 bis 12000 Frank; Béranger, dessen Lieder in aller Mund waren, hätte Not leiden müssen, wenn ihm sein Verleger nicht aus gutem Herzen eine jährliche Leibrente von 6000 Frank bezahlt hätte.

Gesellschaftlich hatte sich die Stellung der Schriftsteller gehoben, finanziell hatte sie sich verbessert, sie hatten es auch der Kritik gegenüber leichter, als ihre Vorgänger der verflossenen Generation. Der Klassizismus legte das Schema seines Urteils, das er aus der Antike abstrahierte, an die literarischen Erscheinungen aller Zeiten, unbekümmert um deren Verschiedenheiten, die moderne Kritik trug auch hierin den Anschauungen des politischen justemilieu Rechnung, wie Delavigne erklärte: „Die gewöhnlichste Vernunft verlangt heute in allem Toleranz." Sainte Beuve und Jules Janin, die Jahrzehnte lang in literarischen und Theaterangelegenheiten die öffentliche Meinung Frankreichs gemacht haben, sind die Vertreter dieser Toleranz ohne vorgefaßte Meinung, erklärte doch Janin einmal den Goncourts: „Ich habe 20 Jahre ausgedauert, weil ich alle 14 Tage meine Ansichten geändert habe."

Der Klassizismus war zwar von der Bühne und aus der maßgebenden Kritik verdrängt, aber doch nur scheintot, ein Zufall bewies, daß er dem französischen Herzen doch nur vorübergehend entfremdet werden konnte. So sagt z. B. Juliette Adam von ihrem Vater: „Mit seinen übertriebenen und leidenschaftlichen politischen Ideen blieb sein Geschmack rein klassisch, literarisch bewunderte er nur die alten Griechen und ihre Nachahmer." Das klassische Repertoire war von der Bühne verschwunden, noch vor ihm in Talma sein glänzendster Vertreter; die Damen Mars

und Georges hatten umgelernt, aber neue Sterne brachten die ihrigen zum Erblassen. Frédéric Lemaitre war in diesen Jahren der gefeierte Held des Melodramas, Bocage „das Ideal des romantischen Liebhabers", Madame Dorval nach Gautiers Urteil die weiblichste aller Schauspielerinnen, die Verkörperung romantischer Helden und Heldinnen. Die klassische Tragödie schien verurteilt und wurde nur in der Provinz noch gepflegt, wo Pierre Dalban aus Grénoble von 1829—1856 einige 20 Römertragödien „klassische Fossilien" verfaßte. Da trat am 12. Juni 1838 Rachel Felix im Théâtre Français als Hermione in Racines Andromache auf, und wie mit einem Zauberschlage waren Racine und Corneille wieder zum Leben erwacht. Janin war der Herold der jungen Schauspielerin, der ihren Ruhm in Posaunenstößen verkündigte. Von den einen wurde ihr Spiel gepriesen, von den andern als kalt und ausgeklügelt verurteilt, sicher ist, daß der außerordentliche Beifall, der ihr Auftreten begleitete, dem klassischen Repertoire des Théâtre Français zu neuem Glanze verhalf; von 1838 bis 1852 verdiente sie dieser Bühne 3800000 Frank und erspielte sich selbst ein Vermögen, das ihr eine Rente von 100000 Frank im Jahr abwarf. Sie war in der alten und neuen Welt so gefeiert, daß Barnum ihr eine große Summe bot, wenn er nach ihrem Tode ihre Leiche schön einbalsamiert und schicklich aufgemacht zur Ausstellung bringen dürfe. Nun wagten sich auch wieder Dichter an die klassischen Stoffe, und es ist merkwürdig, daß der erste große Erfolg einer Tragödie, deren Stoff dem Livius entnommen war, zusammenfiel mit dem Fiasko eines Schauspiels von Victor Hugo, dessen „Hernani" die klassischen Schemen doch für immer in die Flucht gejagt zu haben schien. 1843 spielte das Odeon Ponsards „Lucrezia". „Ein sehr schönes Stück," schreibt Musset an seinen Bruder, „Ponsard ist der Held des Tages, man spricht nur von ihm und das mit Recht." Während man die durchsichtige Klarheit, die einheitliche geschlossene Form des Stückes bewunderte, fielen Hugos „Burggrafen" am 7. März vollständig durch. Die vier Grafen von Heppenheff, zwischen 30 und 100 Jahr alt, erschienen in ihren endlosen Monologen so wunderliche und verschrobene Gestalten, daß sie auf das Publikum durchaus nur



komisch wirkten und der krasse Durchfall dieses Schauspiels Victor Hugo die Bühne für immer verleidete.

Die Romantik machte unter der Restauration ihre Sturm- und Drangjahre durch, auf der Bühne wie in der Kunst, unter dem Julikönigtum ist sie im Besitz des Platzes, um den sie gerungen. In den Niederungen der Volksgunst verflacht der Strom, der so ungestüm hervorbrach, zu einem seichten Gewässer, er trägt keine stolzen Fregatten mehr, sondern nur noch flache Barken, in deren bunte Segel geschickte Macher den günstigen Wind des Zeitgeschmacks zu fangen wissen. Das Drama der großen Kunst wird zum Rührstück, der Farbenrausch eines Delacroix zum Bilderbogen der Delaroche und Konsorten. Delaroche ist so recht der Maler dieser Epoche geworden, weil er wie kein anderer der Mann der künstlerischen Kompromisse war. Das neue Stoffgebiet der Romantik war ihm günstig, denn es gestattete ihm die reichste Auswahl von Vorwürfen pathetischer, vorzugsweise sentimentaler Natur. Das Meli Melo von Lust und Verbrechen, das man am Boulevard du Crime spielte, hat er gemalt, und wie er durch seine Vorwürfe auf das Gemüt wirkte, so verstand er durch seine Farbe das Auge gefangen zu nehmen. Er hütet sich vor der Vehemenz Delacroix' und weiß die Tonlosigkeit Ingres wohl zu meiden, zwischen Scylla und Charybdis steuert seine Palette in den Hafen eines mäßig bewegten, nicht gerade lachend bunten, aber immer sorgfältig abgestimmten Kolorits. Henri Delaborde urteilte über Delaroche: „Kein Maler bringt mit mehr Treue die allgemeinen Ziele und Neigungen zum Ausdruck, inmitten derer er gelebt hat. Seine Werke fassen die Bewegung der Ideen in sich, die sich seit 30 Jahren in Frankreich vollzogen hat, sowie die Anschauungen und den Geschmack der Mehrheit." Daß er den Geschmack der Mehrheit traf, machte ihn zu dem gefeiertsten Maler der ganzen Epoche, er übersetzte in Farbe, was Casimir Delavigne auf die Bühne stellte. Die Freude an der romanhaften Romantik Walter Scotts begann abzuflauen, man verlangte nach wirklicher historischer Romantik. Im Salon von 1831 waren noch 30 Bilder zu sehen, die ihre Vorwürfe aus Scott geschöpft hatten, nun werden ihrer mit jedem Jahre weniger, die Weltgeschichte tritt für sie

ein. Louis Philippe nannte Delaroche den Delavigne der Malerei, ein Vergleich der außerordentlich nahe liegt, denn der Maler hat sich zu seinen Werken direkt vom Dichter inspirieren lassen, soweit, daß er in seinen Gemälden eigentlich nur Szenenbilder von Bühnenstücken gibt, gut und geschickt gestellte lebendige Bilder, deren Effekte der Künstler vorher im Puppentheater ausprobierte. Wie hoch man ihn wertete, bezeugen die für seine Bilder gezahlten Preise. Die beiden Stücke: Richelieu mit Cinq Mars und de Thou und Mazarin Karten spielend erwarb Graf Pourtalès 1831 für 3000 Frank, auf der Auktion seiner Galerie im Jahre 1865 gingen sie mit 80000 Frank fort. Die Kritik war entzückt von den Werken Delaroches, die Heine hoch über die Delacroix' stellt. Als dieser im Salon von 1839 Hamlet und Kleopatra ausstellte, schüttelten die Kritiker ihre Köpfe und fragten ernsthaft, ob Delacroix wohl der größte Maler seiner Zeit oder ganz einfach ein Narr sei, der sich über das Publikum lustig mache. Das große Publikum zog ihm sogar Ary Scheffer vor, von dem man behauptete, er male mit Schnupftabak und grüner Seife.



Levasseur. Der Maler Delaroche.

Der Geschmack am Geschichtsbilde veranlaßte den König zur Stiftung des historischen Riesenmuseums von Versailles. Das gewaltige Schloß, seit länger als 40 Jahren unbewohnt, drohte,

zur Ruine zu zerfallen, als Louis Philippe es auf Kosten seiner Schatulle restaurieren ließ und: à toutes les gloires de la France bestimmte. Es wurde am 10. Juni 1837 mit 1110 Porträts, 784 Geschichtsbildern und 450 Skulpturen eröffnet. „Das neue Frankreich," bemerkt Guizot, „das gemischte, bürgerliche, demokratische Frankreich, überschwemmte das Palais Ludwigs XIV., aber die Sieger waren recht erstaunt über ihre Eroberung." Das Museum war die Lieblingsschöpfung des Bürgerkönigs, der die Sujets und die Maler selbst bestimmte. So erteilte er große Aufträge an Steuben, Schnetz, Cogniet, Johannot, Scheffer, Gosse, Caminade, Larivière, Heim, Dévéria, Couder, Bouchot, Mauzaisse; Théodore Gudin erhielt allein 90 Bilder in Auftrag, Alaux 29, Horace Vernet 20. Die Qualität der Bilder entsprach der Quantität in keiner Weise, „das Museum in Versailles wird allen Liebhabern schlechter Bilder süße Empfindungen und lebhaftes Vergnügen verursachen", schrieb Dr. Véron.

Die Vertreterin der offiziellen Kunst, die Akademie, blieb nach wie vor der klassizistischen Schablone und den drapierten Gliedermännern treu. Hippolyte Flandrin erwarb 1832 den Rompreis mit einem Theseus, Blanchard 1836 mit einem Moses. 1838 als Delacroix seine Medea ausstellte, erhielt Pils den Rompreis für Petrus, der einen Lahmen heilt, 1839 als Delacroix' Hamlet im Salon war, fiel der Rompreis an Hébert für Joseph, der von seinen Brüdern verkauft wird. Cabanel wurde 1845 Träger des Rompreises mit einer Verhöhnung Christi. Die Kritik befehdete die Akademie, Théophile Gautier, Bürger-Thoré, Jeanron sagten ihr derbe Wahrheiten, nannte sie der letztere doch 1840 „das ewige Seminar unheilbarer Vorurteile". Sie rächte sich dafür, indem sie nach wie vor jeden Fortschritt, jedes Abweichen von der Schablone zu verhindern suchte.

Während das Historienbild mit dem allgemeinen Geschmack auch den Markt beherrschte, entstand ganz in der Stille und ganz abseits von den tonangebenden Ateliers eine neue Richtung in der Kunst. „Die Kunst kommt nur von einer Koterie an eine andere," schrieb Laviron 1833, „und entfernt sich dadurch immer weiter von ihrem eigentlichen Zweck, dem Wahren . . . und dabei



Rude. Die Abreise der Freiwilligen. Gruppe genannt die „Marseillaise“ vom Triumphbogen in Paris. Nach einer Zeichnung von A. Brun.

ist doch der Naturalismus die Kunst der Zukunft, denn die Menschen unserer Zeit legen vor allem auf das Wirkliche und Positive Gewicht.“ Im Gegensatz zu den Modekünstlern des Tages, denen die Natur nur ein Vorwand für die Kunst war, fanden sich gerade in diesen Jahren einige Meister zusammen, denen das Studium der Natur der eigentliche Zweck der Kunst zu sein schien. Corot, Théodore Rousseau, Millet bilden jenen Verein, den die dankbare und bewundernde Nachwelt die Schule von Fontainebleau genannt hat. Sie versuchten im Abbild der Natur den farbigen Abglanz seelischer Stimmungen zu geben, sie haben im paysage intime den innigen Kontakt zwischen Empfindung und Natur geschaffen und damit der Kunst eine neue Richtung gewiesen. Wie die Dichtung der französischen Romantiker durch Shakespeare, Byron, Walter Scott von England beeinflußt wurde, so stammte auch diese Art der Naturbetrachtung von der immergrünen Insel und war der französischen Kunst durch Bonington und Constable vermittelt worden. Die französischen Landschafter der eben vergangenen Epoche, Boisselier, Bacler d'Albe, Turpin de Crissé, hatten in der Natur nur ein Theater gesehen, auf dem überlebensgroße Gefühle pathetische Szenen aufführen; nun wiesen die Maler auf Licht und Luft, auf den zitternden Glanz der Atmosphäre, auf Himmel und Wolken als die eigentlichen Träger der Stimmung hin. Jene hatten immer noch geglaubt, nur die klassischen Stätten seien die einzig würdigen Gegenstände der Landschaftsmalerei, diese zeigten, daß der unscheinbarste Winkel der Heimat mehr Innigkeit und einen stärkeren Gehalt an Poesie aufweisen könne, als Italien, Griechenland und Sizilien zusammen. Paul Huet, Charles de Laberge, Camille Flers, Louis Cabat waren die ersten, die mit tastenden Schritten diesen neuen Weg einschlugen, Jules Dupré, Théodore Rousseau führten die Richtung zum Siege und seither sind alle, die sich ihnen früher oder später angeschlossen haben, Troyon, Diaz, Daubigny, Jules Breton u. a. als gefeierte Vertreter der neuen Kunst berühmt und bekannt.

Zu ihrer Zeit war es nicht so, dauernd wies die Jury, in der Bidaud saß, alle Bilder Rousseaus vom Salon zurück, als der jugendliche Herzog von Orléans 1834 ein Bild von Rousseau

kaufte, machte ihm der König heftige Vorwürfe, daß er gewagt habe, sich mit den staatlich approbierten Kunstwächtern in Widerspruch zu setzen. Die gleiche Animosität bewies die Jury gegen die Bildhauer. Der nüchterne David d'Angers trug alle Aufträge der offiziellen Denkmalkunst davon, der schöne und etwas süßlich gestaltende Pradier war der Modebildhauer der eleganten Welt, neben ihnen haben François Rude und Barye nicht die Beachtung gefunden, die ihren überragenden Talenten gebührt hätte. Als Rude aus der zwölf Jahre dauernden Verbannung in Brüssel zurückkehrte, war Thiers glücklicherweise in der Lage, ihm einen großen Auftrag zu verschaffen, indem er ihn die Gruppe der Marseillaise am Arc de l'Étoile ausführen ließ. Der dankbare Vorwurf hat dem feurigen Temperament des Künstlers Gelegenheit gegeben, eine der glänzendsten Leistungen zu vollbringen, die der französischen Skulptur und nicht nur im 19. Jahrhundert gelungen sind. Barye, einer der größten Tierbildner aller Zeiten, hat direkt Not gelitten, denn auch seine Werke wies die Jury des Salons beharrlich von den Ausstellungen zurück. Die Tonskizzen, die nach seinem Tode mit 6000, 7000, 8000 Frank bezahlt wurden, hat er selbst vergeblich für 60 und 80 Frank ausgeboten, die Gruppe „Jaguar und Hase" zahlte der Staat ihm mit 750 Frank. Auch hier war es wieder der Herzog von Orléans, dessen Kunstverständnis dem Bildhauer zu Hilfe kam, er ließ ihn einen großen Tafelaufsatz modellieren, der aus neun Jagdgruppen bestand. Thiers, dessen Verständnis für die Kunst größer war als der Geschmack, den er in der Ausschmückung seines Hauses an den Tag



Gigoux. Der Bildhauer Barye.



legte, hatte Barye mit einer Kolossalgruppe betrauen wollen, die nach dem Plane Chenavards den Arc de l'Étoile krönen sollte. Leider mußte der große kleine Mann sein Portefeuille abgeben, ehe diese Absicht hatte ausgeführt werden können.

Das wirkliche Abbild der Zeit, so wie sie dem Auge erschien, darf man weder bei Delacroix noch bei Delaroche suchen, eher schon in den Meisterzeichnungen von Ingres oder den Bildnissen von Winterhalter, vor allem aber bei den Lithographen. Die Entdeckung Senefelders, welche französische Liebhaber während der Okkupation Münchens kennen lernten, ist in den ersten Jahren der Restauration von Graf Lasteyrie und dem Verleger Engelmann nach Paris verpflanzt worden. Unter den Händen französischer Zeichner ist die Lithographie zuerst zum Kunstmittel geworden. Französische Künstler waren die ersten, die erkannten, daß der lithographische Stein ihnen erlaubte, ihre Gedanken mit einer Leichtigkeit auszusprechen, die seiner Übertragung auf das Papier die volle Frische und Ursprünglichkeit der schöpferischen Idee erhält, daß man sich auf dem Stein der gleichen, sogar mehrerer Verfahren bedienen kann, wie auf der Kupferplatte. Sie haben diese Erkenntnis in weitestem Umfange ausgenutzt, und schon unter der Restauration wird die Technik des Kupferstichs von der Lithographie fast völlig beiseite gedrängt. Die Bilderserien folgen einander mit einer Schnelligkeit, daß eine Karikatur von Charlet schon 1823 darstellt, wie es lithographische Albums regnet. Lami, Pigal, die Dévéria haben ihren Stift schon früh der Darstellung der Ereignisse des täglichen Lebens gewidmet und mit Geist und Grazie die Eleganz der Mondaine und die Einfachheit des Kleinbürgers geschildert, aber ihre eigentliche Bedeutung erhält die Lithographie doch so recht erst unter dem Bürgerkönigtum. Sie greift über die Mode weit hinaus, denn eine ganze Anzahl der ersten Künstler bedienen sich ihrer mit Ausschließlichkeit, um ihre Ideen durch sie zu verkörpern. Vernet, Charlet, Raffet, Bellangé, Monnier, Daumier, Traviès, Gavarni fanden alle den lithographischen Stein das geeignetste Mittel, um die unendliche Vielgestaltigkeit ihrer Ideen darauf zum Ausdruck zu bringen. Sie sind es, welche die Tragikomödie des Bürgerkönigtums Stunde für Stunde mit

raschem Griffel fixieren, sie schreiben die Chronik der Zeit. In der Gesellschaft, deren Situation mit jedem Augenblick gespannter wird, sprechen sie das letzte Wort, denn sie finden das befreiende Lachen. Sie haben in den Typen, die sie geschaffen, politische und gesellschaftliche Zustände zu Persönlichkeiten verdichtet, von so packendem Leben, daß ihre Wesenheit erst mit der Kunst selbst aufhören wird. Daumiers „Robert Macaire", Monniers „Prudhomme", Traviès „Mayeux" stellen die Gesellschaft dieser Epoche nicht nur dar, sie sind es selbst. Anmaßung, Selbstsucht, Eitelkeit, Habgier, Genußsucht verschmelzen da unauflöslich zu dem Bilde des Bourgeois und repräsentieren das juste-milieu in allen seinen Schattierungen von boshaftestem Neid durch Mißgunst hinüber zur satten Zufriedenheit. Gavarnis entsetzlicher „Thomas Vireloque" präludiert bereits die Exzesse des Kommunismus. Keine andere Epoche hat einen künstlerischen Niederschlag von gleicher oder auch nur ähnlicher Bedeutung gefunden, wie er dem Bürgerkönigtum in diesen lithographierten Blättern zuteil ward, die ganze Zeit steht in ihnen lebendig vor den Augen der Nachwelt. Horace Vernet, Charlet und Raffet haben in ihrem Werk den französischen Troupier verherrlicht und die Erinnerung an die Kaiserzeit mit der Glorie geschmückt, die sie noch heute umstrahlt. Die Gestalten des ersten Napoleon, seiner Marschälle und seiner Soldaten leben in der Erinnerung nicht so, wie sie wirklich waren, nicht so, wie sie die Zeitgenossen, die David, die



Charlet, Selbstporträt.



Nach der Lithographie von Charlet.

Gros u. a. sahen, sondern so, wie sie die Künstler der folgenden Generation geschildert haben. Sie haben aus dem großen Kaiser den petit caporal gemodelt, der das Idol der Menge wurde. Sie haben immer wieder von seinen großen Taten berichtet und in tausend rührenden naiven Zügen ein Bild des großen Korsen in die Köpfe gehämmert, das vielleicht nicht der Wahrheit entsprach, aber darum, weil es für das Verständnis der Masse zurecht gemacht war, nur um so fester saß. Horace Vernet war als Künstler nur eine begabte Mittelmäßigkeit, wenn ihn Heine trotzdem einmal den nationalsten aller französischen Maler nennt, so verdient er diese Bezeichnung durch die Gegenstände, die er malte. Unzählige Male hat er den ersten Napoleon gemalt, lithographiert

und auf Holz gezeichnet; als unter Louis Philippe die französische Armee sich neue Lorbeeren in Afrika erkämpfte, schloß er sich den Truppen an und hat in eben so unzähligen Bildern Leben und Taten der Soldaten gemalt. Er war ungemein fruchtbar und konnte in drei Jahren 57 große Bilder fertigen, einmal sogar in sieben Monaten eine Leinwand von 760 Quadratfuß. Im Museum von Versailles sind zahlreiche Bilder von seiner Hand, in dem Sturm auf Constantine, der riesigen Einnahme der Smalah, tritt die ganze Bravour hervor, mit der er solche Vorwürfe zu meistern wußte. Die Karikatur hat ihn einmal dargestellt, wie er auf galoppierendem Pferde an seiner Leinwand entlangsaust und Pinsel und Palette handhabt. Er war nicht weniger geschätzt als Delaroche, Kaiser Nikolaus von Rußland bezahlte ihm ein Bild mit 100000 Frank. Es ist durchaus nicht zu viel gesagt, wenn man behauptet, daß ohne die Tätigkeit dieser Künstler Vernet, Charlet und Raffet das Kaiserreich wahrscheinlich keine Auferstehung erlebt hätte. Sie haben nicht nur die Erinnerung aufgefrischt, sondern sie haben die ganze Legende um seine Person erst geschaffen. Als Napoleon nach St. Helena unterwegs war, atmete nicht nur Europa leichter, ganz Frankreich atmete auf; als er einsam auf der Insel starb, ging seine Todesanzeige in Paris unbemerkt vorüber. Erst die Julirevolution löste den Bann, die Aufregung der Kampftage lieh



Charlet. Der alte Soldat an der Bahre Napoleons.



Horace Vernet. Napoleon. Nach dem Stiche von Jazet. „Je désire que mes cendres reposent sur les bords de la Seine, au milieu du peuple français que j'ai tant aimé." Testament 15. Avril 1821.

auch dem Bilde des Heldenkaisers lebhaftere Farben. 1830 und 1831 lief ganz Paris in die Napoleonstücke, die das Vaudeville, die Varietés und das Theater an der Porte St. Martin spielten. Der Schauspieler Gobert, der eine so große Ähnlichkeit mit dem Kaiser besaß, daß ihn die Invaliden auf der Straße grüßten, war in dieser Zeit eine Zelebrität, sein Gewinn an einem dieser Stücke belief sich auf 40000 Frank, der Verdienst des Direktors Crosnier auf 200000 Frank. Solange der Herzog von Reichstadt noch lebte, beschränkte sich die Regierung darauf, dieses Treiben nur zu dulden, als Napoleons Sohn aber am 22. Juli 1832 gestorben war, schien ihr von seiten der Bonapartisten keinerlei Gefahr mehr zu drohen und sie begann, sich an der allgemeinen Begeisterung zu beteiligen. Das erste war, daß sie die Vendôme-Säule, welche während der Restauration mit einer Lilie gekrönt worden war, wieder mit der Statue des Kaisers versah, Seuvre hatte sie modelliert, Crozatier gegossen, am 21. Juli 1833 wurde sie enthüllt. Das zweite war 1836 die Fertigstellung des Arc de l'Étoile, der nun der großen Armee gewidmet wurde. Die dritte Tat war die Abholung der Leiche Napoleons von St. Helena und ihre Überführung nach Paris. Der Prinz von Joinville nahm die sterblichen Überreste des Kaisers am 15. Oktober 1840 an Bord der Fregatte

La belle poule und übergab sie im Dezember den Invaliden zur Beisetzung unter der Kuppel ihres Domes. Die Regierung umgab die Handlung mit dem größten Pomp und der größten Feierlichkeit,



Holzschnitt nach Horace Vernet.

man hat mit Recht geltend gemacht, daß unter dem zweiten Kaiserreich dem Andenken an Napoleon I. geringere Ehren erwiesen worden seien, als unter Louis Philippe. Zeitgenossen des Kaisers, wie die Herzogin von Dino, die sich darauf besannen, daß er unter allgemeinen Verwünschungen vom Thron gestiegen war, nahmen in der unermeßlichen Popularität, die sein Andenken jetzt umgab, verwundert den Umschwung der Zeiten wahr. „Der Enthusiasmus des Volkes", schreibt Odilon Barrot, „gehörte ganz allein dem erhabenen Toten, die napoleonische Legende lebte in voller Kraft auf." 1837 hatte Heine schon bemerkt: „Der Heroismus der imperialen Herrschaft ist der einzige, wofür die Franzosen noch empfänglich sind und Napoleon der einzige Heros, an den sie glauben." Louis Philippe und seine Minister sahen nur im Grafen von Chambord eine Gefahr für den Thron der Julimonarchie, sie glaubten das bonapartistische Ideal ungestraft hegen und pflegen zu dürfen. Sie haben das sogar dann noch getan, als ihnen die Versuche des Prätendenten zeigten, daß, wenn die direkte Erbfolge des Kaisers mit dem Tode des Herzogs von Reichstadt auch erloschen war, seine Familie ihre Ansprüche auf den französischen Thron deswegen noch lange nicht aufgab. Prinz Louis Napoleon, der Sohn des Königs von Holland, und der Hortense Beauharnais war nach den Bestimmungen, die Napoleon einst für sein Haus erlassen hatte, der

präsumtive Erbe und er zögerte nicht, als Kronprätendent hervorzutreten. Die ersten Handlungen, mit denen er vor die Öffentlichkeit trat, der Versuch, den er am 30. Oktober 1836 unternahm, sich der Festung Straßburg zu bemächtigen, die Landung am 6. August 1841 in Boulogne waren allerdings nicht dazu angetan, ihn als einen ernsthaften Gegner erscheinen zu lassen. Beide Male hatte der Prinz auf eine Militärrevolte gerechnet, mit deren Hilfe er sich der höchsten Macht bemächtigen wollte, beide Male waren diese Putsche im Keim erstickt worden. Der König hielt den jungen Prinzen für so wenig gefährlich, daß er ihn nach der Straßburger Affäre einfach auf ein Schiff bringen und nach Amerika spedieren ließ, erst nach Boulogne wurde ihm der Prozeß gemacht und er in Ham interniert, von wo er 1846 entfloh. Bei diesen beiden Gelegenheiten, zumal bei der Landung in Boulogne, war das Auftreten des Prinzen von so viel lächerlichen Umständen begleitet worden, daß man ihn mit Recht für abgetan halten konnte. Aber gerade das Abenteuerliche seiner Unternehmungen verankerte seine Persönlichkeit, wie Cassagnac bemerkt, in den Köpfen der Landleute, während der Mangel an Überlegung in seinem Plan, der Frankreich von irgendeinem Punkt der Grenze aus unterwerfen wollte, statt von Paris aus, dem einzigen Ort, dessen Besitz auch den des Landes bedeutet, ihn in den Augen der Politiker und Militärs sogar um das Prestige des Namens brachte. Die Landleute waren auf seiner Seite, glaubten sie doch, wie der Herzog von Broglie beobachtete, daß der Kaiser noch gar nicht gestorben sei. Als Heine die Normandie besuchte, fand er das Bild Napoleons I. in jeder Hütte, Kreyßig, der in den vierziger Jahren das mittlere und südliche Frankreich bereiste, erzählt, daß es dort kein Bauernhaus und keine Schenke gab, die nicht ein Tempel des großen Kaisers gewesen wären. So hat das Julikönigtum dem zweiten Kaiserreich die Wege geebnet.

Die politischen Umwälzungen, die Frankreich seit 1789 in fast unaufhörlicher Folge durchgemacht hat, haben den Charakter seiner Gesellschaft geändert und mit ihr die Umgangsformen und die Geselligkeit. Als nach den heftigsten Stürmen der Revolution

sich unter dem Directoire die neue Gesellschaft zusammenfindet, werden allen Beobachtern die Unterschiede klar, welche die Angehörigen derselben von denen der alten Gesellschaft trennen. Herkunft, Sprache, Manieren, Anschauungen sind so ganz andere, daß gar keine Brücken mehr von der Gesellschaft vor 1789 zu jener der späteren Epochen hinüberzuführen scheinen. Unter dem Kaiserreich und unter der Restauration haben diese Unterschiede sich nicht verwischt, sondern höchstens vertieft. Dieser Prozeß der Zersetzung ist durch die Julirevolution beschleunigt worden. Die ältere Generation empfing nach 1830 den Eindruck, als fiele die französische Gesellschaft vor ihren Augen zusammen. „Von dieser Epoche an", schreibt Barante in seinen Erinnerungen, „beginnt die Scheidung auch unter den Gemäßigten, welche sich vereinigt hatten, um das Land gegen die Leidenschaften der Ultraroyalistischen Partei zu verteidigen. Die Nuancen wurden stärker betont, die Verschiedenheiten des Ursprungs und der Erinnerungen machten sich geltend, Mißtrauen und Eifersucht traten hervor. Männer von Talent und Verdienst begannen sich gegenseitig zu verabscheuen." Die gleiche Beobachtung machte Guizot: „Die Welt, in der ich gelebt hatte," sagt er, „die höfliche, wohlwollende und gebildete Gesellschaft, welche sich unter dem Kaiserreich zusammengefunden und während der Restauration so glänzend entwickelt hatte, verschwand von Tag zu Tag. Der Geschmack an geistigen Genüssen, die soziale Sympathie, die liberale Duldung aller Verschiedenheiten der Ideen und der Stellung wichen vor der



Nach der Lithographie von Gavarni.

Herrschaft der Interessen und der politischen Leidenschaften. Die Zwietracht war in die Salons gedrungen, so daß sich alles in die engen Grenzen kleiner Koterien zurückzog." — Paris ist nicht wieder zu erkennen, erzählte Graf Paul Medem 1831 in London, so sehr sind Manieren, Ton, Sitte und Sprache verändert.

Dieser Unterschied gegen früher, der so plötzlich sichtbar wurde, lag daran, daß der mittlere und kleine Bürgerstand sich nach den Julitagen als Herr der Situation fühlte, und da er sich des Mangels seiner Erziehung gar nicht bewußt war, die Ursprünglichkeit seiner Manieren mit der größten Unbefangenheit zur Schau trug. Mit dem alten Hofe war das Vorbild der feinen Sitten verschwunden, denn den Haushalt des Bürgerkönigs konnte man niemals als einen königlichen Hof ansehen. Eine große Zahl überflüssiger Hofchargen war in Wegfall gekommen und das Zeremoniell außerordentlich vereinfacht worden, die Hauptsache aber war, daß der König von nun an diejenigen nicht aus seiner Gesellschaft verbannen konnte, denen er seine Krone verdankte, den Mittelstand der kleinen Kaufleute. Das bürgerliche Behaben des Monarchen, der sich mit Hut und Regenschirm in den Pariser Straßen zu zeigen liebte, ermutigte seine Anhänger zu einem Benehmen, das ebenso ungeniert war, wie die Formlosigkeit im Auftreten des Königs. In jedem Anzug erschien man im Schloß, so daß Herr von Sémonville einmal um Verzeihung bat, daß er sich erlaube, vor den Augen des Königs zu erscheinen, ohne schmutzige Stiefel anzuhaben. Mit Begeisterung berichteten die Zeitungen, daß die Prinzessinnen auf den Hofbällen mit simplen Nationalgardisten tanzten; „Schneidergesellen trifft man in den Tuilerien", meint Castellane geringschätzig. 1835 bemerkte die Herzogin von Dino, daß die Frauen der kleinen Kaufleute so gekleidet zu Hofe gehen, wie sie tagsüber hinter dem Ladentisch stehen, und mehrere Jahre später schildert sie ein Hoffest als ein Chaos, in dem die Damen sich drängen und stoßen und sich Schlachten liefern, in welchen sie ihre Kleider zerreißen und ihre Mantillen verlieren. „Dem Hofe der Tuilerien fehlt jede Würde", fand selbst der bürgerliche Kammerpräsident Dupin, von dem die bösen Zungen behaupteten, Louis Philippe habe ihn einmal allerhöchsteigenhändig beim

Kragen genommen und hinausgeworfen. Es soll nicht selten vorgekommen sein, daß selbst Unterpräfekten in nicht ganz nüchternem Zustande vor dem König erschienen; seit 1834 sah man sich genötigt, bei Hoffesten an den Büfetts weder Weine noch Liköre auszuschänken, weil es sonst zu viel Betrunkene gab!

Unter diesen Umständen mied die gute Gesellschaft sogar die Tuilerien, statt daß sie sich sonst um den Vorzug hätte reißen müssen, bei Hofe überhaupt empfangen zu werden. Der König verlangte einmal, die an seinem Hofe akkreditierten Gesandten sollten aus Rücksicht für ihn niemand zu ihren Gesellschaften einladen, der nicht in die Tuilerien ginge. „Dann gebe ich lieber keine Bälle mehr," antwortete Graf Appony, „ich fände nicht 15 Damen", und Lady Granville erklärte rund heraus, wenn es dem Herzog von Orléans nicht passe, in ihrem Salon Leuten zu begegnen, die nicht an den Hof gingen, dann möge er ruhig weg bleiben. Die Königin Marie Amélie hat unter diesen Zuständen schwer gelitten, sie war im Hofleben groß geworden und fühlte sich in ihrer Würde verletzt. Was sie nicht zu ändern vermochte, versuchte der Herzog von Orléans innerhalb des kleinen Zirkels, den er in seinen Privatgemächern empfing. Er konnte seine Gäste wählen, so daß er sicher war, Leute von guter Erziehung bei sich zu sehen, und versuchte auch die Etikette allmählich wieder herzustellen, welche die Orgien des juste-milieu aus dem Königschlosse vertrieben hatten. Als Castellane 1836 bei dem Thronfolger eingeladen war, fand er den Stil „wirklich königlich", und beobachtet mit Vergnügen einen großen Teil der Herren in Kniehosen und Seidenstrümpfen. Der Einfluß des Herzogs von Orléans, der allgemein beliebt war und bei seinem Besuche der auswärtigen Höfe überall den gewinnendsten Eindruck machte, würde sich wohl nicht nur darauf beschränkt haben, das gesellschaftliche Niveau des Hofes zu heben, sondern der Herzog hätte, wäre er am Leben geblieben, wahrscheinlich auch den Einfluß auf den König gewonnen, der imstande gewesen wäre, den Sturz der Monarchie abzuwenden. Es war unheilvoll für die Dynastie, daß er am 13. Juli 1842 durch einen Sturz aus dem Wagen verunglückte.

Die Zerstörung der Pariser Gesellschaft, über die Herr von Mon-





Zeichnung von Gavarni. 1840.

trond sich gegen die Herzogin von Dino beklagte, beruhte zum großen Teil auf der Trennung der Geschlechter, „ganz plötzlich", schreibt Alfred de Musset, „geschah etwas Unerhörtes in den Pariser Salons, alle Männer gingen auf eine Seite, alle Frauen auf die andere." Verursacht wurde die Trennung durch die Politik, die alle anderen Interessen überwiegt und die Gemüter erbittert, erweitert und aufrechterhalten durch Gewohnheiten, die bis dahin dem Salon ferngeblieben waren. Dazu gehörte das Rauchen. Bis etwa 1830 war das Tabakrauchen nur Militärs, wir wollen nicht sagen erlaubt, aber verziehen worden, nun genieren sich die jungen Leute nicht mehr und rauchen überall und immer. Anfangs war es noch ungewöhnlich, so daß die Herzogin von Abrantès 1834 ganz entsetzt ist, als sie Herrn von Caulaincourt mit einer Zigarre im Munde auf der Straße trifft. „Wo soll das hinaus!" ruft sie aus. Die jungen Männer bildeten Rauchklubs, weil sie sich, wie Gautier sagt, nicht mit der Zigarre öffentlich blicken lassen wollten, dann aber bürgert es sich rasch ein, wofür der breite Raum ein Beweis ist, den Zigarren und Zigaretten in den Romanen von Balzac und Dumas einnehmen. Es war ein Hauptspaß der legitimistischen Jugend, an den Abenden der Hofbälle vor den Tuilerien auf und ab zu gehen, die Türen der dort in langer Reihe wartenden Wagen zu öffnen und den geputzten Insassinnen Wolken von Tabakrauch in Gesicht und Frisur zu blasen. Musset war ein so leidenschaftlicher Raucher, daß Alton-Shée die gelben Finger, Zähne und Lippen des Dichters rügt. Das Rauchen trägt zur Demokratisierung der Gesellschaft bei, 1844 wundert sich Delphine de Girardin über die Art, in der ganz unbekannte, oft sozial sehr verschieden gestellte Männer einander um Feuer bitten.

Die ungenierte englische Art und die herausfordernde Manier der jungen Romantiker haben zusammengewirkt, um einen neuen

Typus des jungen Mannes zu schaffen. Dem Beau ténébreux der zwanziger Jahre folgt der Lion. Vielleicht hängt der Name mit den Löwenmähnen zusammen, welche jetzt Mode wurden, vielleicht geht er auf die bekannte Stelle in „Hernani" zurück, wo Donna Sol ausruft: „vous êtes mon lion superbe et généreux", sicher nachzuweisen ist der Ursprung nicht mehr, dem Sprachgebrauch gehört die Bezeichnung seit Beginn der dreißiger Jahre an. Chateaubriand hat diesen Typus sehr hübsch geschildert: „Der Dandy muß ein unverschämtes, leichtsinniges, eroberndes Air haben. Er muß sich sorgfältig kleiden, einen Schnurrbart tragen oder einen Vollbart, rund wie die Krause der Königin Elisabeth oder wie die strahlende Scheibe der Sonne. Die stolze Unabhängigkeit seines Charakters beweist er, indem er seinen Hut aufbehält, sich auf den Sofas herumwälzt und seine Beine den Damen unter die Nasen steckt, die bewundernd um ihn herum sitzen. Er steigt mit einem Spazierstock zu Pferde, den er wie eine Kerze hält, gleichgültig gegen den Gaul, den er zufällig zwischen den Beinen hat. Er muß gesund sein und seine Seele muß sich stets auf dem Gipfel von fünf oder sechs Glückseligkeiten befinden. Manche der fortgeschrittensten Dandys rauchen eine Pfeife." Zu den tonangebenden jungen Herren dieses Genres gehörten um 1840 herum besonders einige Ausländer: Graf Walewski, ein Sohn Napoleons I., der damals schon sein Vermögen verschwendet hatte, ferner Lord Howden, Colonel Caradoc, Lord Clanricarde, Lord Henry Seymour, Mr. Sanegon u. a. Diese waren es auch, welche die Klubs in Frankreich einbürgerten und dadurch das Auseinanderfallen der alten Gesellschaft noch weiter beförderten. „Die jungen Leute haben jetzt eine Manie für die Klubs, die Damen der guten Gesellschaft bleiben allein, es gibt keine Gesellschaft mehr", bemerkt Castellane 1838. Die ersten Klubs waren in Paris der Club du Commerce auf dem Boulevard Montmartre, der der Amis des Arts, Rue Choiseul und der Union Club gewesen, dem die Aristokratie und die Gesandten angehörten. Sie wurden in Schatten gestellt, seitdem am 11. November 1833 der Jockey-Club begründet worden war. Er schlug sein Heim erst in der Rue du Helder, dann in der Rue Grange Batelière auf und bildete alsbald das Zentrum der

jeunesse dorée. Jedes Mitglied zahlte bei seinem Eintritt 450 Frank und einen jährlichen Beitrag von 300 Frank. Das Präsidium bildeten Lord Henry Seymour, Graf Demidoff, Fürst Ney, Charles Laffitte, Erneste Leroy u. a. Der eigentliche Zweck des Klubs war die Verbesserung der Pferdezucht, die Hauptzerstreuung aber war das Spiel. Manche der Herren, erzählt Graf Alton-Shée, gewannen im Jahre 100000 Frank, zu den hitzigsten Spielern gehörte u. a. Graf Cavour.

Die Beförderung des Pferdesports ließ sich der Herzog von Orléans angelegen sein, die Hindernisrennen und Wettrennen, die in Chantilly veranstaltet wurden, kamen außerordentlich in Mode, es galt für einen Beweis der höchsten Eleganz, wenn man für die Dauer der Rennen in Chantilly ein Haus mieten konnte. Indessen bürgerte sich dieser wie jede andere Art Sport nur sehr langsam ein. Théophile Gautier, Alphonse Karr brachten das Rudern auf und fuhren 1832 von Paris aus bis ans Meer, als aber in dieser Zeit der Gentlemens Jacht-Club einen Ausflug nach Frankreich machte und Cherbourg anlief, erschrak die Bevölkerung, denn sie hielt die englischen Sportsleute für Seeräuber. Engländer führten 1835 das rohe Vergnügen des Taubenschießens in Paris ein und gründeten ein Lokal dafür an der Barrière de Clichy. Sport als Leibesübung wäre damals nur auf romantischen Umwegen zu ermöglichen gewesen, so wollte Roger de Beauvoir die mittelalterlichen Turniere neu beleben und suchte den noch minderjährigen Maxime Ducamp dafür zu interessieren. Da der Assoziationsgeist, der die Geschäfte beseelte, sich auch darin geltend machte, daß man Luxus und Vergnügen auf diesem Wege billiger beschaffen wollte, so schlug der Romantiker seinem jungen Freunde vor, Ritterturniere auf Aktien à 1000 Frank zu gründen. Der Erzieher Ducamps vereitelte diesen schönen Plan, bei dessen Verwirklichung mittelalterliche Romantik und moderner Industrialismus sich so schön die Hand gereicht hätten. „Ich weiß auch den passenden Ort dafür," sagte er den jungen Leuten, „den großen Hof (der Irrenanstalt) von Charenton, da seid ihr dann ganz unter euch."

Wenn man will, kann man wohl den Dienst in der Nationalgarde als eine Art militärischen Sports auffassen. Der Dienst in dieser

Truppe legte dem Soldaten die Pflicht auf, Uniform und Waffen selbst zu beschaffen, schloß also Unbemittelte von selbst aus und gestattete den Wohlhabenden in Kavallerie und Artillerie Vorzugskompagnien zu bilden. Der Pariser Nationalgardist genoß in seiner Uniform eine Vorzugsstellung, Victor Hugo und Alexander Dumas konnten der Einweihung des Museums in Versailles 1837 ohne Umstände in dieser Montierung beiwohnen. Sonst genoß der Nationalgardist ein zweifelhaftes Ansehen. „Er beschäftigt seinen Genius, alle Hilfsquellen seines Geistes mit nichts anderem," schreibt Appert, „als damit, Vorwände zu finden, um sich von Patrouillengängen, Posten stehen, Exerzieren drücken zu können." „Ganze Kompagnien fehlen, wenn der Tambour sie ruft", bemerkt Castellane. So hat die Karikatur sich auch gern mit ihnen beschäftigt. Bellangé, Charlet, Daumier, Doré haben sich mit Vorliebe an dem armen „Bizet" gerieben. Das hindert nicht, daß die Nationalgarde sich nicht auch militärisch ausgezeichnet hätte, in den Straßenunruhen haben sie tapfer für die Ordnung gekämpft, auf 2000 Mann beziffert Rambaud die Opfer, welche die Truppe in den vielen Emeuten gelassen hat.



Desperets. Spottbild auf die Nationalgarde und den Herzog von Orleans. Aus der „Caricature".

Das Ungezwungene des Benehmens artete in das forciert Natürliche aus und war mit einem Mangel an Manieren und Takt verbunden, der einen Schatten selbst auf die ersten Kreise der Gesellschaft wirft. Talleyrand beklagt sich z. B. in seinen Memoiren über die jungen Attachés der französischen Botschaft, die er in den Jahren 1831—34 unter sich hatte, und die es geradezu an den elementarsten Grundbegriffen des Anstands, den sie ihrer Stellung

jeunesse dore- [illegible] fehlen ließen.
und einen jähr [illegible] brachte auf
bildeten Lord [illegible] Bankett einen
Laffitte, Ern [illegible] Toast auf Polen
war die Ver [illegible] wollte die Ge-
war das Spi [illegible] Philippes erst
wannen im [illegible] wenn derselbe
u. a. Graf [illegible] steige. Bei der

Die Be [illegible] des Herzogs von
Orléans [illegible] August 1842, die in
in Chantil [illegible] stattfand, unter-
es galt [illegible] die Deputierten der
Dauer [illegible] so laut, daß sie die
bürgert [illegible] Handlung störten. Daß
ein. [illegible] jungen Aristokraten des
und [illegible] St.Germain eine Ehre
Zeit [illegible] achten, die Personen der
mach [illegible] chen Familie, selbst die
hielt [illegible] derselben anzupöbeln,
1835 [illegible] berichtet worden.
grün [illegible] dem männlichen Bei-
Lei [illegible] den Salon verließ, gefolgt
erm [illegible] Manieren, denen sie
lich [illegible] mit dem lion zur Seite.
Ma [illegible] Castellane 1840, „nennt
de [illegible] sie bewundern, Löwinnen."
m [illegible] Zeit eine der Hauptlöwinnen.
w [illegible] bemächtigte sich der jungen
R [illegible] was sich für ihr Geschlecht schickt
L [illegible] und Exzentrischen. Diese
m [illegible] den ersten Versuchen der Klubs,
[illegible] schuf den Typus der Löwin, der
[illegible] Anmut gering zu schätzen. Sie
[illegible] Schönheit gefallen, noch durch ihren Geist
[illegible] durch ihre Kühnheit überraschen und er-
[illegible] die Bestrebungen der Frauenemanzipation,

die von Enfantin und den Saint-Simonisten verkündet wurde, die George Sand mit solcher Leidenschaft in ihren Romanen vertrat, dazu beigetragen, daß die elegante Frau mit einemmal auf alle Vorzüge und Reize ihres Geschlechtes verzichtete, um sich zu vermännlichen. Sie wünschten sich, wie Dr. Véron sagt, durch die Kühnheit ihrer Gedanken auszuzeichnen und trachteten nach einer Eleganz, die sie dem Manne absahen. Sie besaßen keine Nerven, waren wenig artig und nur für ganz positive Interessen zu haben.



Daumier. Karikatur auf den Nationalgardisten.

Die Damen ritten, jagten, rauchten, „die Löwinnen denken sich Zerstreuungen aus, die der Régence würdig wären", bemerkt die Herzogin von Dino. Es war wohl viel Affektation dabei im Spiel, denn selbst George Sand schreibt 1833 an St. Beuve: „Trauen Sie meinen satanischen Airs nicht zu viel, ich schwöre Ihnen, ich tue nur so." Ob das stürmische Wesen nun echt oder unecht war, die anscheinende Zügellosigkeit des Auftretens, in der sich Herren und Damen begegneten, verdrängte die ehemalige Harmlosigkeit, „statt daß wir uns wenigstens für das Schlechte begeistert hätten, taten wir nichts, als das Gute zu leugnen, an Stelle der Verzweiflung trat die Unempfindlichkeit", klagt Musset, und Gräfin Mollien fand 1841 „harmlos vergnügt und ausgelassen kann man heute nur bei den allereinfachsten Leuten sein." Es kommt in der Tat

etwas merkwürdig Gewaltsames, nervös Forciertes in die Unterhaltungen der Jugend. Allen voran sind darin natürlich die Romantiker. In der Wohnung von Théophile Gautier, in der Impasse du Doyenné wurden von dem Hausherrn und seinem Kreis, zu dem Gérard de Nerval, Marilhat, Corot, Rousseau, Nanteuil u. a. gehörten, Feste gefeiert, die an Abenteuerlichkeit nichts zu wünschen übrig ließen. Sie hielten mit Strenge darauf, daß sie „Orgien" begingen, wenn sie auch statt Punsch lieber Wasser zu sich nahmen; wenigstens tranken Théophile Gautier und Gérard de Nerval aus Totenschädeln. Wollten sie recht satanisch sein, so wurde ein bekleidetes Totengerippe in ihren Kreis gesetzt, und ein neben demselben sitzender Bauchredner übernahm die Toaste zu sprechen, die der seltsame Gast hielt, und die Antworten zu geben, die man auf Anreden erwarten konnte. Ein reicher Finanzier, Baron Delmar, gab 1841 ein großes Fest, für daß er den Ballsaal so dekorieren ließ, wie den Invalidendom bei der Totenfeier Napoleons I., und Mozarts Requiem kam zu Gehör, das dieselben Künstler sangen, die es auch bei der Beisetzung ausgeführt hatten.

Das Streben nach Neuem, Unerhörtem, das Verlangen, aus der Haut zu fahren und ein anderer zu werden, brachte die Maskenbälle in Aufnahme. 1834 trat auf dem Opernball eine Quadrille auf, die alle Moden seit Franz I. zur Erscheinung brachte; zu einem großen historischen Kostümfest in den Tuilerien hatte 1841 Delaroche die Modelle gezeichnet, nicht immer kleidsam, wenn man der Herzogin von Dino glauben darf, nur die Jugend durfte sich bei dieser Gelegenheit maskieren, alle anderen Damen mußten in weißen Kleidern erscheinen. Auf einem Maskenballe, den der Advokat Paillet 1842 veranstaltete, erschien Roger de Beauvoir als Ritter des 14. Jahrhunderts von Kopf zu Fuß gepanzert, mit herabgelassenem Visier. Als er in dieser Rüstung einen Walzer tanzte, wurde er ohnmächtig, fiel mit einem Gepolter zur Erde, als stürze ein eiserner Ofen ein, und wäre beinahe erstickt, denn niemand wußte, wie man das Visier öffnen oder den Panzer lüften könne. Das Wilde, Ausgelassene kam besonders auf den öffentlichen Bällen zur Geltung. Das Théâtre des Varietés veranstaltete Maskenbälle, die berühmt waren für die exzentrischen Kostüme, die man hier

sehen konnte, hier trat der Débardeur hervor, den Gavarni zu zeichnen liebte. Der Schlußsarabande von Tänzerpaaren, die berauscht waren, sprangen, schrieen, heulten und sich wie die Verrückten aufführten, spielte das Orchester Musard eine Musik auf, die von Pistolenschüssen und dem Krachen zerbrechender Stühle begleitet war. Hier tanzte man den Chahut wild, konvulsivisch, unanständig „ruchlos", wie Heine sagt, der diesen Tanz des Volkes die eigentliche Pantomime Robert Macaires nennt. „Wer von letzterem einen ungefähren Begriff hat," fährt er fort, „begreift jene unaussprechlichen Tänze, welche eine getanzte Persiflage, nicht bloß die geschlechtlichen Beziehungen verspotten, sondern auch die bürgerlichen, alles, was gut und schön ist: Begeisterung, Vaterlandsliebe, Treue, Glauben, Familiengefühle, Heroismus, Gottheit. Mit unsäglicher Trauer erfüllte mich immer der Anblick des tanzenden Volkes an den öffentlichen Vergnügungsorten von Paris, besonders in den Karnevalstagen, wo der tolle Mummenschanz die dämonische Lust zum Ungeheuerlichen steigert. Ein Grauen wandelte mich an, als ich einem jener bunten Nachtfeste beiwohnte, die jetzt in der Opéra comique gegeben werden und wo weit prächtiger als auf den Bällen der großen Oper der taumelnde Spuk sich gebärdet. Hier musiziert Beelzebub mit vollem Orchester, und das freche Höllenfeuer der Gasbeleuchtung zerreißt einem die

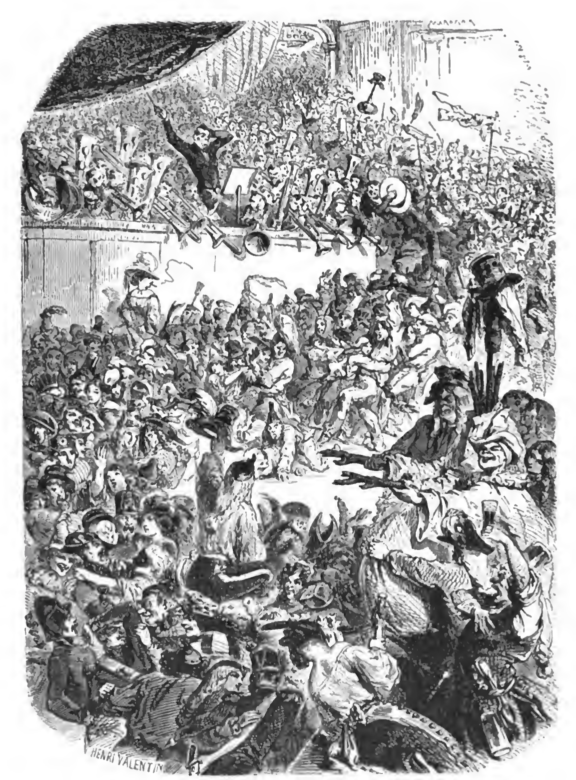


Gavarni. Débardeur.

etwas merkwürdig Ge...
haltungen der Jugend ...
tiker. In der Wohnu...
du Doyenné wurden ...
dem Gérard de Nerv...
gehörten, Feste gefei...
schen übrig ließen. Si...
begingen, wenn sie a...
wenigstens tranken ...
Totenschädeln. Wo...
bekleidetes Totenge...
demselben sitzender ...
die der seltsame Ga...
auf Anreden erwa...
Delmar, gab 1841 ...
dekorieren ließ, w...
leons I., und Mozar...
sangen, die es au...



Das Streben ...
Haut zu fahren ...
in Aufnahme. 18...
alle Moden seit ... ...ert, dann erreicht der
historischen Ko... ...e, und es ist, als müsse
Modelle gezeichn... ...ppschaft sich plötzlich
von Dino glaub... ...Ofengabeln oben hinaus
legenheit mask... ...endung zu sehen wünschte,
dern erscheinen ... Pomaré, Mogador, Rigol-
1842 veranstal... ...ähnlicher Art sie in ihrem
14. Jahrhunder... ...en. Die Opernbälle haben
Visier. Als er ... ...eingebüßt, die anwesenden
ohnmächtig, ...zweifelhaftesten. „Ich habe
eiserner Ofen ... ...Opernbällen", schreibt Castel-
wie man das ... ...agte unter der Julimonarchie
Wilde. Ausg... ...ttisch mit solcher Vorliebe,
zur Geltung. ... ...konnte. Außerdem hielt sie
die berühmt ... ...man aus Paris, daß auf



Valentin. Galop infernal.



Célestin Nanteuil. Titelblatt zu einem Werk über die Stadt Paris.

einem Thé dansant wenigstens 5, auf einem richtigen Ball aber 20—25 Kontertänze getanzt werden. „Die herrschende Mode", schreibt Heine 1842, „verlangt, daß man nur zum Schein tanzt, daß man die vorgeschriebenen Figuren nur gehend exekutiert, daß man ganz gleichgültig, fast verdrießlich die Füße bewegt." Man muß aber doch gern getanzt haben, denn man tanzte sehr viel. Im Februar 1831 fand Castellane den Opernball in Paris überfüllt, trotz aller Unruhen. Auf 50000 Bälle im Winter veranschlagt ein Zeitungskorrespondent die Pariser Tanzvergnügen, und trotzdem taten sich noch Herren und Damen zusammen und veranstalteten Bälle auf Aktien à 100 Frank. Berühmt waren die Rothschildschen Bälle. 1833 gab der Modehändler Delisle einen der elegantesten Bälle, auf dem es sogar frische Ananas an den Büfetts gab! Die gute Gesellschaft versuchte noch immer auf Exklusivität zu halten; daß Graf Duchatel 1840 zu einem Ball die Schauspielerin Rachel eingeladen hatte, fand man skandalös und noch toller, daß sie sogar mit getanzt habe. Als 1830 in der Oper ein Wohltätigkeitsball zum Besten der Armen veranstaltet wurde, bei dem das Billett für Damen 20 Frank, für Herren 25 Frank kostete, wußte man es so einzurichten, daß die Damen vom Theater, Madame Malibran, Mlle. Mars und andere keine Karten erhielten.

„Betrachtet man den Verein von berühmten und ausgezeich-



Lami. Im Salon. 1840.

neten Männern, die hier zusammentreffen," schreibt Heine einmal, „so hält man Paris für ein Pantheon der Lebenden." Es ist ein Vorzug der französischen Zentralisation, daß sie in der Hauptstadt des Landes alle zusammenführt, die auf geistigem oder künstlerischem Gebiete tätig sind, sich auszuzeichnen und bekannt zu werden wünschen. So sind die bedeutenden Zeitgenossen in Frankreich, wie Hillebrand mit Recht hervorhebt, auch Lebensgenossen, ein Umstand, der die starke Einheitlichkeit der französischen Kultur bedingt und das seine dazu beigetragen hat, daß die Pariser Salons ihre große Anziehungskraft dauernd bewahrt haben. Immer aufs neue hört man die Klage, der Salon sei nicht mehr das, was er einst gewesen, er sieche dahin, ja er sei schon tot, und doch bildet er sich immer aufs neue. Immer wieder hat der Charme einer schönen, einer geistreichen oder gescheiten Frau es verstanden, ihren Kaminplatz zum Mittelpunkt einer verfeinerten Geselligkeit zu machen und sich aus bedeutenden Männern einen Kreis zu bilden, für den die Konversation zum Austausch geistiger Werte wird. So wenig wie den früheren Epochen fehlt er auch unter der Julimonarchie, im Gegenteil dringt jetzt der Gedanke, einen Salon zu halten, auch in Kreise, die früher gar nicht daran gedacht haben. Das reiche Bürgertum, das den geselligen Stil der Grandseigneurs zu übertrumpfen sucht, nimmt auch die Tradition des Salons auf. Gräfin d'Agoult schreibt darüber: „Der Salon war

damals der höchste Ehrgeiz der Pariserin, der Trost ihres reifen, der Ruhm ihres hohen Alters. Sie bereitete sich von langer Hand darauf vor. Sie verwendete ihren ganzen Scharfsinn darauf und opferte ihm alles andere, sie erlaubte sich von dem Augenblick an, da sie den Plan einmal gefaßt hatte, keinen andern Gedanken mehr, keine Zerstreuung, keine Vorliebe, keine Krankheit. Sie hörte auf, Gattin und Mutter zu sein, die Liebe kam erst in zweiter Reihe. Sie durfte in der Freundschaft nur noch einen Vorzug sehen, den Vorzug, den sie dem bedeutendsten, einflußreichsten oder berühmtesten Manne ihres Kreises einräumen mußte, einem Chateaubriand beispielsweise, oder einem Pasquier, einem Molé oder einem Guizot. Um diesen anzuziehen, zu zeigen und Staat mit ihm zu machen, mußte sie darauf verzichten, sie selbst zu sein und sich einzig und allein dem Kultus des großen Mannes widmen. Hatte man für seinen Salon keinen großen Mann, so war das nicht nur eine Schwierigkeit, sondern es bedeutete eine Minderwertigkeit desselben. Dann mußte man sehr viel mehr Leuten schmeicheln, viel mehr Zeit verlieren und sich viel mehr Mühe geben." Der Tee mit berühmten Männern ist von Grandville und anderen Karikaturisten der Epoche oft genug zur Zielscheibe ihres Spottes gemacht worden.

Madame Récamier, von der man wirklich sagen darf, daß sie sich selbst überlebt hat, hielt als einzigen Zweck ihres Daseins daran fest, ihre alten Freunde weiter um sich zu versammeln. Im Februar 1834 gewann ihr Salon einen neuen Ruhm, Chateaubriand ließ sich herbei, den Anfang seiner „Erinnerungen von jenseits des Grabes" in demselben vorzutragen. Der Kreis der Zuhörer war beschränkt und bestand nur aus dem Prinzen Montmorency, dem Herzog de la Rochefoucauld-Doudeauville, dem Herzog von Noailles, Ballanche, Ste. Beuve, Edgar Quinet, J. J. Ampère, Charles Lenormant und den Damen A. Dupin und Amable Tastu. Die Herzogin von Rauzan, eine Tochter der Herzogin von Duras, und ebenso schöngeistig wie ihre Mutter, war die erste Dame des Faubourg St. Germain, die ihren Salon der bürgerlichen Gesellschaft öffnete und Künstler und Schriftsteller, wie Béranger, Salvandy, Ste. Beuve, Liszt, Eugène Sue u. a. empfing. Ebenso hieß

die Herzogin von Maillé ihre Gäste willkommen, ohne sich mit deren Stammbaum zu beschäftigen. Der Salon der Gräfin Boigne war unter der Julimonarchie einer der bedeutendsten, weil die Dame die ministerielle Partei vertrat; Madame de Flahaut hielt ihren Salon im Interesse des Herzogs von Orléans, ehe derselbe verheiratet war, Madame de Massa, Frau von Castellane und andere sahen die Hofgesellschaft bei sich. Die Herzogin von Abrantès, in ihren Verhältnissen sehr zurückgekommen und auf den Ertrag ihrer nie ruhenden Feder angewiesen, hielt einen literarischen Salon, in dem jeder willkommen war, der der bedrängten Hausfrau Stoff für ihre unendlich langen Memoiren zutrug, man nannte die klatschfrohe Dame nur die kleine Pest. Die Baronin Rothschild war die einzige Dame, die es verstand, in ihrem Salon Legitimisten und Orléanisten zu gleicher Zeit zu vereinen. Baronin Levy: Delmar, eine geborene Sidney-Smith, sah alle Fremden von Distinktion bei sich, ebenso Madame Jauncey-Thorn, die ein großes und sehr elegantes Haus hielt, dessen Honneurs die Prinzessin Léonie de Béthune machte. Zu den Fremden gehörte auch Mary von Mohl, geborene Clarke, bei der Tocqueville, Guizot, Cousin, Mignet, Edgar Quinet, Augustin Thierry und andere Größen verkehrten, ferner die Prinzessin Narischkin, welche die diplomatische Welt bei sich sah, und die Fürstin Lieven, die Egeria Guizots. Sie ging so völlig in der Politik auf, daß Chateaubriand sie gewöhnlich und ermüdend nennt, weil sie über nichts reden könne, als über die gewöhnlichsten Tagesfragen. Die katholische Partei hatte ihren Salon bei Frau von Swetchine. Hier herrschte, wie Lacordaire einmal bemerkt, „der Katholizismus als Eroberer". Die Dame des Hauses, erzählt Ste. Beuve, erkundigte sich bei ihren Besuchern nach dem Zustande ihrer Seelen und ob sie im Stande der Gnade seien, so wie ein anderer gefragt hätte, ob man den Schnupfen habe. Die Rachel war nicht sobald berühmt geworden, als sich auch schon die Herren in ihren Salon drängten. Graf Walewski führte ihr die Herzöge von Noailles, Richelieu, Guiche, Fitz-James zu, Schauspieler und Schriftsteller fanden sich von selbst ein.

Man dinierte um sieben und empfing im Salon von acht Uhr ab, in Paris heißt das und in den Kreisen der oberen Zehntausend,





Nach der Lithographie von Lami.

denn in der Provinz und in der kleinbürgerlichen Welt der Hauptstadt waren noch einfachere Gebräuche im Schwange. Dort aß man um ein Uhr zu Mittag, nahm um fünf ein Gouter, was die Österreicher eine Jause nennen würden, und aß nach guter alter Sitte um acht Uhr zu Abend. So lebten auch die reichen Fabrikanten in Lyon, die nach Castellane um zwei oder drei Uhr zu Mittag aßen und um neun Uhr noch einmal Schinken, kalten Aufschnitt und Bier zu sich nahmen. Baron Haußmann, der als Verwaltungsbeamter unter der Julimonarchie in ganz Frankreich herumkam, fand das Leben in den französischen Kleinstädten auf demselben altväterischen Fuße eingerichtet. Die einzige Zerstreuung, welche z. B. die Tanten Renans hatten, war, daß sie am Sonntag nach der Messe Federpusten spielten. Sie setzten sich um einen runden Tisch, legten in die Mitte eine Feder und versuchten, sie fortzublasen, ohne daß sie vom Tische fiel; das war ein Spaß, an dem sie noch die ganze Woche wohl lebten. Juliette Adam erzählt ähnliches aus der Picardie, Gräfin Valon aus Tulle. Noch anspruchsloser und einfacher lebte man auf den Landgütern. Das Leben der gräflichen Familie Heliand de Champchevrier, der Herzogin Matthieu de Montmorency in Bonnétable hatte nach den Schilderungen der Herzogin von Dino den patriarchalischen Zuschnitt, den man in den Romanen Walter Scotts findet. Abwärts auf der sozialen Stufenleiter und entfernter von der Hauptstadt wurde es immer primitiver; in der Auvergne und in Aubijou z. B. buken die Landleute im September ihr Brot für sechs Monate im voraus.

Unter allen Unterhaltungen, welche das Pariser Leben in dieser Zeit geboten hat, stand die Musik obenan. Rossini ruhte sich auf

den Lorbeeren seines „Tell“ aus und hörte auf, für die Bühne zu schreiben, Boieldieu starb 1834, aber sein Schüler Adam hatte 1836 mit dem „Postillon von Lonjumeau“ einen glänzenden Erfolg, ebenso wie Halévy mit der „Jüdin“, die am 23. Februar 1835 in der großen Oper den Ruhm des Meisters begründete. Der bedeutendste französische Komponist dieser Epoche ist Hektor Berlioz, aber er ist bei seinen Lebzeiten in Frankreich nicht zur Anerkennung gelangt. Nur der kleine Kreis der romantischen Ästhetiker schätzte und verehrte ihn. „In der Renaissance von 1830“, schreibt Théophile Gautier, „verkörpert Berlioz die musikalische Romantik. Was die Dichter in ihren Versen versuchten, das unternahm er in der Musik mit einer Energie, einer Kühnheit und einer Originalität, welche allerdings mehr erstaunten als entzückten.“ Das Fremdartige seiner Tongebung, die sich von der so leicht verständlichen des italienischen Stils so weit entfernte, fand keinen Anklang, trotzdem er die Stoffe seiner Kompositionen aus Shakespeare, Goethe, Walter Scott, Byron entnahm, aus Vorstellungskreisen also, die dem gebildeten Publikum seiner Zeit völlig vertraut waren. Der größte Erfolg seines Lebens war das Geschenk von 20000 Frank, welches ihm Paganini für die Symphonie „Harold“ machte. Sonst blieb er als Komponist wie als Theoretiker unverstanden. Dazu trug auch das Auftreten Meyerbeers bei, der in diesen Jahren seine bedeutendsten Opern in Paris zu Gehör brachte, am 21. November 1831 „Robert der Teufel“, am 29. Februar 1836 die „Hugenotten“. Er vereinigte nach dem Urteil der Zeitgenossen

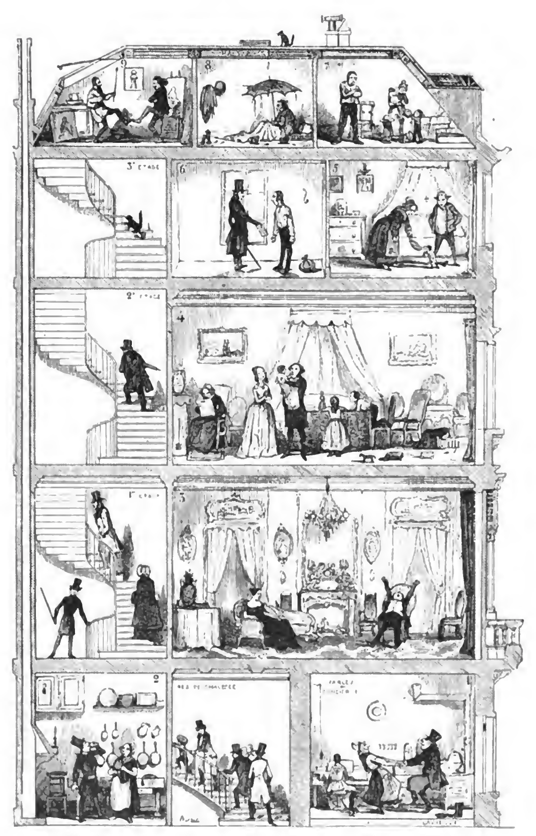


Hector Berlioz.



Nach der Lithographie von Gavarni.

italienische Melodik und deutsche Tiefe, er komponierte dramatisch außerordentlich wirkungsvolle Texte und verlangte Unmögliches, Unglaubliches, nie Gesehenes in der Ausstattung. Bei der Aufführung von „Robert der Teufel" wurde zum erstenmal Gaslicht auf der Bühne gebraucht, der Premiere der „Hugenotten" ging eine wirkungsvolle Reklame voraus. Der Komponist war nicht rechtzeitig fertig geworden und hatte, statt sich zu beeilen, vorgezogen, dem Direktor der Oper Véron 20000 Frank und dem Librettisten Scribe 10000 Frank Entschädigung zu zahlen. Die ersten acht Vorstellungen ergaben einen Reingewinn von 75000 Frank, bis zur 20. Aufführung waren alle Plätze ausverkauft. „Was dieses Werk ganz besonders auszeichnet," schreibt Heine, „ist das Gleichmaß, das zwischen dem Enthusiasmus und der artistischen Vollendung stattfindet oder, um mich besser auszudrücken, die gleiche Höhe, welche darin die Passion und die Kunst erreichen. Dieses Werk ist ein gotischer Dom, dessen himmelstrebender Pfeilerbau und kolossale Kuppel von der kühnen Hand eines Riesen aufgepflanzt zu sein scheinen, während die unzähligen zierlich feinen Festons und Arabesken, die wie ein steinerner Spitzenschleier darüber ausgebreitet sind, von einer unermüdlichen Zwergsgeduld Zeugnis geben. Erst durch dieses Werk gewann Meyerbeer sein unsterbliches Bürgerrecht in der ewigen Geisterstadt, im himmlischen Jerusalem der Kunst."



Bertall. Coupe d'une maison Parisienne le 1er Janvier 1845.

Neben der Oper nahmen die Konzerte im Vergnügungsprogramm der französischen Hauptstadt einen jedes Jahr größer werdenden Raum ein, 1836 bemerkt die Herzogin von Dino, habe ich mehr Musik gehört, als jemals früher. Im Winter 1837 zählte man in Paris 133 öffentliche und 850 private Konzerte, viel, wenn man annimmt, daß Berlioz recht hat, der das wirklich musikalische Publikum der Hauptstadt auf höchstens 800—900 Personen veranschlagte. Habeneck, der in diesen Jahren Direktor der Konzerte des Konservatoriums war, hat das Verdienst, den Parisern zum erstenmal die Orchesterkompositionen Beethovens vorgeführt zu haben. Kein Instrument hat der Salonmusik größeren Vorschub geleistet, als das Klavier, dessen größter Virtuose Liszt eben in jenen Jahren die Welt bezauberte. Die Klavierkonzerte hatten den größten Zulauf, die Virtuosen des Klaviers den lautesten Ruhm. Man nannte Thalberg den König, Liszt den Propheten, Chopin den Dichter des Klaviers, Herz war der Advokat, Kalkbrenner der Minnesänger, Madame Pleyel die Sibylle desselben, Doehler war nur ein Pianist, Leopold von Mayer ein harmonischer Orkan.

Der Komfort des öffentlichen Lebens machte nur sehr langsame Fortschritte. Das Pflaster der Pariser Straßen war schlecht und für die Fußgänger war übel gesorgt. 1830 hatten die Pariser Straßen nur 16 km Trottoirs, 1847 195 km. Auch die Beleuchtung der Straßen war nach heutigen Begriffen bescheiden, die Laternen waren wenig zahlreich und gaben, da sie Öl brannten, nur eine mäßige Helligkeit. 1814 zählte man in ganz Paris nur 5000 Straßenlaternen. Die Benutzung von Gas war noch lange nicht allgemein. Die ersten Versuche hatte der Seinepräfekt Graf Chabrol gemacht, 1815 hatte er das Hospital St. Louis mit Gas beleuchten lassen, 1819 die Passage Véro-Dodat, aber da das anfänglich hergestellte Gas einen sehr schlechten Geruch verbreitete und dunkel brannte, weil man es nicht zu reinigen verstand, so ging die weitere Anwendung nur sehr allmählich vor sich. 1825 beleuchtete man die Place Vendôme mit Gas, und erst 1834 ließ der Polizeipräfekt Gisquet die Brücken und die Boulevards mit Gas beleuchten; am 20. Oktober 1843 war die Place de la Concorde zum erstenmal mit elektrischem Licht erhellt.



Gagniet. Table d'hôte. 1840.

Die Unsauberkeit der Straßen war sprichwörtlich und die der Häuser gab ihr nichts nach. Eine Enquete, die Gisquet 1831 veranstaltete, ergab als Resultat, daß 20000 Häuser in Paris als gesundheitsschädliche Behausungen bezeichnet werden mußten. „Bei der kolossalen Unsauberkeit“, welche Heine einmal rügt, war es nur selbstverständlich, daß die erste große Seuche, die Paris im 19. Jahrhundert heimsuchte, zahlreiche Opfer forderte. Die Cholera brach 1832 auf einem Maskenballe im Opernhause aus, mehrere Wagen voll Kranker wurden in ihren Kostümen von der Redoute weg in das Hotel Dieu gefahren, und da sie zum großen Teil schon auf dem Tansport gestorben waren, auch in ihren Maskenkleidern schnell beerdigt. Erst hatte man über die geheimnisvolle Krankheit, deren allmähliches Vorrücken nach Europa schon seit Jahr und Tag beobachtet worden war, spotten wollen, die Kinder spielten auf der Straße Cholera, die sie Nikolas Morbus nannten, dann aber brach ein panischer Schrecken aus. Als man hörte, daß die Seuche 800 Menschen täglich hinwegraffe, da floh, wer konnte aus der gefährdeten Stadt, in wenigen Tagen wurden 12000 Pässe ausgestellt, und der Zurückbleibenden bemächtigte sich Furcht und Verzweiflung. Da die Krankheit ihre zahlreichsten Opfer unter der ärmeren Klasse forderte (in vier Monaten starb die Rue de la Mortellerie völlig aus), so verbreitete sich das Gerücht, die Brunnen würden vergiftet, und der leichtgläubige und aufgeregte Pöbel überließ sich nun, wie Philarète Chasles sagt, wahren „Bacchanalien von Mord und Totschlag“. Eine ungeschickte

Proklamation des Präfekten Gisquet schien den Argwohn zu bestätigen, denn er forderte die Bevölkerung auf, achtzugeben, daß nicht Unbekannte in den Weinschenken etwas in die Fässer täten oder Milch und Wasser mit gefährlichen Flüssigkeiten versetzten; wehe nun jedem, der mit einem Fläschchen oder einem Pulver getroffen wurde, er wurde unbarmherzig erschlagen. Heine sah mit eigenen Augen, wie alte Weiber einen dieser unschuldigen „Giftmischer" mit ihren Holzpantoffeln totschlugen. Die Polizei hatte einen harten Stand, denn als man begann, die Straßenreinigung systematisch vorzunehmen, rotteten sich 1800 Lumpensammler zusammen, verbrannten die Abfuhrkarren und setzten Paris in Aufruhr. 18000 Tote forderte die Cholera, unter ihnen auch den Minister Casimir Périer.

Mit dem Siege des romantischen Geschmacks in Poesie und Kunst setzt eine Trivialisierung desselben ein, die in der Ausstattung der Innenräume einen lebhaften Ausdruck fand. Das Mittelalter Walter Scotts, die Renaissance Delaroches zogen in Haus und Stuben ein. So ließ sich die Bildhauerin Felicie de Fauveau für Vasen, Lampen, Leuchter und andere Artikel des Kunstgewerbes von Walter Scott inspirieren, ein anderer Künstler im „genre Troubadour" war der Bildhauer Jehan du Seigneur, der Gruppen in vergoldetem Gips, z. B. Esmeralda nach Victor Hugo arbeitete. „Die Renaissance ist jetzt Mode in Paris," schreibt Heine 1836, „alles möbliert und kostümiert man jetzt im Geschmacke dieser Zeit, ja manche treiben dieses bis zur Wut." Die Tradition des Möbelstils, der sich bis dahin in konsequenter Folge entwickelt hat, scheint plötzlich abzubrechen, man verläßt die bis dahin eingeschlagenen Bahnen, das Möbel aus den Ansprüchen des Gebrauchs und des Materials heraus aufzubauen, und überläßt sich in Konstruktion und Verzierung einer schrankenlosen Phantasie, Phantasie, wenn man oberflächliche Nachahmung so nennen mag. Man studierte in aller Eile die Gebrauchsgegenstände der Vorzeit und wendete ihre Formen unterschiedslos auf die Geräte des modernen Lebens an, unbekümmert darum, daß die Verschiedenheiten der jeweiligen Kulturstufe diese Anwendung eigentlich ausschlossen. Man nahm die Form des einen und die Verzierungen



Gagniet. Café-Restaurant. Paris 1840.

des anderen Stiles und glaubte in der Verschmelzung dieser sich widersprechenden Elemente größeres geleistet zu haben, als die alten Meister. Wenn man heute die Möbel sieht, welche in den zwanziger und dreißiger Jahren als „gotisch", in den dreißiger und vierziger Jahren als „Renaissance" hergestellt wurden, so erkennt man auf den ersten Blick die Zeit, der sie angehören. Man kannte und besaß zu wenig originale Stücke der alten Zeit, man täuschte sich wohl auch über den Umfang dessen, was die Vorfahren an Hausgerät überhaupt besessen hatten, und so hielt man sich für die Pseudogotik und die Pseudorenaissance an die Architektur der alten Zeit. Das Maßwerk der Spitzbogenfenster gotischer Kathedralen gab die Ornamentik der Sitzmöbel ab, Säulen und Verkröpfungen von Renaissancekaminen mußten für Schränke und Büfetts herhalten. Diese Oberflächlichkeit wurde unterstützt durch die Technik der Möbelindustrie, die immer mehr in den fabrikmäßigen Betrieb überging, schnell, wohlfeil und schlecht zu arbeiten lernte. Wo dieser Geschmack am Alten zum Sammeln geführt hat, da ist er für Mit- und Nachwelt zum Segen geworden. Sauvageot, Eugène Piot, du Sommerard u. a. haben in diesen Jahren unendliche Schätze alten Kunstbesitzes vor der Zerstreuung und dem Untergang gerettet. Die herrlichen Sammlungen du Sommerards, die dieser Kunstfreund in einem prächtigen Werke bekanntmachte, stehen in den Räumen des Cluny-Museums heute noch den Liebhabern der alten Zeit vor Augen.

Wer die Mittel dazu besaß, richtete sich ganz mit Antiken ein, so war die Wohnung Victor Hugos in der Rue de la Tour d'Auvergne ein Museum. Die Wände des Salons waren mit vergoldeten spanischen Ledertapeten bedeckt, alte Lackarbeiten, Bronzen, Kristalle, Schnitzereien füllten die Zimmer, das ganze wurde 1852 versteigert. Der große Dichter gehörte aber auch zu jener Sorte von Amateuren, die dem Alten nachhalfen, er kaufte z. B. alles, was ihm an altem geschnitzten Holzwerk vorkam, es habe nun Altären, Chorstühlen, Täfelungen oder was immer für Zwecken gedient, und fertigte aus diesen Stücken „alte" Möbel. Die Zusammenstellung echter, gefälschter und nachgeahmter Stücke, in der sich die Zeit gefiel, war übrigens auch damals schon Leuten von feinem Stilgefühl unerträglich, die Herzogin von Dino nennt Schloß Randan, das die Prinzessin Adelaide in dieser Weise eingerichtet hatte, eine Rhapsodie des schlechten Geschmacks. Für ein Modell der Vollkommenheit galt die Einrichtung des Grafen und der Gräfin Flahaut in Paris, die ganz aus kostbaren alten Möbeln bestand, für das unerreichte Muster des Modegeschmacks aber die Palais der großen Finanzmänner. „Was den Rothschildschen Palast mit seinen Dekorationen betrifft," schreibt Heine 1836, „so ist hier alles vereinigt, was nur der Geist des 19. Jahrhunderts ersinnen und das Geld des 19. Jahrhunderts bezahlen kann; hier wetteifert der Genius der bildenden Kunst mit dem Genius von Rothschild. Seit zwei Jahren wird in diesem Palast und seiner Dekoration beständig gearbeitet, und die Summen, die darauf verwendet wurden, sollen ungeheuer sein. Es ist das Versailles der absoluten Geldherrschaft." Eingeweihte wollten wissen, jeder Sessel habe 3000 Frank und der große Kamin 70000 Frank gekostet. Man nannte das Haus den Tempel Salomons, und selbst die Herzogin von Dino fand es das prächtigste Palais in Paris. Ähnlich prunkvoll war die Einrichtung von Benoit Fould, der die Seidenstoffe der Wandbespannungen und der Möbelbezüge eigens hatte in Lyon weben lassen; „die Pracht der Vergoldungen ist unglaublich", bemerkt Castellane, der [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] nach Paris [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] William Hope.



Pauquet. Pariser Restaurant. 1840.

sagt er einmal, sind so viele Goldfransen verwendet, daß sie hinreichen würden, alle französischen Offiziere mit Epauletten auszustatten. Mit dem Reichtum der großen Geldmänner wetteiferten phantasievolle Schriftsteller, wie Dumas, der sich ein Schloß Monte Christo erbaute, als stünden ihm die unermeßlichen Schätze seines Helden dauernd zu Gebote. Es war im maurischen Stil aufgeführt und eingerichtet, die Plafonds mit geschliffenen Spiegeln belegt, Tigerfelle bedeckten den Boden statt der Teppiche.

Das einfach bürgerliche Möbel hat unter der Tendenz der Nachahmung und der fabrikmäßigen Herstellung alle Reize eingebüßt, die auch dem einfachsten Stück der alten Zeit durch die handwerkstechnische Tüchtigkeit der Ausführung anhaften. Entwurf und Durchführung sind gleich unerfreulich und langweilig und werden es immer noch mehr, seit im Beginn der vierziger Jahre die ganz überpolsterten Möbel aufkommen, welche die Innenkunst vollends dem Tapezierer überantworten. Etwas merkwürdig Frostiges und Steifes haftet an diesen Möbeln, Schränken und Kamingarnituren, die dem Besitzer nicht einmal die Möglichkeit lassen, sie nach eigenem Geschmack aufzustellen, die immer nach der Wand als Rückhalt und Ruhepunkt zu rufen scheinen. Sie ringen der geistreichen Delphine de Girardin 1844 den Seufzer ab, die Langeweile der Unterhaltung in den Salons rühre nur von der



Das Arbeitskabinett von Thiers in seinem Palais der Place St Georges in Paris.

symmetrischen Möblierung her.

Hätte sich die Freude an dem Mittelalter auf Sammeln und Nachahmung beschränkt, so hätte sie wenigstens keinen Schaden verursacht, verhängnisvoll aber wurde sie, als sie zum Restaurieren führte. Baron Taylor veranstaltete die große Prachtausgabe seiner malerischen Reise in das alte Frankreich und lenkte dadurch die Aufmerksamkeit auf die zahlreichen in Ruinen liegenden Schlösser und Burgen und die herrlichen, seit lange vernachlässigten Kathedralen. Nun begann unter Louis Philippe die Wiederherstellung so vieler derselben, ein Unternehmen, das im Interesse der alten Kunst nicht genug bedauert werden kann. Immer besser eine Ruine, als eine Täuschung. Der König gab das Beispiel. Er scheute sich nicht, die schönsten Innenräume von Versailles lieblos anzutasten, es war ja nur das verachtete Rokoko, das man den großen Historienschinken zuliebe zerstörte oder verunstaltete, aber er restaurierte dafür Fontainebleau, denn es war Renaissance. Heute ist man im Zweifel, was schlimmer war. Dieser Zug der Zeit war nicht nur Frankreich zu eigen, er ging damals durch die ganze Welt, so ansteckend wie die Cholera. Die alten Baudenkmäler Englands und Deutschlands haben unter den barbarischen Manipulationen der Architekten genau so gelitten, wie jene Frankreichs, bei uns frönt man leider Gottes ja heute noch der Leidenschaft, Burgen, Schlösser und Kirchen willkürlich nach Laune und Ungeschmack zu verschandeln, unter dem Vorwande, sie der Nachwelt erhalten zu müssen!



DIE ZWEITE REPUBLIK.

DAS Programm der Julimonarchie läßt sich in einem Worte ausdrücken: Sie wählte die goldene Mittelstraße als Richtschnur ihres Tuns und ihres Lassens. Das Bürgertum wünschte weder unter ein gewisses Niveau hinunterzusinken, noch sich über dasselbe zu erheben, der mittlere Weg schien ihm in allen seinen Dingen der beste, und man übersah, daß dieser Mittelweg unfehlbar zur Mittelmäßigkeit führen müsse. Niemand hat die Kaste, welche Frankreich von 1830—1848 regierte, besser charakterisiert, als Tocqueville. Er sagt in seinen Erinnerungen: „Der spezifische Geist der Mittelklasse wurde der allgemeine Geist der Regierung und beherrschte die äußere Politik so gut, wie die innere. Es war ein tätiger, fleißiger Geist, zuweilen unredlich, in der Regel aber geordnet und nur manchmal aus Eitelkeit oder Egoismus kühn. Er war furchtsam aus Temperament, in allen Dingen gemäßigt, außer in dem Geschmack für das Wohlleben; alles in allem ein mittelmäßiger Geist, der niemals etwas anderes hervorbringen wird, als eine Regierung ohne Tugend und ohne Größe." Das Streben nach Reichtum war schon unter der Restauration so stark hervorgetreten, daß Fürst Polignac am 14. April 1830 an Karl X. schreiben konnte: „Die Menschen beschäftigen sich ausschließlich mit ihren materiellen Interessen", und wenn ihm auch die nur drei Monate später ausbrechende Julirevolution unrecht zu geben schien, so wurde in der Tat unter der Julimonarchie der Besitz zu dem Mittelpunkt, um den sich in Staat und Haus alles drehte. Börsenfragen bestimmten die äußere, Geldfragen die innere Politik. Die Regierung und die Klasse, auf die sie sich stützte, führten einen Tanz um das goldene Kalb auf, der sie für alles, was sonst noch neben ihnen vorging, taub und blind machte. Einsichtige hat dieser Zustand schon sehr bald erschreckt. 1834 schrieb der Herzog von Orléans an seine Schwester, die Königin der Belgier: „Ich fürchte sehr, daß dieses einfältige System, für nichts zu sorgen,

als die materiellen Interessen, noch dazu führen wird, jeden Aufschwung, jeden Respekt in unserem Lande zu töten, und die Nation für nichts mehr zu interessieren als für die Ernte und den Brotpreis." „Die Leidenschaft für das Wohlsein schafft ordentliche Menschen, aber feige Staatsbürger", sagte Tocqueville, „Bürger", die froh sind, die Verantwortlichkeit der Regierung zuschieben zu können, die alles gehen lassen, vorausgesetzt, daß es sich nicht um ihren Geldbeutel handelt." Wie der Gesellschaft jeder große Gesichtspunkt, so fehlte der Regierung, die sie vertrat, jeder große Zug, sie behalf sich mit kleinen Mittelchen und geringen Ausflüchten, als fühle sie sich des Grundes nicht sicher, auf dem sie ruhte. „Weder Regierung noch gesellschaftliche Ordnung sind gefestet, der erste Stoß wird alles umwerfen", schrieb Royer-Collard 1837 an Tocqueville, und Heine bemerkt in seinem Brief vom 11. Dezember 1841: „Wer kein großer Politiker ist, sondern ein gewöhnlicher Flaneur, der sich wenig kümmert um die parlamentarischen Nuancen Dufaure und Passy, sondern um die Miene des Volkes auf den Gassen, dem wird es zur festen Überzeugung, daß früh oder spät die ganze Bürgerkomödie in Frankreich mitsamt ihren parlamentarischen Heldenspielern und Komparsen ein ausgezischt schreckliches Ende nimmt und ein Nachspiel aufgeführt wird, welches das Kommunistenregiment heißt."

Durch den Wahlzensus war eine Scheidewand zwischen arm und reich aufgeführt, hinter der sich Regierung und Parlament wie hinter einer chinesischen Mauer von der Mehrheit des Volkes abschlossen. Das war nicht zu verwundern, bureaukratische Verwaltungen haben das mit parlamentarischen Regierungen gemein, daß sie das Volk verachten und seine Wünsche ignorieren zu dürfen glauben, aber daß sie sich in diesem engen Zirkel sicher fühlten, darf in Erstaunen setzen. Der König und seine Minister betrachteten die etwa 200000 Wähler und die 460 Abgeordneten als das „gesetzmäßige Land", sie richteten ihre Augen ausschließlich auf dieses und waren darin im Recht, soweit die Paragraphen der Verfassung in Betracht kamen. Dem durch seinen Eigensinn verblendeten König und seinem Minister Guizot kam es gar nicht in den Sinn, daß den Wünschen der Millionen, die von der Stimm-



abgabe ausgeschlossen waren, am Ende auch Rechnung getragen werden könnte; sie standen auf ihrem Schein, der ihnen ja auch recht gab. Wehe dem Land, dessen Minister ein philosophierender Schulmeister ist, diese Art sieht niemals etwas anderes, als gottgewollte Abhängigkeiten!

Alle diejenigen, welche weise genug waren, die Resultate der Julirevolution nicht als endgültige zu betrachten, sondern mit der Zeit fortschreitend, die Verfassung in dem Sinne auszugestalten suchten, wie die veränderten Verhältnisse es gebieterisch forderten, strebten nach einer Erweiterung des Wahlrechts. Schon bei den Neuwahlen, die im Mai 1833 stattfanden, ertönte der Ruf nach einer Wahlreform und Einführung des allgemeinen Stimmrechts. Dieses Verlangen wurde stärker, seit sozialistische Ideen sich weiter Kreise der Bevölkerung bemächtigten und Louis Blanc den Arbeitern predigte, daß sie nach politischem Einfluß streben müßten, um ihre Lage auf gesetzmäßigem Wege zu verbessern. 1840 rief Arago den Deputierten zu: „Die arbeitenden Klassen fühlen sich gedemütigt, weil der jetzige Wahlmodus sie zu einer Art politischen Helotentums verdammt.“ Die Pariser Arbeiter sandten eine Deputation in die Sternwarte und bedankten sich bei dem Abgeordneten, der in ihrem Interesse gesprochen hatte. Die Frage kam nicht wieder zur Ruhe, denn mit der Kammer der „Zufriedengestellten“ war außer ihnen selbst und dem Minister Guizot niemand im ganzen Lande zufrieden. Achtzehnmal haben sich die Deputierten mit Vorschlägen über eine Reform des Parlaments befassen müssen, die in der Hauptsache darauf abzielten, die Beamten aus der Kammer auszuschließen, dreimal haben sie sich mit der Forderung nach einer Ausdehnung des Stimmrechts beschäftigt. Die Kammermajorität, der König und der Minister waren taub gegen alle Wünsche; der Konservativismus aller Länder und aller Zeiten hat es ja stets vorgezogen, lieber alles zu verlieren, als durch rechtzeitige Reform das meiste zu retten. Sie fühlten sich ganz sicher, denn sie nahmen von der Erregung der öffentlichen Meinung nichts wahr. Dazu gehörte ein feineres Ohr oder die Wahrnehmung eines Unbeteiligten, wie z. B. Heine es war. 1842 schreibt er: „Hier in Frankreich herrscht gegenwärtig die

größte Ruhe. Ein abgematteter, schläfriger, gähnender Friede. Es ist alles still, wie in einer verschneiten Winternacht. Nur ein leiser monotoner Tropfenfall. Das sind die Zinsen, die fortlaufend hinabträufeln in die Kapitalien, welche beständig anschwellen; man hört ordentlich, wie sie wachsen, die Reichtümer der Reichen. Dazwischen das leise Schluchzen der Armut. Manchmal auch klirrt etwas, wie ein Messer, das gewetzt wird."

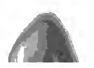
Die Halsstarrigkeit, welche die maßgebenden Stellen allen Reformen entgegensetzten, nährte die allgemeine Erbitterung. Sie nahm durch die Propaganda der kommunistischen Ideen an Schärfe zu und wurde durch eine Anzahl von Skandalaffären, die in diesen Jahren vorfielen, so gesteigert, daß die Kammer geradezu der allgemeinen Verachtung anheimfiel. Der Herzog von Mortemart schrieb am 5. April 1843 an Castellane: „Es ist ein schmähliches Schauspiel, das unserer Volksvertretung, sie gehorcht nur persönlichen Interessen, ohne Hingabe, ohne nationales Gefühl. Das Land ekelt sich vor ihr und der erste waghalsige Mann, der seine Zeit richtig wählt, wird in nicht zu ferner Zukunft das Land von ihr befreien." Zu diesen großen Ärgernissen gehörte die Affäre des Ministers Teste, dem nachgewiesen wurde, daß er sich mit einer Summe von 100000 Frank hatte bestechen lassen; die Angelegenheit der Besitzer von Privatposten, die 200000 Frank bezahlt hatten, um sicher zu sein, daß der Staat sie für die Verluste, welche ihnen die Eisenbahn zufügte, entschädigen würde; ferner der Fall des Agenten Mr. Génie, der in die Schmutzgeschichte Petit verwickelt, von Guizot nicht nur nicht abgeschüttelt wurde, sondern Kommandeur der Ehrenlegion wurde, so, als ob man die öffentliche Meinung ja hätte recht stark herausfordern wollen. Man sah ungescheut und ungestraft die Bestechung walten und zweifelte an der Unparteilichkeit der Richter, seit der Herzog von Choiseul-Praslin, der seine Gattin ermordet hatte, der irdischen Gerechtigkeit entzogen worden war. Es hieß, er habe sich im Gefängnis umgebracht, aber besser Unterrichtete, der Vicomte de Reiset, die Marquise de la Ferronays und andere gehören zu ihnen, sind sicher, daß man ihn nach Schottland entwischen ließ, wo er erst in den siebziger Jahren starb.

Der aufgeregten Einbildung und dem Mißtrauen erschien die Korruption vielleicht größer, als sie in Wirklichkeit war, der Eindruck, den diese sensationellen Ereignisse hinterließen, trug aber jedenfalls dazu bei, die Anzahl der Unzufriedenen zu vermehren und auch Männer von gemäßigter Anschauung in die Reihen der radikalen Opposition zu führen. Zu diesen gehörte u. a. Lamartine, der mit seiner Geschichte der Girondisten offen auf ihre Seite trat. Als Geschichtswerk anfechtbar hat diese Verherrlichung der Schreckenstage durch das Feuer der Darstellung und die hinreißend schöne Sprache, die dem Dichter zu Gebote stand, großes Aufsehen gemacht und das letzte Vorurteil zerstört, daß in den Kreisen der Gebildeten noch gegen die große Revolution bestand. „Es vergoldet die Guillotine", sagte Chateaubriand von diesem Werk. In dem Grade, als selbst die Schreckenszeit der großen Revolution in einem sympathischeren Lichte erschien, wurde der Gedanke an Revolution und Republik immer anheimelnder und vertrauter, denn noch verband man mit dem Begriff der Republik die Vorstellung von dem vollkommenen Staate allgemeiner Zufriedenheit. Diese Richtung trat sehr deutlich hervor, als die Abgeordneten der Linken eine Bewegung einleiteten, welche nach ihrer Meinung die Elemente, welche noch immer einer Wahlreform widerstrebten, von der Notwendigkeit einer solchen überzeugen sollte. Sie veranstalteten Bankette, zu welchen die Wähler und die namhaftesten anderen Bürger eingeladen wurden. Bei



Anonyme Lithographie.

dieser Gelegenheit sprach einer der Deputierten über die Frage der Parlamentsreform, und die Ausdehnung des Wahlrechts und gab in der Diskussion den Anlaß, daß auch andere sich äußerten. Absicht und Programm dieser Bankette war: Lieber eine Reform, als eine Revolution. Der Erfolg der Idee war ganz ungewöhnlich groß, er übertraf, wie Tocqueville sagt, nicht nur die Hoffnungen, sondern weitaus die Wünsche der Veranstalter. Am 9. Juli 1847 begann die Agitation, an der sich nach und nach 50 Städte beteiligten. Die 70 Bankette, die im ganzen stattfanden, haben die Aufregung nicht mehr zur Ruhe kommen lassen, nicht nur die Politiker von Profession, sondern Bürger, Arbeiter, selbst die unmündige Jugend der Schulen wurden von ihr angesteckt. Im Januar 1848 begegneten die Schüler des Collège St. Louis auf einem Spaziergang dem Wagen des Königs. Louis Philippe, immer nach der Gelegenheit suchend, sich populär zu machen, ließ halten, sprach mit den jungen Leuten und gewährte ihnen ausnahmsweise einen freien Tag. Als der König fortfuhr, machte sich der Dank der Jünglinge in dem Ausruf Luft: „Es lebe die Wahlreform." Henri Rochefort gehörte zu diesen Schülern und hatte das erstemal die Gelegenheit, oppositionell zu demonstrieren. An dem Bankett in Lille beteiligte sich Ledru-Rollin, und es war wohl auf seine Veranlassung hin, daß die radikalen Teilnehmer ostentativ den sonst üblichen Toast auf den König fortließen. „Nun war es doch, ausgenommen für die Minister und den König, jedermann augenscheinlich," schreibt Odilon Barrot, „daß in der öffentlichen Meinung zwei Strömungen bestanden, eine die auf Reformen abzielte, die andere, die auf die Revolution lossteuerte und daß nur noch die Wahl blieb, sich für eine der beiden zu entscheiden." Auch in der königlichen Familie war man ernstlich besorgt, am 7. November 1847 schrieb der Prinz von Joinville, der Sohn Louis Philippes, an seinen Bruder, den Herzog von Nemours: „Man führt uns einer Revolution entgegen. Ich bin beunruhigt durch die Ereignisse, die sich von allen Seiten anhäufen. Ich beginne, mich ernstlich zu sorgen. Der König ist unbeugsam und nimmt keinen Rat mehr an, sein Wille soll der allein maßgebende sein. Der König ist jetzt in das Alter gelangt, wo man nichts mehr hören



will, er liebt es zu zeigen, daß er regiert, hat er doch die verfassungsmäßigen Einrichtungen unseres Landes zu fälschen gewußt." Als die Kammer am 27. Januar 1848 die Adresse beriet, mit welcher sie die Thronrede beantworten wollte, kam die Reform wieder zur Sprache, und bei dieser Gelegenheit hielt Tocqueville die berühmte Rede, welche durch die Ereignisse, die ihr fast unmittelbar folgten, den Charakter einer Prophezeiung erhalten hat. Nachdem er die politische und private Demoralisation der herrschenden Klasse berührt hatte, sagte er: „Was mich anbetrifft, so entsetze ich mich darüber. Man sagt wohl, es sei keine Gefahr, weil man keinen Aufstand gewahrt, weil an der Oberfläche der Gesellschaft keine Störungen zu bemerken sind, so sagt man, die Revolutionen seien fern von uns. Erlauben sie mir, Ihnen ganz aufrichtig zu sagen, daß sie sich täuschen. Ohne Zweifel ist die Unordnung nicht in den Taten, aber sie ist tief in die Köpfe eingedrungen. Sehen Sie doch nur, was sich im Schoße der arbeitenden Klasse begibt, die heute, das gebe ich zu, völlig ruhig ist. Es ist richtig, daß sie nicht mehr von politischen Leidenschaften in dem Grade bewegt wird, wie es früher der Fall war, aber sehen Sie wirklich nicht, daß diese Leidenschaften aus rein politischen soziale geworden sind? Sehen Sie nicht, daß sich nach und nach Meinungen, Ansichten unter den Arbeitern verbreitet haben, die nicht darauf ausgehen, irgendein Gesetz, irgendein Ministerium, irgendeine Regierung zu stürzen, sondern die Gesellschaft, welche die Grundlagen erschüttern, auf denen sie heute beruht! Sehen Sie nicht, daß sie sagen, daß alles, was über ihnen ist, unfähig und unwürdig ist, zu regieren; daß die Verteilung der Güter ungerecht ist, daß das Eigentum auf einer Grundlage beruht, die sich nicht rechtfertigen läßt. Glauben Sie denn nicht, daß, wenn solche Anschauungen erst Wurzel fassen, wenn sie allgemein geglaubt werden und tief in die Massen dringen, daß sie dann über kurz oder lang, ich weiß nicht wann und ich weiß nicht wie, zu einer furchtbaren Revolution führen müssen? Es ist meine innerste Überzeugung: Wir schlummern auf einem Vulkan." Er predigte tauben Ohren, Guizot hielt die Bankette für ein Wahlmanöver der Linken, der König nannte die Bewegung noch am 21. Februar

verächtlich einen Sturm im Glase Wasser. Dann kam das Bankett in Paris, begleitet von den üblichen Ungeschicklichkeiten der Polizei und des Militärs, am Abend des 23. gab es Zusammenstöße mit den Arbeitern, Barrikaden entstanden und am Mittag des 24. Februar floh der König, Thron und Familie im Stiche lassend.

Der Zusammenbruch des Bürgerkönigtums erfolgte so schnell, so plötzlich und so vollständig, daß niemand überraschter war, als die Sieger. „Die Julimonarchie fiel ohne Kampf," sagt Tocqueville, „mehr durch die Gegenwart, als durch die Streiche ihrer Gegner." „Das glorreiche Lumpengesindel der Februartage", schreibt Heine, „kann sich kaum rühmen, seiner Feinde ansichtig geworden zu sein. Sie haben das alte Regiment nicht getötet, sondern sie haben nur seinem Scheinleben ein Ende gemacht, König und Kammern starben nur, weil sie längst tot waren." Man hat sich oft genug darüber lustig gemacht, daß die Prinzen des Hauses Orléans mit solcher Schnelligkeit das Weite suchten, daß sie sich nicht einmal darum kümmerten, ob auch ihre Frauen in Sicherheit waren; wie hätte sich für diese Familie auch nur eine Hand rühren sollen? Minister, Generäle, Kammern waren so kopflos, wie der alte König. Der erste Stoß hatte wirklich das ganze Gebäude umgeworfen, denn der einzige, der an diesem Tage die Monarchie hätte retten können, Lamartine, sprach das Wort nicht aus, das den Grafen von Paris auf den Thron geführt hätte. Da mußte auch die Herzogin von Orléans ihre Sache verloren geben und fliehen, sie, die deutsche Prinzessin, die von der ganzen Familie den größten Mut und die meiste Herzhaftigkeit gezeigt hatte. 18 Jahre zuvor war Karl X. gestürzt, weil er die Zeichen der Zeit nicht hatte erkennen wollen, nun fielen Louis Philippe und Guizot, die zum Sturze jenes beigetragen und den größten Vorteil davon gezogen hatten, als Opfer der gleichen Verblendung. Guizot hatte als Philosoph und Historiker die wirkenden Ursachen in den Geschicken der Völker zu erforschen gesucht, aber als Staatsmann zeigte er sich völlig unfähig, die Lebensbedingungen der Zeit zu begreifen. Ein schlecht zusammengesetztes Parlament und eine durch Bestechung erlangte Majorität verkörperten ihm das Volk,

über dessen Köpfe hinweg er regierte, ein Schulmeister, der alles besser wußte, aber vor lauter Bäumen den Wald nicht sah.

Hatten die Julitage von 1830 ein helles Licht über Europa geworfen, so wurde die Februarrevolution von 1848 das Signal, mit dem in der ganzen alten Welt das Sturmläuten der Freiheit einsetzte. Die Flammen, welche den Thron des Bürgerkönigs verzehrten, züngelten gierig nach dem morschen Holz aller übrigen Throne und entzündeten einen Brand, der anfänglich bestimmt schien, alles Verrottete und Verfaulte in seinem reinigenden Feuer zu verzehren.

Am 23. Februar hatte wohl noch niemand ernstlich an die Republik gedacht, am 24. war sie verkündet, eine Überraschung für alle, eine Bestürzung für die meisten. Ein Straßenputsch, wie sie in den vergangenen Jahren in Paris eben nicht selten gewesen waren, hatte genügt, den König in die Flucht zu treiben. Die Unklugheit, mit der Louis Philippe die Einrichtungen des parlamentarischen Regiments beiseite geschoben hatte, um immer selbst im Vordergrunde zu stehen, rächte sich. Nun trug er die Verantwortlichkeit allein, Ministerium und Kammer ließen ihn im Stich; einen Augenblick war Frankreich herrenlos. Die Zentralisation der Verwaltung, in den bequemen Tagen der Ordnung ein so willkommenes Instrument, zeigte in diesen Stunden, daß sie eine zweischneidige Waffe ist, eine Waffe, die den tödlich treffen kann, der sie auch nur einen Augenblick aus der Hand läßt. Mit der Flucht des Monarchen fiel jede Initiative fort, die Regierungsmaschinerie stockte eine Minute, wer jetzt den obersten Hebel ergriff, der hatte Frankreich in seiner Macht. Die Republikaner bildeten noch am 23. nichts als eine verschwindend kleine Partei, aber unter den wenigen Männern, die sie besaß, befanden sich am 24. die einzigen, die wußten was sie wollten und entschlossen waren, zu handeln. Sie proklamierten auf dem Stadthause die Republik, bemächtigten sich der Ministerien, und Frankreich gehörte ihnen.

Die provisorische Regierung setzte sich aus Persönlichkeiten zusammen, wie sie nach Herkunft, Charakter, Anlage und Meinungen nicht gut hätten verschiedenartiger sein können. In

Lamartine, Arago, Garnier-Pagès, Crémieux, Marrast, Ledru-Rollin, Flocon, Louis Blanc fanden sich Schwankende, Unentschiedene, Gemäßigte und Radikale zu einem Bunde zusammen, der von vornherein dazu bestimmt schien, keinen Tag Bestand haben zu können. „Der Vorsehung hatte es gefallen," schreibt Odilon Barrot, „in den Männern der provisorischen Regierung alle Arten menschlichen Stolzes zu vereinen, so als hätte sie noch einmal zeigen wollen, wie allmächtig diese Eigenschaft der Seele ist, wenn sie zerstört und wie so gänzlich unfähig, wenn sie aufbauen soll." Vorläufig trat vor dem Jubel eines so plötzlichen unvorhergesehenen Sieges alles zurück, was die Eintracht unter den Regierenden hätte stören können, Frankreich fiel ihnen zu, wie ein Mann. So rasch wie die Monarchie gefallen war, ebenso rasch entschlossen sich ihre bisherigen Anhänger, ihr königstreues Herz mit einem republikanischen zu vertauschen. Haußmann war empört, daß der Generalstaatsanwalt am Kassationshof Dupin, ein persönlicher Freund des Königs, zu den ersten gehörte, die sich für die Republik erklärten, und Odilon Barrot bemerkt darüber: „Der zweite Tag der Revolution bot ein recht unedles Schauspiel. Die obersten Verwaltungs- und Gerichtsbehörden beeiferten sich, im Stadthause ihre lügnerische Ergebenheit zu beteuern, die Generale der Monarchie kamen, um der Republik ihren Degen anzubieten, die Richter beeiferten sich, einen Prozeß gegen die Minister einzuleiten, deren Wille ihnen noch am Tage vorher oberstes Gesetz gewesen war."

Zu denen, die sich am ersten der Republik anschlossen, gehörte der Klerus. Die Haltung, welche die französische Geistlichkeit bei dieser Gelegenheit einnahm, sollte alle, welche nicht müde werden, die katholische Kirche als eine Stütze der Throne anzupreisen, zum Nachdenken bringen. Der Erzbischof von Paris erließ am 3. März einen Hirtenbrief, in dem er erklärte: „Jesus Christus sagt, sein Reich sei nicht von dieser Welt. Damit hat er bewiesen, daß er eine bestimmte Form der Regierung weder empfehlen noch vorschreiben wolle. Die Kirche lebt unter der Eidgenossenschaft und unter den demokratischen Verfassungen Amerikas, ohne daß der Klerus dieser Gegenden ihnen jemals den

Louis Blanc. Flocon. Crémieux. A. Marrast. Albert. Garnier-Pagès.



Arago. Ledru-Rollin. Dupont de l'Eure. Marie. Lamartine.

Dévéria. Die provisorische Regierung. 1848.

geringsten Widerstand entgegengesetzt hätte." Der Bischof von Gap schrieb: „Die Einrichtungen, welche man uns heute gibt, sind nicht neu, sind sie doch auf Golgatha verkündet worden. Die Apostel und die Märtyrer haben sie mit ihrem Blute bekräftigt." „Unsere Fahne", sagte der Bischof von Chalons, „trägt jetzt die Worte: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, das ist das ganze Evangelium in seinem einfachsten Ausdruck." Der Erzbischof von Lyon Bonald wandte sich in seinem Hirtenbrief an die republikanisch gesinnten Arbeiter seines Sprengels: „Ihr habt so oft den Wunsch geäußert, die Freiheit zu genießen, welche unsere Brüder der Vereinigten Staaten so glücklich macht. Diese Freiheit, jetzt habt ihr sie. Die Fahne der Republik wird immer das schützende Banner der Religion sein." Louis Veuillot, der ultramontane Heißsporn des Univers, sah in der Februarrevolution

„eine Offenbarung der Vorsehung". „Die Stimme der Ereignisse", schrieb er in seiner Zeitung, „ist Gottes Stimme, es wird keine besseren und keine aufrichtigeren Republikaner geben, als die französischen Katholiken."

Dieser plötzliche Umfall wird erklärt durch die Stimmung, welche in den ersten Tagen die neue Regierung beherrschte und in ihren Erlassen zum Ausdruck kam. Man hatte mit dem Begriff Republik unklare Ideen von allgemeiner Gleichheit und allgemeinem Wohlbefinden verbunden, „die Jahre 1830—1848 waren die Vorahnung einer Ära der Brüderlichkeit", schreibt Jules Breton einmal. Nun sollte mit einem Schlage alles wahr werden, was an Idealen bis dahin nur im Kopfe einiger sozialistischer Träumer und Theoretiker gelebt hatte. Noch glaubte man ernstlich daran, die Gesellschaft bessern und die Lage der ärmeren Klassen durch freundliche Übereinkunft mit den besser Situierten heben zu können. Die Überzeugung von der Richtigkeit der sozialistisch-kommunistisch-anarchistischen Ideale saß um so fester in den Köpfen, als ja noch niemals in größerem Umfange der Versuch gemacht worden war, sie zu verwirklichen. Man war mit dem Herzen bei der Sache, und da man die Allmacht des Staates besaß, so schien nichts einfacher und leichter, als zu schönster Wahrheit werden zu lassen, was nur ein Traum gewesen war, Republik und Glück sollten fortan identische Begriffe sein. „Der Sozialismus wird immer das charakteristische Merkmal der Februarrevolution bleiben," schreibt Tocqueville, „die Republik erscheint darin von weitem, nur als Mittel, nicht als Zweck. Sie sollte nicht sowohl die Form der Regierung als die Ordnung der Gesellschaft ändern. Es handelte sich nicht allein darum, eine Partei triumphieren zu lassen, sondern man sehnte sich danach, eine soziale Wissenschaft zu gründen, ich möchte sagen, eine Religion zu schaffen, die alle Menschen begreifen und der alle folgen könnten." So zeugen die ersten Erlasse der provisorischen Regierung von einem Idealismus ohne Grenzen. Mit vollen Händen gewährt sie alle Freiheiten, nach denen ein Volk verlangen kann: Freiheit der Rede, der Presse, das allgemeine Stimmrecht, das Recht auf Bewaffnung und das Recht auf Arbeit.

Am 23. Februar schien die Republik noch in weiter Ferne, am 24. war sie da, wie ein Geschenk aus Himmelshöhen, am 25. fertigte sie mit der Erklärung des Rechtes auf Arbeit ihr eigenes Todesurteil aus. Mit einem Federstrich stellte sie die Existenz der Gesellschaft in Frage, bedrohte die Sicherheit des Landes und stellte eine Maßregel in Aussicht, zu deren Verwirklichung erst einmal die Bedingungen geändert werden müßten, auf denen die Kultur aller auf dem Kapitalismus aufgebauten Staaten beruht. Heute sind das alles Binsenwahrheiten, die gar keiner Erörterung mehr bedürfen, damals war der Sozialismus ein unbekanntes Land. Die Männer, die an der Spitze der provisorischen Regierung standen, gleichen Entdeckern, die mit dem Mut der Siegeszuversicht im Herzen ausziehen, das Unbekannte zu erobern. Von der Höhe ihrer Ideale herab sahen sie das unerforschte Land vor sich, wie einen Paradiesesgarten voller Früchte, nur ein Schritt schien sie von ihm zu trennen, und so zögerten sie nicht, ihr Volk aufzufordern, ihnen zu folgen. Sie waren unerfahren, aber sie waren nicht schuldig. Heute wohnen wir im Tal und wissen, welche Abgründe uns umgeben, jene glaubten noch im Fluge überspringen zu können, was sie von der Erfüllung trennte, wir tragen mühsam Stein für Stein zusammen, um die Brücke zu schlagen, die in den Zukunftsstaat führen wird.


Chassériau. Alexis de Tocqueville. 1844.

Juliette Adam, welche diese Jahre als Kind erlebte, bemerkt ganz richtig: „Man kann nicht sagen, daß praktische Ideen, solche, die sich hätten verwirklichen lassen, den Geist der Revolutionäre von 1847 beschäftigt hätten, gewiß nicht, sonst hätte ein Persönchen

von elf Jahren sie wohl nicht verstehen und sich dafür begeistern können." Seit 18 Jahren hatten so viel sozialistische Theorien die Köpfe erhitzt, alle Fragen, welche mit dem Zustand der Gesellschaft zusammenhängen, waren selbst noch so neu, so wenig geklärt, man hielt andererseits den Staat für so allmächtig, daß die neuen Machthaber sich vielleicht in der Illusion wiegen durften, sie seien berufen, die neue Ordnung der Gesellschaft herbeizuführen. Man hatte eben erst begonnen, den Druck der Verhältnisse als lästig und schmerzlich zu empfinden, die mit dem Anwachsen des Reichtums der einen Klasse fast mit Notwendigkeit die Zunahme des Elends der anderen herbeiführten. Man war über diese Wahrnehmung so erschrocken, und hatte so eifrig Maßregeln der Abhilfe zu finden gesucht, daß die Möglichkeit, sich von diesem Alpdruck zu befreien, mit Begierde ergriffen wurde. Man hatte alle Machtmittel des Staates in Händen, wie hätte man zögern sollen, von ihnen Gebrauch zu machen? Alle Versprechen, welche die provisorische Regierung in den ersten Tagen ihres Bestehens gab, waren von dem guten Glauben diktiert, man brauche nur das Beste zu wollen, um es auch erreichen zu können. Die Absichten der Männer waren rein und selbstlos, Lamartine hatte ein Recht, den Studenten zuzurufen: „Was tun wir denn, was tut denn unser Land heute anderes, als die erhabenste aller Poesien zu verwirklichen?"

Es war zu schön, um wahr zu werden, und als der kurze Rausch verflogen, folgte eine Ernüchterung der furchtbarsten Art. Es dauerte in der Tat nur einige Tage, bis den Männern an der Spitze die Augen darüber aufzugehen begannen, welche Flut von Ansprüchen und Forderungen sie mit ihren Verheißungen entfesselt hatten. Es war herrlich, daß Tausende und Abertausende von Arbeitern und Angestellten aller Branchen mit fliegenden Fahnen erschienen, um den Lieblingen des Volkes zu huldigen und die Republik zu feiern, aber alle diese Menschen drückten immer nur wieder denselben Wunsch aus: „Weniger Arbeit und mehr Lohn." Diese Massen waren hingerissen und begeistert, aber — hungrig und wurden es mit jedem Tage mehr, denn die Revolution hatte wie mit einem Schlage den Geschäftsgang stillgelegt und die Arbeit



Modes Parisiennes. August 1859.
Zeichnung von Compte Calix.



unterbrochen. Einige Zeit nur, kurze Tage gaben sie sich mit den schönen Worten, die sie hörten und lasen, zufrieden, dann aber verlangten sie nach Brot. Sie forderten Beschäftigung und Lohn, forderten, denn man hatte ja das „Recht auf Arbeit" als eine Pflicht der Gesellschaft proklamiert. Da betrat die zweite Republik den Dornenpfad des Leidens, auf dem sie schon nach vier Monaten zu Tode verwundet liegen bleiben sollte. Es hatte wohl ein Leichtes geschienen, dem, der arbeiten wollte, auch Arbeit zu geben, als es aber nun dazu kam, sah man erst die Schwierigkeiten, ja die Unmöglichkeiten, die sich der Ausführung entgegenstellten.

Am 28. Februar bildete die Regierung im Luxemburg eine Kommission unter dem Vorsitz von Louis Blanc, welcher die Aufgabe zufiel, die Arbeit zu organisieren. Man wollte den Hauptwunsch der Arbeiter nach Einführung des Zehnstundentages erfüllen, aber schon am 5. März mußte Louis Blanc den drängenden Arbeitern sagen: „Wie berechtigt auch eure Ungeduld ist, so sollten doch eure Forderungen unseren Untersuchungen nicht zuvorkommen." Die Arbeiter konnten ihm mit größerem Rechte entgegnen: Seit zehn Jahren hast du uns versichert, das Geheimnis zu besitzen, welches uns in einer neuen Organisation der Gesellschaft Wohlstand und Glück sichert, wir haben eine Revolution gemacht, die alle Widerstände beseitigte, wir haben dir die Diktatur gegeben, nun zeige, was du kannst! Der unglückliche Volkstribun entwarf Pläne, von denen einer immer kühner war als der andere und die schließlich, was ja auch unbedingt notwendig gewesen wäre, darauf hinausliefen, daß der Staat alle Fabriken ihren Besitzern abkaufen solle, dann würden die Arbeiter im Besitz der Werkzeuge „arbeiten wie einige Brüder". Das klang sehr schön, aber den Hungernden war es Zukunftsmusik, und da ihre Sprache immer drohender wurde, so entschloß man sich einstweilen zu Nationalwerkstätten, deren Einrichtung Emil Thomas übernahm. In jeder Mairie von Paris wurden Register aufgelegt, in die jedermann sich ohne irgendeine Prüfung eintragen lassen konnte, um in diese Werkstätten aufgenommen zu werden. Am 9. März begann man, am 15. März zählte man 6000 Mann.

Am 31. März 30000, Ende April bereits 100000 Mann. Unter ihnen waren alle Gewerbe vertreten; ein Arbeiter, für den man Beschäftigung hatte, erhielt zwei Frank pro Tag, einer, den man aus Mangel an Arbeit zur Disposition stellte, 1,50 Frank. Das wirkte verhängnisvoll, denn es nährte bei den Arbeitern der privaten Werkstätten die Neigung zum Streik. So legten z. B. die Drucker und die Hutmacher die Arbeit nieder und traten in die Nationalwerkstätten über. In der Provinz verlief die Sache ganz ähnlich, im April waren in den Nationalwerkstätten in Rouen schon 11000 Arbeiter untätig, denn es fehlte überall an Arbeit. In Paris ließ man schließlich Erdarbeiten ausführen, bei denen nichts geschah, als daß der Boden hin und her gekarrt wurde. Die Nationalwerkstätten, die weder Handwerkszeug, noch Aufträge hatten, denen es an jeder Kontrolle fehlte, bildeten schließlich nichts anderes als einen Klub, in dem der Aufruhr in Permanenz tagte. Binnen kürzester Zeit war das Recht auf Arbeit, das sie so großherzig gewährt hatte, für die Republik zur größten Gefahr geworden. Die hunderttausend Arbeiter waren eine Armee, die für die Republik, die sie besoldete, eine um so zweifelhaftere Stütze bildete, als sie eine ungeheure finanzielle Last war, kostete doch ihre Unterhaltung bis zum 15. Juni bereits über 14 Millionen.

Die junge zukunftsfrohe Republik trat die Erbschaft ihrer Vorgängerin unter den erschwerendsten Umständen an. Die Bilanz der Julimonarchie belief sich auf einen Aktivbestand von 135 Millionen bar in den Kassen und auf Passiva im Betrage von 959067921 Frank. Nach den Angaben des Finanzministers Garnier-Pagès hatte die Regierung Louis Philippes in den letzten ³/₄ Jahren ihres Bestehens täglich 1100000 Frank mehr ausgegeben, als im Budget vorgesehen war, ein Vorgehen, das schlimm genug war, wenn es sich in Wahrheit auch nur um 760000 Frank täglich handelte. Der Ausbruch der Revolution wirkte auf Handel und Industrie wie eine Katastrophe, bis Mitte April betrugen die Verluste an der Pariser Börse vier Milliarden Frank. Die fünfprozentige Rente, welche im Februar auf 116,10 gestanden hatte, fiel bis zum 7. März auf 97,50, bis zum 5. April auf 50, die dreiprozentige Rente fiel in dem gleichen Zeitraum von 73,70 auf 32,50. Die Eisenbahn-

aktien folgten der gleichen Tendenz. Paris-Orleans stand im Februar 1180, am 7. April 385; Paris-Rouen im Februar 863,75, am 5. April 275; Marseille-Avignon im Februar 532,50, am 4. April 155. In den ersten vier Monaten des Jahres 1848 nahmen die staatlichen Kassen 20 Millionen weniger ein, als in den gleichen Monaten des Jahres 1847, und die Regierung mußte, wenn sie die Verhältnisse in den zwei größten finanziellen Unternehmungen Frankreichs, der Sparkasse und der Banque de France, betrachtete, den Staatsbankrott voraussehen. In den ersten acht Wochen dieses verhängnisvollen Jahres hatten die Sparkassen in Paris acht Millionen vereinnahmt, nachher ging nicht allein nichts mehr ein, sondern die besorgten Sparer verlangten ihre Einlagen zurück. Von den 670 Millionen, welche eingelegt worden waren, wurden bis zum 5. März 3353544 Frank zurück verlangt, ein Ansturm, dem das Institut nicht gewachsen war, denn es hatte die ihm anvertrauten Gelder in französischer Rente oder in Kanalaktien angelegt und verfügte nur über verhältnismäßig geringe Summen Bargeld. So entschloß sich die Sparkasse, auf kein Buch mehr als 100 Frank herauszuzahlen, weitere Summen aber in Schuldscheinen zu zahlen, die erst in 4—6 Monaten fällig waren, oder in Rententiteln zum Kurswert. Das sah einem Bankrott verzweifelt ähnlich. Die Bank von Frankreich war in der gleichen gefährlichen Lage. Sie hatte im Februar 226 Millionen in ihren Kassen, fast so viel wie der Betrag ihrer im Umlauf befindlichen Banknoten. Die Republik war nicht sobald proklamiert, so lief auch schon jedermann, um seine Scheine gegen Bargeld zu wechseln, und das Inkasso fiel rapide auf 140 Millionen. Wenn schon jeder Privatmann in diesen Tagen von banger Sorge erfüllt war, so ging es den Besitzern am schlimmsten. Die Hausherren, die ihre Mieten forderten, wurden bedroht, die Kaufleute sahen sich ganz plötzlich ihres Kredits beraubt. Die großen Bankhäuser von Lafitte, Ganneron, Baudon u. a. stellten ihre Zahlungen ein, eine furchtbare Krise bedrohte den französischen Markt. Der Handel präsentierte in den ersten drei Wochen der jungen Republik der Banque de France in Paris 110 Millionen Effekten zum Eskomptieren, in der Provinz 48 Millionen. Am 14. März besaß das Institut nur noch ein Inkasso

von 70 Millionen, das am Tage darauf auf 59 Millionen fiel. Bereits begannen die Noten ihren Kurswert einzubüßen, indem sie 10 pro Mille verloren. Es war vorauszusehen, daß der Barbestand in einigen Tagen erschöpft sein werde, und was dann für Katastrophen eintreten könnten, wagte kein Mensch auszudenken. Da entschloß sich der Finanzminister Garnier-Pagès, um das größte Unheil abzuwenden, zu zwei heroischen Mitteln. Um den Bankrott der Bank zu vermeiden, verlieh er am 16. März den Noten derselben den Zwangskurs und erhob gleichzeitig, um die Kassen der Republik zu füllen, einen Steuerzuschlag von 45 %.

Die junge Republik war noch nicht einen Monat alt, als die Regierung schon den Staatsbankrott vor Augen hatte und sich in die Zwangslage versetzt sah, entweder den Bankrott zu erklären oder eine Steuererhöhung vorzunehmen. Das eine Übel schien verhängnisvoller als das andere, dennoch entschloß sich der Finanzminister zu dem kleineren des Steuerzuschlages, trotzdem er dadurch dem jungen Staatswesen den Todesstoß versetzte. Das besitzende Bürgertum war der Republik feindlich gesinnt, denn es fühlte sich durch sie in seinem Einfluß gehemmt und durch die weit ausschauenden Projekte desselben in seinem Vermögen bedroht, die breite Masse der kleinen Leute nun, auf welche sich die Regierung stützen mußte, wurde durch die Erhöhung der Steuern ebenso empfindlich getroffen, wie überrascht. Landleute und Arbeiter hatten bis dahin geglaubt, eine Republik sei eine Regierung, die wenig oder nichts koste; die Republik ausrufen hieße ungefähr so viel wie das goldene Zeitalter herbeiführen. Das Gegenteil war eingetreten, die Republik führte sich mit Handelskrisen, Geldnot und Steuererhöhungen ein, und es brauchte nicht mehr, um ihr dadurch alle Sympathien zu entziehen. „Wohl warfen sich die Machthaber von 1848 der Nation in die Arme," schreibt Tocqueville in seinen Erinnerungen, „aber zu gleicher Zeit taten sie alles, um dieselbe von sich zu entfernen. Sie bedrohten und erschreckten sie durch die Kühnheit ihrer Projekte und luden sie doch durch die Schwächlichkeit ihrer Handlungen zum Widerstand ein. Kindlich genug bildeten sie sich ein, es genüge, die Menge am politischen Leben zu beteiligen, um sie zu Anhängern

ihrer Sache zu machen und daß es genug sei, um die Republik beliebt zu machen, wenn man Rechte gewähre, ohne Vorteile damit zu verbinden.“ Der Unterrichtsminister Carnot, dessen amtliche Rundschreiben George Sand verfaßt haben soll, beschwor die Nation in seinen Erlassen: „Frankreich braucht neue Menschen, eine Republik soll nicht nur die Einrichtungen erneuern, es ist vor allem nötig, daß sie die Menschen erneuert.“ Sie blieben leider die alten, eine Erfahrung, welche die Republik machen sollte, als sie eine andere der großen Freiheiten, die sie gewährt hatte, erprobte, das allgemeine Stimmrecht. Es hatte seit Jahren die Öffentlichkeit beschäftigt, der Widerstand gegen die Ausdehnung und Erweiterung des Wahlrechts von seiten der Regierung war der Anlaß zum Sturz der Julimonarchie gewesen, nun wurde es eingeführt, der Kreis der Wahlberechtigten mit einem Schlage von 250000 auf 10 Millionen vergrößert. Es war ein Sprung ins Dunkle, die Erfahrung fiel gegen die Regierung aus. Die Minister trafen gewisse Vorsichtsmaßregeln, Ledru-Rollin sandte als Minister des Innern eine ganze Armee von Kommissären in die Provinzen, um die Bevölkerung zu bearbeiten und verausgabte zu diesem Zweck in drei Monaten 841867 Frank; 64 Generale wurden verabschiedet, Präfekten und Unterpräfekten gewechselt und trotz alledem fielen die Wahlen durchweg in gemäßigtem Sinne aus.

Die Assemblée constituante, welche am 4. Mai 1848 zusammentrat, war die erste französische Volksvertretung, die aus dem allgemeinen Stimmrecht hervorging. Die Republik hatte dieses Recht gewährt, eine republikanische Regierung die Wahlen geleitet, trotzdem blieben Sozialisten und Republikaner in der Minderheit. Unter den Deputierten zählte man zahlreiche Geistliche und Mönche, die zum erstenmal seit 1789 wieder unter den Vertretern des Volkes erschienen, viele Legitimisten aller Schattierungen und etwa nur zum vierten Teil überzeugte Republikaner, die sich als Bergpartei zu einem radikalen linken Flügel zusammenschlossen. Die junge Republik stand unter keinem günstigen Stern, „es war die Bestimmung dieser unglücklichen Regierung,“ sagt Odilon Barrot, „daß sie immer in der Furcht vor den Arbeitern und den Bürgern lebte. Die Revolution, die dazu verurteilt war, sich



Odilon Barrot.
Nach der Lithographie von Lafosse.

im Unbestimmten und Leeren zu bewegen, traf unvermeidlicherweise immer das Falsche und Lächerliche." Die Regierung hatte im Volk keinen Boden, sie mißtraute der Armee und wagte nicht, sich der Nationalgarde zu bedienen, die aus bürgerlichen Kreisen hervorging, so schuf sie die Mobilgarde, denn mit jedem Tage wurde es deutlicher, daß die Gegensätze einem blutigen Konflikt entgegentrieben. Die führenden Männer entzweiten sich, Marrast, der Maire von Paris und Caussidière, der Polizeipräfekt der Stadt, befehdeten sich offen. Der radikale Caussidière instruierte die Polizeikommissäre: „Sagt nur euren dummen Bürgern, daß, wenn sie die geringste Reaktion versuchen, 400000 Arbeiter nur das Signal erwarten, um Paris zu zerstören. Sie werden keinen Stein auf dem andern lassen und ihr wißt doch, daß sie dazu nur Zündhölzer brauchen." Ein radikales Blatt veröffentlichte eine Liste der großen Vermögen Frankreichs, eine Denunziation, die einen aufrührerischen Haufen, der am 15. Mai die Kammer stürmte, dazu veranlaßte, eine Extrasteuer von einer Milliarde zu beantragen, die den großen Besitzern auferlegt werden sollte. Bei dieser Gelegenheit zeigte es sich, daß die Begeisterung, mit der das Volk Lamartines Erhebung zum Präsidenten der provisorischen Regierung begrüßt hatte, ganz verflogen war. Der große Dichter sagte jedem, der es hören wollte, daß er sich selbst für den geschicktesten Staatsmann Frankreichs halte, seine Gedichte seien nur Jugendsünden, aber über schöne und wohlklingende Phrasen kam er eigentlich nicht hinaus. Als er nun wieder

die Republik pries, „die rein wie ein Gedanke, erhaben wie ein Gefühl, heilig wie eine Tugend“ sei, riß den Hörern die Geduld. „Genug, genug,“ riefen sie, „Redensarten, immer Redensarten, wir haben deine ewige Leier satt.“ Für den eitlen Dichter war es eine Demütigung, aber für die Versammlung schien es ein Zeichen, gegen das Heer des Umsturzes, das sich in den Nationalwerkstätten rekrutierte, vorzugehen. Proudhon erklärte: „Das Recht auf Arbeit wird nur von denjenigen verlangt, die nicht arbeiten wollen“, ein Ausspruch, der hart klingt, dem aber die Untersuchung des Geschäftsbetriebes der Nationalwerkstätten recht gab. Der Berichterstatter Falloux sagte am 19. Juni auf der Tribüne der Kammer: „In den Nationalwerkstätten ist der Müßiggang eine Doktrin geworden, die mit Gewalt durchgesetzt wird da, wo sie die Köpfe nicht von selbst schon verdreht hat. Die Nationalwerkstätten sind nichts anderes als ein Dauerstreik zu 170000 Frank den Tag.“ Darauf beschloß die Kammer, die Werkstätten aufzulösen, und forderte am 22. Juni alle Arbeiter zwischen 17 und 25 Jahren auf, sofort in die Armee einzutreten. Die Antwort war der viertägige Aufstand. Am 23. Juni begann der Kampf, am 24. übergab die Nationalversammlung dem General Cavaignac die Diktatur, am 26. war der Aufstand niedergeschlagen und die Armee an allen Punkten Sieger geblieben. Die Insurgenten sollen 14000 Mann verloren haben und ließen 10000 Gefangene in den Händen ihrer Überwinder. Cavaignac war ein Republikaner von antiker Größe. Er hatte die Bourgeoisie vor der Anarchie bewahrt und sich ihren unbegrenzten Dank erworben, es wäre ihm ein Leichtes gewesen, die Diktatur zu behaupten und sich zum Herrn Frankreichs zu machen, aber als sein Auftrag erfüllt war, legte er die unbeschränkte Macht, mit der ihn das Parlament ausgerüstet hatte, nieder und kehrte in den Schoß der Nationalversammlung als simpler Abgeordneter zurück. Das Bürgertum, monatelang eingeschüchtert, überließ sich nun, da es seine gefürchteten Gegner zu Boden geschlagen sah, seiner Rache. Die Abgeordneten beschlossen, sämtliche Gefangene deportieren zu lassen, und als die Linke geltend machte, man müsse sie doch wenigstens vor Gericht stellen, rief der Minister des Innern Baroche:

„Das geht nicht, gegen viele der Leute haben wir ja gar keine Beweise!“ Rache wollte man, nicht Gerechtigkeit.

Der Verzicht Cavaignacs auf die Diktatur, so wenig politisch er sein mochte, war der letzte große Zug in der Tragikomödie der Republik. Sie hat zwar ihre Existenz noch einige Jahre lang gefristet, aber moralisch haben die Junitage sie getötet. Wie ein Fest hatte sie begonnen, und mit einer Katastrophe hat sie geendet. „Die Revolution von 1848“, sagt Odilon Barrot, „war mehr eine débauche d'idées als ein Ausbruch von Not und Elend, so war sie auch in der Theorie tätiger als in der Praxis. Ihr wichtigstes Resultat bleibt, daß sie die Grundlagen der Gesellschaft bloßgelegt hat.“ Dieses Fehlschlagen aller Hoffnungen war ein harter Schlag für alle Idealgesinnten, für alle Theoretiker, für alle die, welche daran geglaubt hatten, die sozialen Gegensätze mit einemmal durch guten Willen, mit Hilfe einer schönen Theorie ausgleichen zu können. So schreibt Renan: „Die Krise des Jahres 1848 bewegte uns tief. Dieses schreckliche Jahr hat die Probleme nicht gelöst, die es aufstellte, aber es zeigte, wie gebrechlich im Grunde eine Fülle von Dingen war, die man für ganz solide gehalten hatte. Vor den Augen der jungen und tätigen Köpfe fiel damit der Vorhang von Nebeln, der die Zukunft verhüllte.“ George Sand, die hinter den Kulissen an der Seite von Carnot und Ledru-Rollin einen tätigen Anteil an der Regierung genommen hatte, faßt ihre Eindrücke in die Worte zusammen: „Nach dem Versuch einer Republik, deren eigentlicher Zweck, deren Ausgangspunkt die Absicht gewesen war, soviel wie möglich die Gleichheit der Lebensbedingungen herbeizuführen, mußte man erkennen, daß es leider nicht genügt, alle Bürger vor dem Gesetz gleich zu machen. Ich wage zu vermuten, daß es nicht einmal genügen dürfte, sie im Vermögen gleich zu machen, man hätte vielmehr die Macht besitzen müssen, sie alle die Wahrheit erkennen zu lassen.“ Statt die Klassen einander zu nähern, haben die Ereignisse der vier Frühlingsmonate des Jahres 1848 sie vielmehr einander noch weiter entfremdet und die zwischen ihnen bestehenden Gegensätze unversöhnlich gemacht.

Nach der Junischlacht zogen sich die politisch tätigen Ange-

hörigen der unteren Klassen, „die Roten", in Geheimbünde zurück, die Paris und die Provinzen mit einem Netz geheimer Gesellschaften überzogen, aber zu keiner Einheitlichkeit in ihrem Ziele gelangten, weil sie einander gegenseitig mißtrauten und sich wechselseitig auszuspionieren suchten. Ihre Losung war die Frage: „Kennst du die Mutter Marianne?", die Antwort: „Sie hat guten Wein." Die Polizei, die um geheime Gesellschaften gern ihre Märchen spinnt, hat in ihren Berichten Tun und Lassen der Mitglieder blutrot untermalt, aber die Wirklichkeit der Tatsachen entspricht dem Schreckensgemälde nicht. Selbst die Guillotine, die die Partei für den Tag des Sieges in Draguignan vorbereitet haben sollte und die Baron Haußmann so glücklich war zu entdecken, hat keinen schlimmeren Zwecken gedient, als Hammel zu köpfen!

Die siegreiche Bourgeoisie atmete erleichtert auf, denn die größte Gefahr für ihren Geldbeutel war abgewendet. Sie gab zwar am 4. November dem Lande noch eine republikanische Verfassung mit Einkammersystem und Präsidenten, aber die viel belachte Scherzfrage, welche damals im Umlauf war: „Was braucht die Republik?" — „Republikaner, denn die fehlen ihr", kennzeichnet vortrefflich die Situation. Die Verfassung sah nur eine Kammer vor und ließ diese, wie den Präsidenten aus der allgemeinen Wahl hervorgehen; das Parlament, das den Präsidenten weder ernannte, noch ihn absetzen konnte, befand sich also von vornherein dem Staatsoberhaupt gegenüber in einer schiefen, weil untergeordneten Stellung. Das zeigte sich alsbald, nachdem die Wahl des Präsidenten am 10. Dezember vollzogen worden war.

Drei Männer hatten um die Ehre kandidiert, an die Spitze des französischen Volkes treten zu dürfen: Lamartine, Cavaignac und Prinz Louis Napoleon. Die ersten beiden hatten beträchtliche Verdienste um das junge Staatswesen: Lamartine hatte die Republik proklamiert und ihr Schiff glücklich durch die ersten Klippen hindurchgesteuert, Cavaignac hatte sie vor der Anarchie bewahrt und durch die Niederlegung der Diktatur einen Beweis seiner selbstlosen, wahrhaft republikanischen Gesinnung gegeben. Der Prinz Napoleon war nur durch die tollen Putsche von Straßburg und Boulogne bekannt und hatte nichts für sich, als den großen



historischen Namen, den er trug. Die größten Garantien für den Fortbestand der Republik bot Cavaignac, die meisten dagegen Napoleon, Lamartine war trotz seines dichterischen Ruhmes der Menge unbekannt. „Was will denn diese Martine?“ fragten die Bauern der Gironde Haußmann, „warum sollen wir denn ein Frauenzimmer wählen?“ Die Wahl fiel mit einer gewaltigen Majorität zugunsten Napoleons aus. Lamartine erhielt in ganz Frankreich nur 170000 Stimmen, Cavaignac 1½ Million, der Prinz Louis Napoleon vereinte mit mehr als 5 Millionen 75% aller abgegebenen Stimmen auf seinem Namen. Damit beginnt der Todeskampf der Republik, denn, wie Haußmann ganz richtig sagt, betrachteten alle diese Wähler das Präsidium nur als das Vorzimmer des Kaiserreichs. Der Graf von Chambord, den seine Getreuen gern Heinrich V. nannten, blieb, wie auch später in Tagen der Not und Gefahr, seinem angestammten Lande fern und kam gar nicht in Betracht. Der Bonapartismus, der am 24. Februar noch gar keine ernsthaft zu nehmende Partei gebildet hatte, war mit jedem Tage an Einfluß und Macht gewachsen. Der Haß der einen und die Furcht der anderen hatten seine Anhänger so rasch gemehrt, ihm besonders das Militär so völlig gewonnen, daß ein Linienregiment in Amiens schon im Monat Juni bei einer Revue statt: „Es lebe die Republik!“ „Hoch Napoleon“ rief. Das vorsichtige und kluge Benehmen des Prinzen hatte das seine zu dem Erfolge beigetragen. Am 27. Februar war der Verbannte in Paris erschienen, aber auf eine Aufforderung der Regierung hin sofort wieder abgereist. Er kam erst nach der Junischlacht zurück und trat als Erwählter des Volkes am 26. September in die Nationalversammlung, in der er sich sehr zurückhaltend zeigte.

Louis Napoleon war ein Mann von großen und ganz ungewöhnlichen Eigenschaften des Herzens und Charakters. Vornehm und wohlwollend in seiner Haltung, war er im Umgang außerordentlich leicht und bequem. Er sprach wenig, verstand aber wie kein anderer zuzuhören und war von einer Güte, die sich nie verleugnete. Er vergaß niemals einen ihm geleisteten Dienst und war dabei gegen Widersacher und Feinde von einer Großherzigkeit, die ihm schlecht gelohnt wurde. Es wäre ihm, wie Madame Carette sagt,

nach 1870 ein leichtes gewesen, die zahllosen Verleumder, die dem gefallenen Löwen noch einen Tritt versetzten, durch Bekanntgabe ihrer Korrespondenzen bloßzustellen, aber er verschmähte eine so unedle Rache. Odilon Barrot, in den Tagen des Präsidiums sein Minister, charakterisiert ihn vorzüglich, wenn er sagt: „Der Prinz besaß einen Willen, so unbeugsam wie das Geschick selbst, er scheute vor keiner Initiative zurück, so tollkühn sie auch immer erscheinen mochte, dabei aber verstand er gleichzeitig, ohne den geringsten Schein von Eitelkeit oder Stolz innezuhalten, zurückzuweichen und seine Pläne zu vertagen, wenn es nötig war; Eigenschaften, die einander so entgegengesetzt sind, daß sie in ihrer Vereinigung ein Wesen von ganz besonderer Art ausmachen." Napoleon III. brachte für die Präsidentschaft und den Thron noch eine Eigenschaft mit, die ihn von den Kronenträgern von Gottesgnaden vorteilhaft unterschied, er hatte nicht die übliche Prinzenerziehung erhalten. Weder hatte man ihn gelehrt, im Kommiß des Gamaschendienstes die einzige Beschäftigung zu sehen, die dem Verständnis eines Prinzen angepaßt ist, noch war ihm von gefälligen Erziehern und Höflingen von Jugend auf der Glaube an die eigene Unfehlbarkeit beigebracht worden. Er hatte die Schulen, unter anderen in Augsburg, besucht, wie gewöhnliche Sterbliche, und hatte die langen Jahre seines Exils dazu benutzt, um sich über soziale und ökonomische Fragen durch eingehendes Studium ein wirklich eigenes Urteil zu bilden. Die Schriften, in denen er seine Ansichten niedergelegt hatte, zeigen, wie sehr auch er von den idealen Anschauungen der Saint-Simon, Fourier, Leroux erfüllt war, sie beweisen aber auch das praktische Denken des Prinzen, dessen Projekte zur Verbesserung der Lage der niederen Klassen sich dem Ausführbaren doch ganz anders nähern, als die phalansteristischen Ideen. Den Gedanken, den er 1844 in seiner „Ausrottung des Pauperismus" ausführte, die neun Millionen Hektar unbebautes Land, die Frankreich besaß, mit Ackerbaukolonien zu besetzen, um sie bebauen zu lassen, hatte er sofort auszuführen begonnen, als ihm die Möglichkeit dazu gegeben war. Das Wohl der arbeitenden Klassen zu fördern, ist sein Hauptaugenmerk geblieben, solange er über Frankreich herrschte. Als



LES ÉTRENNES À LA MODE
— [illegible] tous la même chose!

Karikatur von Cham.

Präsident erwog er den Plan, eine Bank einzurichten, welche den Arbeitern Geld auf Ehrenwort vorstrecken sollte, Bestrebungen, die ihn bis zuletzt beschäftigt haben, am 3. Juli 1870 hat er noch die Grundzüge einer Alters- und Invaliditätsversicherung der Arbeiter zu Papier gebracht. Haußmann sagt: „Seine Seele nährte einen hohen Ehrgeiz. Er wollte große Dinge ausführen, nützliche, dauerhafte Werke, die im Gedächtnis der Völker, in der Geschichte haften. Er wollte das allgemeine Wohlbefinden durch die Freiheit der Arbeit, des Handels und der Industrie sichern, er wollte Frankreich vor allen Nationen mächtig und blühend sehen."

Die Nation hatte den Prinzen zum Präsidenten gewählt, weil sie in ihm ihren künftigen Kaiser sah, sie war der Republik herzlich müde. Bereits im August 1848 wurden in den Pariser Theatern alle Anspielungen gegen die Republik heftig beklatscht. Im Vaudeville spielte man Possen, wie der „Jahrmarkt der Ideen", „Eigentum ist Diebstahl", in denen Proudhon als komische Figur auftrat. Als die Oper „Haydée" von Auber gegeben wurde, in deren drittem Akt Domenico ausruft: „Wir brauchen einen König!" mußte die Stelle unter stürmischem Beifall wiederholt werden. Die Hundertsous-Stücke der Republik waren mit ihren Bildern und Inschriften eine Fundgrube für bissige Witze. Man las die Umschrift: (Liberté.



LE PORTIER. — Monsieur Proudhon, je vous la souhaite bonne et heureuse.
M. PROUDHON. — Concierge, acceptez de ma part cinq francs sur ce que vous avez dans votre poche et rendez-moi le reste.

Karikatur von Cham.

Egalité. Fraternité.) Liberté point Egalité point Fraternité point. Das Bild der Republik, ein Frauenkopf mit Flechten (tresses), sprach man „Détresse partout" an, der Name des Stechers Oudiné* mit einem Sternchen veranlaßte die Frage: Où diner? à la belle étoile. Der erste Jahrestag der Republik, der am 24. Februar 1849 mit Umzügen und Straßenbeleuchtung festlich begangen werden sollte, diente nur dazu, das Geburtstagskind offen zu verhöhnen, die Illumination, schreiben die Berichterstatter, blieb dunkel. Schon im November wurden überall in Frankreich die Rufe laut: „Es lebe der Kaiser!" Sie wiederholten sich schließlich mit solcher Regelmäßigkeit, daß, wenn bei offiziellen Gelegenheiten noch jemand rief: „hoch die Republik", diese Rufe, wie Castellane und Haußmann betonen, als aufrührerisch angesehen wurden. 1850 entschloß man sich dazu, die Freiheitsbäume, die 1848 unter dem Segen des Klerus gepflanzt worden waren, wieder umzuhauen; es ist nicht bekannt, ob die Geistlichkeit sich auch hierbei mit ihrem Segen beteiligte.



LA PORTIÈRE. — Monsieur Cabet, je vous la souhaite bonne et heureuse.
M. CABET. — Voilà cinq francs que je vais envoyer pour vous en Icarie, c'est à vous à les y aller chercher.

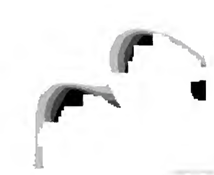
Karikatur von Cham.

Dem Parlament war die Republik am unbehaglichsten, und wenn es sich nicht entschlossen auf die Seite des Prinzpräsidenten stellte, sondern das Kaiserreich schließlich gegen die Deputierten gemacht werden mußte, so lag das an der Uneinigkeit, die in der Versammlung herrschte. Neben reinen Bonapartisten gab es solche,



M. Thiers profitant du 1er janvier pour aller se jeter au cou de M. Proudhon.

Karikatur von Cham.



die den Prinzen wollten, weil sie ihn für beschränkt hielten. Die Ehrgeizigen hofften ihn zu beherrschen, die Eitlen, ihn beiseite schieben zu können, um an seine Stelle zu treten. Neben Legitimisten pur Sang gab es Orleanisten und sogar einige Republikaner, Einigkeit aber gab es nicht und Überzeugungen nur bei wenigen. Das Volk nannte die Abgeordneten nicht anders als die Fünfundzwanzigfrankmänner, denn wie das Parlament der Republik, so war die Masse des Parlamentes und seiner leeren Schwätzerei von ganzem Herzen überdrüssig. Zwar haben sich die Abgeordneten der Assemblée constituante mehr mit sozialen Fragen beschäftigt, als ihre Vorgänger unter früheren Regierungen; in den vier Jahren der zweiten Republik sind mehr Gesetze über Arbeit, Arbeitgeber und Arbeitnehmer erlassen worden, als in dem halben Jahrhundert, das ihr voraufging, aber da die Gesetzgebung auf dem Papier blieb, so wußten die Beteiligten ihr wenig Dank dafür. Der Präsident nahm auch in diesen Angelegenheiten dem Parlament den Wind aus den Segeln. Man traute einem energischen Willen mehr zu als einer hin und her plappernden Versammlung, die keinerlei Exekutive besaß, und der Prinz wußte diese Stimmung geschickt zu nähren. So sagte er 1850 bei der Eröffnung der Eisenbahn in St. Quentin: „Meine aufrichtigsten und ergebensten Freunde sind nicht in den Schlössern zu finden, sondern unter dem Strohdach, nicht unter vergoldeten Plafonds, in den Werkstätten und auf dem Felde weiß ich sie."

Die Jahre der Republik zeichneten sich durch reiche und gute Ernten aus, aber wenn das billige Brot und die niedrigen Preise der Lebensmittel die Arbeiter zufriedenstellten, so entmutigten und verstimmten sie dagegen den Landwirt, dem seine Mühe schlecht gelohnt wurde. Frankreich aber war ein vorzugsweise Ackerbau treibendes Land. Die Statistik von 1846 hatte festgestellt, daß die städtische Bevölkerung 9 Millionen, die ländliche 27 Millionen betrug. Dieser Teil der Bevölkerung ist es gewesen, der dem Präsidenten die Kaiserkrone förmlich aufgedrängt hat.

Die Handelspolitik der Regierung blieb die gleiche wie die der Julimonarchie, die des ausgesprochenen Schutzzolls. Als der Ab-

geordnete Ste. Beuve am 30. Dezember 1850 den Vorschlag machte, alle Zollverbote aufzuheben, bei der Einfuhr von Rohstoffen keine Abgabe mehr zu erheben, mit anderen Worten: zu völligem Freihandel überzugehen, lehnte die Legislative seine Propositionen ab, „auf den Schutzzoll verzichten, hieße den Willen Gottes beleidigen", rief Thiers aus. Das Jahr 1848 hatte dem französischen Handel einen Ausfall von 500 Millionen gegen das Vorjahr gebracht, so wollten die großen Industriellen nicht auch noch in Zollfragen ein Risiko auf sich nehmen, sie haben sogar aus Furcht vor der Konkurrenz das Projekt des Ministers Buffet zu Fall gebracht. Als die Industrieausstellung von 1849 heranrückte, wollte der Minister diese zu einer internationalen machen, aber die Fabrikanten fürchteten, das Publikum werde zwischen ausländischen und inländischen Waren Vergleiche ziehen, die zum Nachteil der letzteren ausfallen würden, und so wußten sie die Absicht des Ministers zu hintertreiben und überließen es gern dem Prinzgemahl Albert, die erste Weltausstellung 1851 in London zustande zu bringen. An der Pariser Ausstellung des Jahres 1849 beteiligten sich 4500 Aussteller, 600 mehr, als an der letzten des Jahres 1844.

Die Versammlung lehnte auch die dringenden Propositionen Louis Blancs ab, der, als er den Vorsitz in der Kommission des Luxembourg am 5. Mai 1848 niederlegte, die sofortige Schaffung eines Arbeitsministeriums befürwortete, damit, wie er sagte, die Revolution des Hungers beendigt werde. Auch ohne auf die Forderung Louis Blancs einzugehen, welche erst die dritte Republik verwirklichen sollte, haben die Constituante, wie die Legislative der zweiten Republik versucht, durch die Akte ihrer Gesetzgebung auf die Verbesserung des Loses der Arbeiter einzuwirken. Ein Dekret vom 9. September 1848 führte für alle Fabrikarbeiter den zwölfstündigen Arbeitstag ein. Es erstreckte sich nur auf solche Betriebe, die mit Maschinen unter kontinuierlichem Feuer arbeiteten und mindestens 20 Mann beschäftigten, Bau- und Erdarbeiter wurden nicht von ihm betroffen. Im Mai und Juni 1851 wurde das Gesetz auch bereits durch eine große Anzahl von Ausnahmebestimmungen wieder eingeschränkt, so daß es nie so recht zur Ausführung gelangt ist. Eine ebensowenig glückliche Hand

hatte die Regierung mit den Produktivgenossenschaften der Arbeiter, deren Vermehrung sie auf jede Weise zu begünstigen suchte. In Paris bildeten sich 32, in der Provinz 27, im Jahre 1850 gab es bereits 90, welche aus Staatsmitteln unterstützt wurden. Diese Genossenschaften, welche nach der Ansicht mancher Volkswirte und zahlreicher Arbeiter die Emanzipation des Arbeiters vom Kapital herbeiführen sollten, bewährten sich nicht. Noch fehlten die Erfahrungen, auf Grund deren eine rationelle Einrichtung und Bewirtschaftung hätte stattfinden können; die Übereilung in der Gründung, die mangelnde Disziplin unter den beteiligten Arbeitern, ihre Unwissenheit in allen Fragen der rein kaufmännischen Leitung haben das Institut an der Entwicklung gehindert. Die Republik hatte an die Gesellschaften 2590500 Frank aus Staatsgeldern gewendet, Mitte der fünfziger Jahre gab es trotzdem nur noch sieben von ihnen, zu wirklicher Blüte haben es im Laufe der Jahre nur drei gebracht.

Nachdem die ersten stürmischen Monate der Republik einen Stillstand im Ausbau des Bahnnetzes herbeigeführt hatten, wurden die Arbeiten nach Rückkehr geordneter Zustände wieder aufgenommen, so daß 1851 von den 3992 km, deren Bau durch das Gesetz konzessioniert war, 3685 bereits in Benutzung waren. Da, wo die Bahnen noch fehlten oder nur streckenweise benutzt werden konnten, war das Reisen natürlich noch immer sehr langsam. Baron Haußmann brauchte 1848, um von Bordeaux nach Marseille zu gelangen, drei Tage, jeden von seinen vollen 24 Stunden; um die 20 lieues von Toulon nach Draguignan zurückzulegen, bedurfte er einen ganzen Tag; bis er in Draguignan auf seine amtlichen Schreiben an den Minister aus Paris Antwort erhalten konnte, vergingen noch immer acht Tage. Die Republik gab für Straßen- und Brückenbau von 1848—1851 eine Summe von 156 Millionen aus. Um die Ausgestaltung des Postwesens erwarb sich die Republik Verdienste; sie schaffte die Abstufung des Portos nach verschiedenen Zonen ab und richtete für das ganze Land einen einheitlichen Tarif mit ermäßigter Taxe ein, auch führte sie die Briefmarke ein, von der im ersten Jahre für 4447000 Frank verkauft wurde. Am Ende des Jahres 1851 besaß Frankreich neun Linien elektrischer



Eugen Giraud. Maskenball im Palais Bourbon. 1863.



Nach der Originallithographie von Gustave Courbet.

Telegraphen, die auch vom Publikum benutzt werden durften. Die Einnahmen der Post beliefen sich 1851 auf 44218502 Frank.

Einer der ersten Akte der provisorischen Regierung hatte im März in der Verkündigung der Preßfreiheit bestanden, Stempel

und Kaution wurden abgeschafft, und die Zeitungen schossen infolgedessen wie die Pilze aus dem Boden. Beinahe von heute auf morgen zählte man gegen 450 neue Zeitungen, unter denen die populären Blätter für Arbeiter und Volk einen großen Raum einnahmen. Proudhon gab die „Voix du Peuple", Raspail den „Ami du Peuple", Thoré die „Vraie République", Délécluze die „Revolution démocratique et sociale", Lacordaire „l'Ere nouvelle" heraus, daneben gab es die „République rouge", „République Napoléonienne", den „Père Duchêne", die „Mère Duchêne", den „Petit-Fils du Père Duchêne" und zahllose andere Blätter und Blättchen, welche viel zur Verhetzung des Volkes und wenig zu seiner Aufklärung beigetragen haben. Sofort nach dem Juniaufstand begann denn auch die Reaktion. Mit ihren Dekreten vom 9. und 11. August ging die Constituante daran, die Freiheiten der Presse wieder zu beschneiden. Die Kaution wurde wieder eingeführt und ganz besonders schwere Strafen für diejenigen vorgesehen, welche die Autorität und die Rechte der Assemblée Nationale angreifen würden. Im Juli des nächsten Jahres wurde fast das ganze Preßgesetz, wie es im Jahre 1835 nach dem Attentat Fieschis formuliert worden war, wiederhergestellt, im Juli 1850 wurde noch ein Zusatz gemacht, der die Unterzeichnung der Zeitungsartikel zur Pflicht machte und den Stempel wieder einführte. Damit war der Kreislauf, den die Preßgesetzgebung unter der zweiten Republik von der völligen Freiheit bis zu enger Beschränkung durchlaufen hat, geschlossen, die Reaktion blieb Siegerin.

Den gleichen Verlauf nahm die Gesetzgebung auf einem anderen, nicht minder wichtigen Gebiete als dem der Presse, dem des Unterrichts. Hier zeigte das angeblich liberale Bürgertum sein wahres Gesicht. Es hat in Frankreich sich schon unter der zweiten Republik zu jenen schlammig-schwammigen Grundsätzen bekannt, welche der Nationalliberalismus zum Unheil unseres Landes heute in Deutschland vertritt: die schleimig liberale Phrase auf den Lippen, die reaktionäre Gesinnung in allem, was Tat heißt. Der Constituante legte der Unterrichtsminister Hippolyte Carnot ein Projekt vor, welches den Elementarunterricht obligatorisch und gratis machen sollte und ihn außerdem von jeder Kontrolle durch

die Geistlichkeit befreite. Dieser Entwurf, in bestem Sinne freisinnig gemeint, war den Ideen der Republik so völlig angepaßt, daß die Nationalversammlung ihn verwarf, sie zog es zwei Jahre später vor, die Schule der Kirche auszuliefern. „Es bleibt uns nichts übrig, als uns in die Arme der Bischöfe zu werfen", rief der Philosoph Cousin nach den Junitagen, und Thiers sagte: „Katechismus oder Sozialismus, es gibt nichts anderes." „Diejenigen, welche nichts haben, brauchen nicht unterrichtet zu werden", erklärte derselbe liberale Staatsmann bei der Beratung des Schulgesetzes im Jahre 1850, und fuhr fort: „Solange die Université das gute und weise Bürgertum repräsentierte und unsere Kinder nach der Methode Rollins unterrichtete, war ich bereit, ihr die Freiheit des Unterrichts zu opfern, aber heute ist die Université in die Hände der Phalansteristen gefallen, ich hasse sie als den Feind. Dieser Feind ist die Demagogie, niemals werde ich ihr den letzten Rest von Ordnung, die katholische Kirche ausliefern." So kam das berüchtigte Gesetz vom 15. März 1850 zustande, das den Namen Falloux trägt. Es brach das Unterrichtsmonopol der Université zugunsten der Kirche, in deren Hände der Unterricht auf der ersten und zweiten Stufe gelegt wurde. Der Conseil de l'Université wurde durch einen Conseil supérieur de l'Instruction publique ersetzt, in dem vier Bischöfe oder Erzbischöfe Platz nahmen. Die Angehörigen der Université waren in dieser Behörde mit sechs Stimmen gegen 13 in der Minderheit gegen die Laien. Die Kommission, welche das Examen für die Erlangung des Befähigungszeugnisses abnahm, bestand fortan aus neun Mitgliedern, von denen nur drei der Université entnommen wurden. Geistliche durften unterrichten, ohne ein Examen abgelegt zu haben, ebenso die Nonnen. Die Unabhängigkeit des Lehrers vom Geistlichen weicht der völligen Unterordnung unter den Klerus, dessen Mitglieder in alle Aufsichtsbehörden der Schulen eindringen. Um die Lage des Lehrers zu einer hoffnungslos abhängigen zu machen, wurde sein Schicksal dem vorgesetzten Rektor auf Gnade und Ungnade überantwortet, er konnte sich nicht einmal gegen seine Absetzung wehren. Hilfslehrer oder Adjunkten brauchten kein Zeugnis mehr, um Unterricht erteilen zu können, ein Vorteil, der



ganz und gar den geistlichen Kongregationen und ihren ungebildeten Mitgliedern zugute kam, die Ernennung aller Lehrer wurde dem Gutdünken des Präfekten überlassen. Das Aufsichtsrecht des Staates in den freien Schulen beschränkte sich auf die Kontrolle der Reinlichkeit und auf die Feststellung, daß nichts in denselben gelehrt werde, was den Gesetzen, der Verfassung und den guten Sitten widerspreche. Die Université war liberal und aufgeklärt, ihr den Unterricht zu entwinden, um ihn in die Hände eines bigotten und ultramontanen Klerus zu legen, nannten die Republikaner der zweiten Republik: die Freiheit des Unterrichts gewährleisten! In ihrer Furcht vor der sozialen Republik gelangten die bürgerlich Liberalen von 1848 zu dem gleichen Programm, wie die Ultras der Restauration, die sie einst so heftig bekämpft hatten: Die Kirche her, damit sie die Leute dumm macht. „Ihr seid ja verrückt", rief Noël Parfait am 11. Januar 1850 den Deputierten zu, und Victor Hugo sagte: „Das Unterrichtsgesetz ist das Werk der klerikalen Partei. Ich aber sage dieser Partei: Ich mißtraue euch, Unterrichten heißt Aufbauen, und dem, was ihr baut, traue ich nicht. Eure Hand und euer Atem sollten den künftigen Geschlechtern fernbleiben. Euer Gesetz trägt ein Brandmal. Es sagt eine Sache und meint eine andere, der Gedanke der Knechtung nimmt die Gestalt der Freiheit an. Ihr wollt keinen Fortschritt, ihr werdet die Revolution haben." Die Klerikalen waren noch nicht einmal zufrieden, sie wollten die Université nicht nur beugen, sondern brechen, sie betrachteten das Institut, wie Mons. Parisis sich äußerte, als einen „Sammelplatz der Unmoralität, des Atheismus, des Unglaubens, der Anarchie und des revolutionären Geistes." Montalembert sagte in der Legislative: „Unter der Restauration züchtete die Université Liberale, unter der Julimonarchie Republikaner, unter der Republik Sozialisten." Denkt man diesen Satz zu Ende, so darf man hinzufügen: Unter dem zweiten Kaiserreich züchtete die klerikale Schule die Kommunarden von 1870. Der einzige Vorteil dieses Gesetzes war, daß es alle Gemeinden von 800 Seelen und darüber nötigte, Mädchenschulen einzurichten, und daß es für die schulentlassene Jugend die Einrichtung der Fortbildungsschulen begünstigte. Das Budget warf für den öffentlichen Unterricht 1848

19298562 Frank aus, dieser Betrag stieg in drei Jahren bis 1851 auf 21901816 Frank.

Das Schulgesetz war nicht der einzige Triumph des Klerikalismus, eine ebenso große Genugtuung für die Priesterpartei war es, daß die Nationalversammlung sich entschloß, ein Heer nach Rom zu schicken, um den vertriebenen Papst zurückzuführen. Die französische Republik unterdrückte die römische Republik, um die ganze ungeheuerliche Mißwirtschaft des Pfaffenregiments wieder aufzurichten! Der ganze Widersinn dieser Handlungsweise ist gar nicht auszudenken, er beweist nur, daß Frankreich seit dem Juni 1848 nur noch dem Namen nach eine Republik war, im Grunde aber nichts anderes vorstellte, als eine zufällig herrenlose Monarchie.

Wie sie Presse und Schule im Sinne der Reaktion angriff, so trachtete die Legislative auch danach, das allgemeine Wahlrecht, aus dem sie doch selbst hervorgegangen war, anzutasten, und auch bei diesem Versuch ging der liberale Thiers mit dem klerikalen Montalembert Hand in Hand. Während Thiers geringschätzig von der „gemeinen Menge“ sprach, verteidigten Lamartine, Cavaignac, Jules Grévy, Jules Favre die Rechte des Volkes, für die Victor Hugo eine seiner glänzendsten Reden hielt. Das Parlament entschloß sich doch dazu, es abzuändern. Das Gesetz vom 15. März 1849 hatte verlangt, daß jeder Wähler, um wahlberechtigt zu sein, mindestens sechs Monate in einer Gemeinde ansässig gewesen sein müsse, das Gesetz vom 31. Mai 1850 erhöhte diesen Zeitraum auf drei Jahre, wodurch zahlreichen kleinen Leuten, besonders den Arbeitern, das Stimmrecht indirekt entzogen wurde. Dadurch, daß sie das wichtigste Recht beschränkte, welches sich das französische Volk 1848 errungen hatte, machte sich die Nationalversammlung einen großen Teil der Masse zu Feinden und spielte ihrem Gegner eine Waffe in die Hände, die dieser zu gebrauchen nicht zögern sollte.

Die Republik hat ihre Dichter gehabt und ihre Kunst. Der Sänger war Pierre Dupont aus Lyon. „Dieser Volkspoet der Februarrevolution“, sagt Théophile Gautier, „läßt die Cantilene der Landleute wieder aufleben. Sein Lied enthält mehr Utopie als Satire, mehr Zärtlichkeit als Haß. Er träumt von Brüderlich-



Aus der „Palingénésie Universelle".
Karton von Chenavard im Museum zu Lyon.
(Nach dem Kohledruck von Braun, Clément & Cie. in Dornach i. E.,
Paris und Neuyork.)

keit, Weltfrieden, dem Glücke der Menschheit und glaubt, daß die Liebe stärker sein wird als der Krieg." Sein „Gesang der Arbeiter", der 1848 in aller Munde war, erhielt sehr zu Unrecht den Namen „Arbeitermarseillaise". Strophen, wie sie hier enthalten: „Wie werden wir uns freuen in der freien Natur und unter der Eichen grünem Gezweig", „lieben wir uns, und wenn wir können, laßt uns trinken. Ob die Kanone schweige oder donnere, trinken wir



Aus der „Palingénésie Universelle".
Karton von Chenavard im Museum zu Lyon.
(Nach dem Kohledruck von Braun, Clément & Cie. in Dornach i. E., Paris und Neuyork.)

auf die Unabhängigkeit der Welt" haben nichts von dem Feuer und der Leidenschaft, die in den aufpeitschenden Rhythmen Rougets de Lisle glühen. Als den Maler der Republik darf man wohl Paul Chenavard bezeichnen. Er hat die débauche d'idées, welche nach Odilon Barrot zur Revolution führte, künstlerisch vertreten. Er war ein Gedankenmaler im Sinne von Cornelius und



Aus der „Palingénésie Universelle".
Karton von Chenavard im Museum zu Lyon.
(Nach dem Kohledruck von Braun, Clément & Cie. in Dornach i. E., Paris und Neuyork.)

Kaulbach. Die Philosophie Hegels und die Formensprache von Cornelius und Overbeck, an die er sich während eines Aufenthaltes in Rom angeschlossen hatte, haben ihn beeinflußt. Angesteckt von den sozialutopistischen Ideen all der gutgläubigen Weltbeglücker seiner Generation, faßte er den Plan, die ganze Weltgeschichte in einem riesigen Zyklus philosophischer Kompositionen darzustellen.



Aus der „Palingénésie Universelle".
Karton von Chenavard im Museum zu Lyon.
(Nach dem Kohledruck von Braun, Clément & Cie. in Dornach i. E., Paris und Neuyork.)

Ledru-Rollin beauftragte ihn, diesen Kursus der Kulturgeschichte die „Palingénésie universelle" im Pantheon al fresco auszuführen. Der Künstler machte sich an die Arbeit, als er aber seine monochromen Kartons beendet hatte, war sein Gönner nicht mehr in der Regierung. Seine Bilder, die im Frühling 1848 gerade nur recht gewesen waren, waren 1851 zu atheistisch und wurden zurückgewiesen, das Pantheon wurde dem Kultus zurückgegeben und Chenavards Kartons betrauern im Museum von Lyon ihr zweck-

loses Dasein. Die Republik hat für die Pflege der schönen Künste und des Theaters mehr ausgegeben, als die Julimonarchie, 1847 hatte das Budget für diese Zwecke 4344505 Frank ausgeworfen, 1848 wurden 7128223 Frank dafür bestimmt.

Wie das kaufmännische, so erhielt auch das gesellige Leben durch die Februarrevolution einen harten Stoß. Equipagen, Livreen, elegante Toiletten sind mit einem Schlage verschwunden, schreiben die Korrespondenten der auswärtigen Zeitungen aus Paris. An Stelle der Soireen, Bälle und Gesellschaften sind dagegen die Klubs getreten, von denen wie durch Zauberei in einem Augenblick 700 entstanden. Auch in der Provinz wandelte sich jede Spinnstube, jede Kneipe zum politischen Klub. Für ihre offiziellen Feste und Zeremonien gab die Republik in fünf Jahren 3800000 Frank aus und brachte doch nur die üblichen frostigen Schaustellungen zuwege. Die Finanzkrise lastete drückend auf der Gesellschaft, welche der Geldmangel zu Einschränkung und Sparsamkeit nötigte. Théophile Gautier hat später Edmond de Goncourt erzählt, wie ihn die Februartage um den bescheidenen Wohlstand brachten, den er sich erarbeitet hatte. Auch Alexander Dumas sah sich wieder einmal dem Nichts gegenüber und mußte sein Schloß Monte Christo zwangsweise verkaufen und abtragen sehen, selbst der Exkönig Louis Philippe schrieb an die Assemblée Nationale im August 1848, man möchte ihm doch seine Güter lassen und bedenken, daß er der älteste General der Republik sei, der noch aus den Tagen der großen Revolution stamme. So blieben, was in Paris viel heißen will, sogar die Theater leer, und dabei spielte man die Affäre Praslin, die ein findiger Autor als „Gräfin Sennecy“ dramatisiert hatte, den „Lumpensammler von Paris“, in dem Lemaître als Lumpensammler die Krone der französischen Könige aus dem Abfall langte; Murgers „Vie de Bohême“, die von Barrière für die Bühne bearbeitet worden war. Erst als die Wahl des Präsidenten auf den Prinzen Louis Napoleon gefallen war, begann das Pariser Leben nach und nach wieder sein gewohntes Gesicht anzunehmen. Der Präsident wohnte im Elisée, wo er glänzende und elegante Feste gab, bei denen die geistreiche Prinzessin Mathilde, die Cousine des Gastgebers, die Honneurs machte. Die Minister,

Präfekten und andere hohe Beamte ahmten das Beispiel des Staatsoberhauptes getreulich nach, und schon im März 1849 berichtet Castellane von den zahlreichen Reunionen und Bällen innerhalb der Gesellschaft. Allmählich kommen auch die Fremden zurück, man sieht wieder Equipagen und hört von großen Ausgaben für Luxus und Überfluß. Die Tragödin Rachel bezieht ihr neues Palais, dessen Einrichtung ihr 300000 Frank gekostet hat, und man vernimmt mit Genugtuung, daß ein einziger Kunstgärtner von der neuen Modeblume, der Kamelie, für 3500 Taler verkaufte.

DAS ZWEITE KAISERREICH

DIE Nationalversammlung hat es dem Prinzen Louis Napoleon wahrlich leicht gemacht, sie beiseite zu schieben. Es war in ihr kein Mangel an hervorragenden Persönlichkeiten, ausgezeichneten Rednern und politischen Köpfen, da sie sich indessen das Volk durch den reaktionären Charakter ihrer Beschlüsse entfremdete und dem Präsidenten gegenüber eine offen feindselige Haltung annahm, so schwebte sie sozusagen in der Luft. Der Prinz hatte das Prestige seines Namens für sich; in weiten Kreisen der ländlichen Bevölkerung, die immer noch nicht an den Tod des Kaisers glaubte, war man überzeugt, Napoleon I. zum Präsidenten gewählt zu haben; er konnte auf die Armee zählen und wußte im Gegensatz zur Deputiertenkammer genau, was er wollte; alles, was diese gegen ihn unternahm, schlug zu seinem Vorteil aus. So fiel sie, als der 2. Dezember 1851 den längst erwarteten Staatsstreich brachte, wie eine überreife Frucht fast von selbst. Das Volk sah mit Schadenfreude, wie die verhafteten Deputierten nach Vincennes abgeführt wurden, „es sind nur die Fünfundzwanzigfrank-Männer", hörte Odilon Barrot Arbeiter sagen. Der Präsident hatte an die Spitze seiner Proklamation nur den Satz stellen dürfen: Das allgemeine Stimmrecht ist wieder hergestellt, um alle Sympathien für sich zu haben. Die Männer, die in Paris auf die Barrikaden eilten, um für die beseitigte Verfassung zu kämpfen, waren die professionellen Verschwörer und Unruhestifter, deren Lebenselement die Unruhe und der Aufstand sind. Sie wurden mit leichter Mühe zu Paaren getrieben, und wäre es nicht das Interesse der Opposition gewesen, die „Verbrechen" des „Dezembermannes" unmäßig zu vergrößern und zu übertreiben, um sie agitatorisch ausbeuten zu können, so würden die Straßenkämpfe zwischen Truppen und Aufständischen so schnell vergessen worden sein, wie die ungleich blutigeren der Zeit Louis Philippes.

Frankreich hatte den Staatsstreich nicht nur erwartet, es hatte ihn gewünscht. Prinz Louis Napoleon unterbreitete dem souveränen



Volke am 2. Dezember ein Programm, das eine Verfassungsänderung in folgender Weise vorsah: Der Prinz wird für zehn Jahre zum Präsidenten gewählt und ist das allein verantwortliche Haupt der Regierung. Die Minister sind nur ihm gegenüber verantwortlich. Ein Staatsrat aus den bedeutendsten Männern aller Berufe wird die Gesetze vorbereiten. Eine gesetzgebende Körperschaft wird gewählt, um die Gesetze zu beraten und zu beschließen. Es war eine Tyrannis auf breitester demokratischer Basis, die der Prinz den Franzosen vorschlug und sie aufforderte, darüber abzustimmen. Am 20. und 21. Dezember fand das Plebiszit statt. Es ergab 7439216 „Ja" und 649737 „Nein", also eine überwältigende Majorität zugunsten dessen, der das Volk befragt hatte. Nun ist oft genug und mit Recht geltend gemacht worden, daß das Volk selbstverständlich so wählte, wie Präfekten, Maires, Polizeikommissare, Pfarrer, Gendarmen, Feldhüter, Friedensrichter usw. es wünschten, wer wollte auch Landratswahlen nicht mißtrauen, indessen kann es keinem Zweifel mehr unterliegen, daß die allgemeine Stimmung in Frankreich wirklich für den Prinzen und gegen die Republik war.

Die Geistlichkeit jubelte am lautesten, wo Macht und Erfolg sind, da erkennt sie gern den Finger Gottes, so stimmte sie freudig ein Tedeum an, als die ewige Vorsehung sich gegen die Republik entschieden hatte. „Seit dem 2. Dezember", schrieb Louis Veuillot im „Univers", „gibt es in Frankreich eine Regierung und eine Armee, einen Kopf und einen Arm. Unter dem Schutze dieser doppelten Macht atmet man auf und wagt zu hoffen. Das Laster zittert vor der Gerechtigkeit, denn jetzt wird das Gesetz herrschen und nicht das Verbrechen." „Für den Prinzen Louis Napoleon stimmen," sagte der klerikale Graf Montalembert, „das heißt nicht alles gutheißen, was er getan hat, es bedeutet nur die Wahl zwischen ihm und dem Untergang Frankreichs." Die übrigen Parteien teilten diese Anschauungen durchaus. „Die Mehrzahl der Franzosen hat den Staatsstreich gewünscht", bemerkt der Chevalier de Cussy, und die Prinzessin Louis de Talleyrand schrieb an die Herzogin von Dino: „Die Unterdrückung in Paris läßt einen aufatmen, so hat die Anarchie uns ermüdet." Die beständigen poli-



Modes Parisiennes. Juli 1868.
Zeichnung von Compte Calix.



tischen Aufregungen nicht mehr zu erleben, das fruchtlose politische Geschwätz der Kammer weder mehr hören noch lesen zu müssen, dünkte den Zeitgenossen schon eine Befreiung. „Es gehört zu den Reizen der gegenwärtigen Lage," notiert Prosper Menière, „daß man nichts weiß, nichts sagt; das ewige quid novi fert Afrika von 48 ist heute ganz unbekannt." So schreibt auch Baudelaire an Ancelle: „Der 2. Dezember hat mich physisch völlig entpolitisiert."



Napoleon III.
Nach dem Stiche von Lurat.
Gemalt von Bargue 1865.

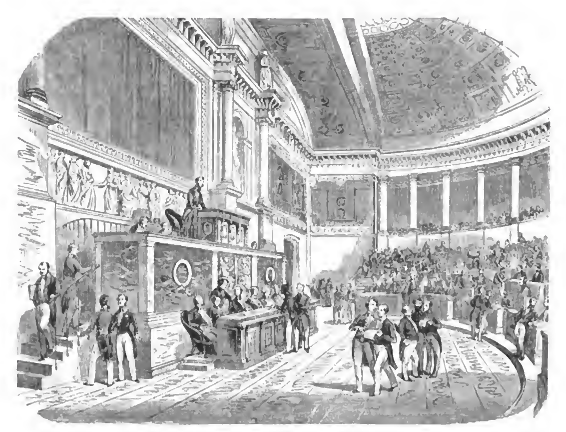
Die Verfassung, die der Prinz am 14. Januar 1852 gab, war auf der Basis des Programms vom 2. Dezember errichtet. An der Spitze des Staates stand der allein verantwortliche Präsident. Er ernannte den Senat und den Staatsrat nach eigenem Gutdünken, während die gesetzgebende Körperschaft, und zwar für sechs Jahre, gewählt wurde. Dadurch, daß die Wahl nach Arrondissements stattfinden sollte, war sie dem Einfluß der Beamten unterstellt, die Rechte des Corps législatif im Vergleich zu den Parlamenten der vorhergegangenen Regierungen stark beschränkt. Er besaß nicht das Recht, Gesetze vorzuschlagen, konnte das Budget nur annehmen oder ablehnen, aber nicht in einzelnen Posten ändern, seine Sitzungen waren dem Publikum nicht zugänglich, seine Debatten wurden nur durch einen Auszug bekannt, den der Vorsitzende redigierte, Präsident und Vizepräsident wurden nicht von

ihm selbst gewählt, sondern ernannt, die Minister, die ihm nicht verantwortlich waren, nahmen auch an den Sitzungen nicht teil. Diese Verfassung hatte zwar den Titel der Republik beibehalten, ihr Zuschnitt war indessen so monarchisch, daß die Änderung in ein Kaiserreich nur noch einen Wechsel der Überschrift bedeutete. Sie erfolgte denn auch, nachdem ein Senatsbeschluß vom 7. November 1852 den Anstoß gegeben hatte, durch das Plebiszit vom 21.—22. November. Befragt, ob es die erbliche Wiederherstellung der kaiserlichen Würde in der Person von Louis Napoleon Bonaparte wünsche, antwortete das Volk mit 7482863 „Ja" und 238582 „Nein". Beide Male hatten Armee und Marine mitgestimmt.

Damit war in Frankreich der Absolutismus wieder hergestellt. Mit ihm kehrten Ruhe und Ordnung ein. Man darf ohne Übertreibung sagen, daß die kurze Periode des absoluten Kaisertums, die Frankreich unter der Herrschaft Napoleons III. durchlebte, wohl die glücklichste gewesen ist, die es im Laufe des 19. Jahrhunderts durchgemacht hat, wenigstens war sie nach außen und innen die glänzendste. Während der innere Wohlstand sich mehrte, war Frankreich oder sein Kaiser der Schiedsrichter Europas und Paris der Mittelpunkt der Kulturwelt. Fast möchte man daraufhin denen recht geben, die im aufgeklärten Despotismus das Ideal der Regierungsform sehen, aber die historische Entwicklung, die den Kaiser dazu zwang, Schritt für Schritt aus allen Positionen des Absolutismus zurückzuweichen und dem Liberalismus einen Posten nach dem andern zu übergeben, hat zu deutlich gelehrt, daß der Despotismus in den Tagen der allgemeinen Bildung, der Eisenbahnen und Telegraphen keine Stelle mehr hat. An Despoten wäre kein Mangel, auch nicht an solchen, die überzeugt sind, sie verstehen von Gottes Gnaden alles besser als ihre Mitbürger, wie aber müßten wohl Geist und Nerven eines Mannes beschaffen sein, der es übernehmen wollte, das komplizierte Getriebe des heutigen Staates allein zu lenken und dauernd zu lenken? Die modernen Monarchen sind ja kaum noch imstande, die Last der Paraden, Revuen und Festessen, die ihnen obliegt, allein zu bewältigen.

Napoleon III. hatte seine Gegner besiegt, aber er hat sie nicht zum Schweigen bringen können, daran ist er schließlich gescheitert.





Der Sitzungssaal des Corps législatif.

Er beschnitt die Redefreiheit der Kammer und schloß damit das Ventil, durch das die öffentliche Unzufriedenheit sich hätte ohne Schaden Luft machen können. Er unterwarf die Presse einer strengen Zensur und hinderte die Kritik der Mißbräuche in Staat und Verwaltung, aber er schaffte sie dadurch nicht ab und vergrößerte die Mißstimmung, statt sie zu beseitigen. Die Öffentlichkeit war den Gegnern der Regierung verschlossen, aber keine Polizei konnte verhindern, daß Unzufriedenheit, Neid und Eifersucht sich in Klubs, geheime Gesellschaften oder in den Salon flüchteten und das Werk, welches das Kaisertum zerstören sollte, von hier aus in Geheimnis und Stille begannen.

Der Staatsstreich, der die Kammer sprengte, schickte 60 Deputierte in die Verbannung. Unter diesen befanden sich die einflußreichsten und bedeutendsten Männer, wie Thiers, Rémusat, Changarnier, Lamoricière, Girardin, Victor Hugo, Raspail, Schölcher und viele andere. Die fünf erstgenannten kehrten im Herbst 1852

nach Paris zurück, die anderen blieben fern, denn die Polizei hatte es namentlich auf die Demokraten des radikalen Flügels abgesehen. Man hatte in Frankreich mehr als 26000 Verhaftungen vorgenommen. Die Verdächtigen wurden vor Kommissionen gestellt, die sich aus dem Präfekten, einem General und irgendeinem Beamten zusammensetzten, und nach Gutdünken, ohne ein gerichtliches Verfahren und im geheimen abgeurteilt. Da anonyme Denunziationen durchaus zur Verhaftung hingereicht hatten und die Verurteilten keine Mittel besaßen, gegen den Spruch, der sie traf, zu appellieren, so waren der Willkür und der persönlichen Rache alle Türen geöffnet. Ungefähr 10000 wurden nach Afrika und nach Cayenne deportiert. Um die Härte dieser Maßregeln zu entschuldigen, verbreitete die Polizei Schauergeschichten über die Pläne, welche die Roten hätten ausführen wollen. Gutgläubig erzählt Herr von Cussy, daß im Departement Lot et Garonne 30000 Individuen in die Listen der geheimen Gesellschaft eingetragen gewesen seien, daß man Verzeichnisse gefunden habe mit Angabe der Häuser, die man in Agen plündern wollte, daß man schon einig gewesen sei, wem die hübschesten Bourgeoisen zuteil werden sollten usw. Die Polizei ist ja in der Erfindung derartiger Märchen stets besonders erfinderisch gewesen und nie geschickter, als wenn sie eine kleine Verschwörung oder einen kleinen Putsch braucht, der ihr Gelegenheit gibt, ihre Unentbehrlichkeit zu beweisen. Als der Kaiser am 29. Januar 1853 seine Hochzeit feierte, begnadigte er 5000 Deportierte, die nach Frankreich zurückkehrten, ohne deswegen zu Anhängern der kaiserlichen Regierung zu werden. Sie zogen sich in Geheimbünde zurück, die unter den Namen „Marianne“, „Commune révolutionnaire“, „Militante“ in Paris, Nantes, Lyon, Angers, Bordeaux usw. die Hoffnung auf den Sturz Napoleons III. und die Errichtung der sozialen Republik nährten. Die vielen Attentate, die Arthur Ranc, Pianori, Bellemare, Tibaldi gegen den Kaiser versuchten, bewiesen, daß die Polizei immer die Falschen zu erwischen versteht. Das Attentat Felice Orsinis, der am 14. Januar 1858 mit einer Dynamitbombe die Equipage zu treffen suchte, in der die Majestäten nach der Oper fuhren, gab das Signal zu einem neuen Ausbruch von Willkürmaßregeln. Gegen





2000 Verhaftungen wurden im ganzen Lande vorgenommen; private Rache, der Wunsch, unbequeme Verwandte zu beerben und ähnliche Veranlassungen zu anonymen Denunziationen füllten die Gefängnisse und Strafkolonien mit Unschuldigen. Von vornherein galten bei dieser Gelegenheit alle die für verdächtig, die im Wahlkampf 1857 gegen den Regierungskandidaten gestimmt hatten.

Zu dieser radikalen Opposition der unteren Schichten gesellte sich im Bürgertum die große Masse der Orleanisten. Die Julimonarchie besaß in den Kreisen der hohen und mittleren Bourgeoisie, der Finanzleute und Industriellen bis herunter zu den Krämern zahlreiche Anhänger. Die Vertreter dieser Anschauungen des bürgerlichen Liberalismus waren Männer von Weltruf: Thiers, Guizot, Rémusat, Tocqueville, Odilon Barrot, Molé, Dufaure, Montalivet, die Herzöge von Broglie und Decazes, die sich sämtlich beiseite hielten und dem Kaiserreich schon dadurch schadeten, daß sie ihm ihre Mitarbeit und ihre berühmten Namen vorenthielten. Zu den Gegnern des Kaisers gehörten auch die Legitimisten des Faubourg St. Germain mit ihrer über ganz Frankreich verzweigten Sippe. Sie bildeten, wie Haußmann sehr treffend sagt, einen glänzenden Generalstab, aber ohne Armee. „Wenn Heinrich V. nur Treue findet, glaubt er, fähige Köpfe entbehren zu können," schrieb der Herzog von Mortemart 1853 an Castellane, „sobald sie sich nicht mehr fürchten, zeigen die Legitimisten, daß sie nichts gelernt und nichts vergessen haben." Der Graf von Chambord war kein Prätendent, den irgendeine Regierung hätte ernst zu nehmen brauchen. Ein mittelmäßiger Kopf mit bürgerlichen Instinkten, fühlte er sich in seiner Rolle des ewigen Thronanwärters vollkommen wohl, es war die einzige, die zu seinen Fähigkeiten paßte. Er erließ ab und zu ein Manifest an seine Landeskinder und gefiel sich in der leeren Geschäftigkeit einer Korrespondenz, die von jungen Edelleuten vermittelt und mit dem tiefsten Geheimnis umgeben wurde. Es ist auch nie gelüftet worden, weil die kaiserliche Polizei kein Interesse für diese überflüssigen Schreibereien besaß und sie gar nicht kennen zu lernen wünschte. Der Marquis de Belleval hat köstliche Beschreibungen dieses Treibens hinterlassen. „Da die Herren nicht heroisch sein konnten, begnüg-

ten sie sich einstweilen mit der Lächerlichkeit", urteilt Xavier de Ricard. Im Volke ohne Boden, war die legitimistische Partei auf die Fronde des Salons beschränkt. Die einzige Äußerung ihrer Existenz trat in den Fällen zutage, wenn die Akademie einen vakant gewordenen Sessel ihrer 40 Unsterblichen zu vergeben hatte; diese Wahlen wurden, wie man sagt, in Frohsdorf gemacht. Sonst hatte die Partei nichts zur Verfügung, als die bösen Zungen ihrer alten Weiber, Waffen, die man nicht unterschätzen darf. All der nichtswürdige und verlogene Klatsch, der über Kaiser und Kaiserin und ihren Hof verbreitet und geglaubt wurde, hatte seinen Ursprung in den aristokratischen Salons des Faubourg St. Germain. Der französische Hofadel besaß darin eine Meisterschaft, die er schon gegen Marie Antoinette erprobt hatte. Der ganze Vorrat von Skandalgeschichten, den man einst um die Pompadour angehäuft und dann gegen die unglückliche Gemahlin Ludwigs XVI. benutzt hatte, wurde hervorgezogen und nach Bedarf zurecht gemacht gegen die Kaiserin von neuem ausgespien. „Man sollte einige 30 der alten Damen des Faubourg St. Germain nach Cayenne schicken", schreibt Castellane 1861. Im Jahre 1855 gelang es dem Portier des Cercle Impérial, den Grafen Nugent zu erwischen, der sich schon längere Zeit darin gefallen hatte, fremde Visitenkarten mit unflätigen Beschimpfungen des Kaisers, der Kaiserin und anderer hochgestellter Persönlichkeiten zu versehen und in die Briefkästen ihrer Bekannten zu schmuggeln.

Es war ein Unglück für Napoleon III., daß er es versäumt hatte, Victor Hugo zur rechten Zeit zum Anhänger zu gewinnen; es ist bekannt, daß der Dichter bereit war, sich auf die Seite des Prinzen zu stellen und von diesem oder seiner Umgebung nur der rechte Augenblick verpaßt wurde. In der Verbannung wurde Hugo zum erbittertsten Feinde des Kaisers und goß in der Schmähschrift „Napoleon der Kleine" und in den „Chatiments" geradezu maßlose Beschimpfungen über ihn und seine Kreaturen aus. Unbefangene Beurteiler, wie Lamartine und Jules Janin, schoben diese Übertreibungen auf die Langeweile, die der Dichter auf Jersey empfand. Wie weit über das Ziel hinaus diese Beschuldi-

gungen aber auch schossen, ihre Wirkung haben sie doch nicht verfehlt. Die Eitelkeit eines großen Dichters verletzt man nicht ungestraft. Victor Hugo, der einmal ausgerufen hat: „Die Zukunft dieses Mannes gehört mir, am Ohrläppchen werde ich ihn nehmen und der Nachwelt vorstellen" hat Wort gehalten. Er hat das Bild Napoleons III. wirklich so verzeichnet, daß der „Dezember-Mann" lange lange Zeit gar nicht anders gesehen wurde, als durch den schwärzenden Nebel seiner Strophen.

Die Gleichgültigkeit des Kaisers in persönlichen Fragen trug dazu bei, ihn selbst in einem weniger vorteilhaften Licht erscheinen zu lassen, als sein Charakter es verdient hätte. Einmal war er zu dankbar, um jemals einen Mann, der ihm einen Dienst geleistet hatte, fallen zu lassen, dann aber war ihm die moralische Qualität der Werkzeuge, deren er sich bediente, völlig gleich. So duldete er schließlich in seiner Umgebung Leute, die durch ihre Sitten allgemeinen Anstoß erregten. „Wenn man sich heute bei Hofe umsieht," notiert Graf Viel-Castel 1860, „so zieht man sich mit einem unermeßlichen Ekel zurück; was nicht dumm ist, das ist unfein, alles, was unfein ist aber wird mit Ehren überhäuft." „Es liegt etwas in der Atmosphäre der Höfe," schreibt Mérimée an Panizzi, nachdem er wieder einige Wochen in der Intimität des Hofes zugebracht hatte, „was die Esel anzieht und ihnen eine gute Aufnahme sichert."

Ein Herrscher, der wie Napoleon III. im Staate die alleinige Verantwortung übernimmt, beschwört das Verhängnis, denn es ist natürlich, daß man ihn dann auch für die Dummheit und den bösen Willen seiner Beamten verantwortlich macht. Die Bureaukratie des zweiten Kaiserreichs hat sich in den Maßregeln des Übereifers und törichter Willkür in nichts von der anderer Länder unterschieden, so daß Odilon Barrot, der 1869 zu Napoleon sagte: „Sie danken es Ihren Präfekten, wenn Sie jetzt 200000 Feinde im Lande haben", die Zahl derselben wohl noch unterschätzt hat. Niemals ist das Dirnentum offener hervorgetreten, als unter dieser Regierung, aber der Staatsanwalt zog Flaubert, Baudelaire, die Goncourt vor Gericht wegen Verletzung der öffentlichen Sittlichkeit. Das Theater verherrlichte die Kokotte, der Zensor aber mit

dem scharfen Blick für das Staatsgefährliche beanstandete z. B. in einem Vaudeville von Siraudin die Stelle: „Mein Vater fabrizierte Pasteten von Chartres in Orleans", und gab sich nicht eher zufrieden, als bis die Namen Chartres und Orleans durch Amiens und Pithiviers ersetzt waren. Den Dramen Victor Hugos war die Bühne verschlossen, aber als Operntexte schienen sie ungefährlich. Jede Regierung findet unter Richtern und Polizisten willige Schergen der Gewalt im Überfluß, wie hätte es dem Kaiserreich daran fehlen sollen? Rochefort hat in dem Richter Delesvaux einen solchen angenagelt, einen Mann, der sich aus Furcht erschoß, als das Kaiserreich am 4. September zusammenbrach. Die Behandlung politischer Gefangener war barbarisch, Barbès z. B. wurde im Mont Saint-Michel in ein Loch eingesperrt, dessen zerbrochenes Fenster ihn Wind, Regen und Schnee aussetzte.

Der Opposition schienen alle Möglichkeiten abgeschnitten sich betätigen zu können, da stieg sie auf die Straße und machte die Leichenbegängnisse von Lamennais 1854, David d'Angers 1856, Cavaignac 1857 zu gewaltigen Demonstrationen gegen die Regierung. Als Béranger im Juli 1857 starb, kam die Regierung allen öffentlichen Kundgebungen zuvor, indem sie ihn mit offiziellem Pomp beisetzen ließ. Die Tribüne der Kammer war geschlossen, Advokaten, wie der republikanische Jules Favre, der legitimistische Berryer aber verstanden, die Plädoyers für Attentäter und Verschworene, die sie vor Gericht hielten, zu wütenden Angriffen gegen das kaiserliche Regime zu machen. Die Rede, mit der Gambetta am 13. November 1868 den Reveil verteidigte, ist deswegen berühmt geworden. Mit hartem Druck lag die Zensur auf der Presse, die „Propos de Labienus" des Philologen A. Rogeard waren doch längst erschienen, als die Polizei erst merkte, daß es sich in diesem Pamphlet nicht um Cäsar und Augustus handelte, sondern um die kaiserliche Politik des dritten Napoleon. Es schien durchaus, als sei die Regierung imstande, die Wahlen zum Corps législatif ganz nach ihrem Gefallen zu lenken, und doch gelang es der Opposition im Juli 1857 570000 Stimmen auf ihren Kandidaten zu vereinen. Von den acht Deputierten, die Paris zu ernennen hatte, waren fünf Republikaner und zogen in den Personen von

Cavaignac, Carnot, Goudchaux, Emile Ollivier und Darimon in die gesetzgebende Körperschaft ein. Zu dieser radikalen Opposition, die numerisch nicht sehr stark, aber dafür um so lauter war, gesellte sich seit dem italienischen Krieg von 1859 die ultramontane Opposition, der sich seit dem Handelsvertrag mit England alle anschlossen, die im Schutzzoll ihren Vorteil sahen. So sah sich das Kaiserreich schon zehn Jahre nach seiner Begründung einer geschlossenen Gruppe von 90 feindlich gesinnten Abgeordneten gegenüber. Napoleon III. konnte sich nicht verhehlen, daß es unmöglich war, eine solche Opposition ganz zu unterdrücken, und so entschloß er sich mit dem Dekret vom 24. November 1860 zu einer ersten Konzession an den Liberalismus. Er räumte dem Senat und dem Corps législatif das Recht ein, jedes Jahr die Thronrede mit einer Adresse zu beantworten, ein Recht, das ipso facto zu einer Kritik der kaiserlichen Politik aufforderte. Außerdem sollten die Verhandlungen von nun an auszugsweise veröffentlicht werden und besondere Minister die Anschauungen der Regierung vor den Abgeordneten vertreten. Der Spielraum, der den Deputierten eingeräumt war, schien nicht eben groß, aber die Opposition wußte ihn zu nutzen. „Orleanisten und Legitimisten geben sich die größte Mühe, damit ihnen das Dach über dem Kopf einfällt“, schreibt Mérimée 1862 an Panizzi, und die Gräfin Boigne schließt um diese Zeit ihre Erinnerungen im Hinblick auf diese Verhältnisse mit den nachdenklichen Worten: „Wenn in den revolutionären



Karikatur von Stop.



Zeiten, in denen wir leben, eine Regierung entschlossen scheint, die Ordnung aufrecht zu erhalten, so finde ich es frevelhaft, wenn man die Zeit abzukürzen sucht, welche ihr die Vorsehung bestimmt hat." Republikaner, zu denen seit 1860—1861 auch Floquet und Gambetta gehörten, und Monarchisten der älteren und jüngeren Linie verband in ihrer Opposition nichts als die gemeinsame Abneigung gegen das absolute Kaisertum, über ihre Ziele waren sie sich weder einig, noch auch nur ganz klar. „Man sehnt sich nach etwas, das weder die Vergangenheit noch die Gegenwart ist", schreibt Mérimée. Die Thronrede, mit welcher Napoleon III. 1866 die Kammern eröffnete, enthielt die sehr verständige Mahnung: „Hat man denn nicht seit 80 Jahren genug über Regierungstheorien gestritten? Wäre es nicht viel nützlicher, die praktischen Mittel zu suchen, um die moralische und materielle Lage des Volkes zu verbessern?" Die Opposition wurde in ihrer Haltung nicht irre, die rein rednerischen Erfolge, die sie bis dahin errungen, vermehrten ihre Anzahl auch ohne positive Leistungen dauernd. Die fünf Radikalen von 1857 hatten sich 1863 schon auf 36 vermehrt und schwollen bis 1869 auf 90 an. Die Kammern hatten 1867 der absoluten Macht ein weiteres Vorrecht abgedrungen, das der Interpellation. Sie gewannen dadurch die Möglichkeit, die Regierung über ihre Handlungen zu befragen und in ihren Beschlüssen ein Urteil über sie zu fällen. Den letzten Schritt endlich, der dazu führen sollte, das autoritative Kaisertum von 1852 wieder mit den Garantien des parlamentarischen Regime zu umgeben, den „notwendigen Freiheiten", wie Thiers sie nannte, unternahm der Senatus Consult vom 8. September 1869. Der Senat erhielt das Recht, Gesetze vorzuschlagen und die Minister in Anklagezustand zu versetzen, die gesetzgebende Körperschaft wählte ihren Präsidenten, ihre Vizepräsidenten und Sekretäre, dehnte ihr Interpellationsrecht weiter aus als bisher und erhielt ihre Rednertribüne wieder. Das Plebiszit vom 8. Mai 1870 (7347806 „Ja", 1558123 „Nein") hieß diese Änderungen der Verfassung gut, das Kaisertum schien fester zu stehen als je. Die liberale Richtung, welche der Kaiser einschlug, konnte aber den Ursprung seiner Macht nicht vergessen machen, der Gewaltstreich vom 2. Dezember

1852 warf seinen Schatten weiter und schwächte das Vertrauen zu der Aufrichtigkeit seiner Maßregeln und Versprechen. „Wir befinden uns in der sonderbarsten Lage," schrieb Mérimée an Panizzi, „wir haben alle Nachteile des parlamentarischen Regimes ohne seine Festigkeit, dazu die Nachteile des Absolutismus und selbst die der Freiheit."

Diese zweideutige Lage rührte davon her, daß die liberalen Konzessionen, zu denen der Kaiser sich Schritt für Schritt gedrängt gesehen hatte, nicht nur in Änderungen der Verfassung bestanden hatten, sondern auch in weitgehenden Erleichterungen, die der Presse zuteil wurden. Der Staatsstreich schlug die Presse in eiserne Fesseln. Die Kaution, welche der Besitzer einer Zeitung hinterlegen mußte, wurde erhöht, in Paris auf 50000, in Mittelstädten auf 25000, in kleinen Orten auf 15000 Frank. Der Zeitungsstempel betrug für Paris 6, in den Departements 3 Centimes. Die Zeitung war der Willkür der Verwaltung ausgeliefert, brachte sie eine mißliebige Notiz, so erhielt sie eine Verwarnung. Hatte ein Blatt innerhalb zweier Jahre zwei Warnungen empfangen, so wurde es suspendiert, war es zweimal von den Gerichten verurteilt worden, so wurde es ganz unterdrückt. Dabei waren die Preßvergehen dem Geschworenengericht entzogen und dem Strafrichter überwiesen worden. Außerdem konnte die Regierung auch ohne ein gerichtliches Urteil jede Zeitung zwingen, ihr Erscheinen einzustellen, wenn ihr dies im Interesse der öffentlichen Sicherheit geboten erschien. Der Behörde stand das Recht zu, die Zeitungen zu zwingen, offizielle Mitteilungen von beliebiger Länge an der Spitze ihres Textes zu bringen, ein Verfahren, über das sich Rochefort in seinen Erinnerungen nicht bitter genug beklagen kann. Ein solcher Zuschnitt der Preßgesetze stellte die davon Betroffenen eigentlich außerhalb des Rechtes und überließ sie ganz der Willkür der Beamten; der üble Wille konnte in der harmlosesten Notiz ein Verbrechen sehen. Politische Verhältnisse zu besprechen, ohne sich eine Warnung zuzuziehen, war fast unmöglich, es war schon gefährlich, über ausländische Dinge zu schreiben, denn zu leicht konnte darin eine Anspielung auf französische Zustände erblickt werden. Dieser unleidliche Zwang hat die französische Presse jener

Zeit förmlich dazu genötigt, sich auf dem Felde des persönlichen Klatsches von den Beschränkungen zu erholen, die ihr auf allen anderen Gebieten die freie Bewegung hemmten. Die Besprechung der äußeren, wie der inneren Politik nötigte zu stilistischen Seiltänzerkunststücken; wenn man dagegen die persönlichen Angelegenheiten hochstehender oder auch nur bekannter Mitbürger ans Licht zog und sie der Lächerlichkeit oder der Verachtung preisgab, so riskierte man höchstens ein Duell oder einen Beleidigungsprozeß. Für die Boulevardblätter war das geradezu ein Sport, Villemessant, der seit 1854 den „Figaro“ zu dem beliebtesten Klatschblatt der Hauptstadt gemacht hatte, rühmte sich, täglich einen Prozeß zu haben. Das offizielle Journal der Regierung war der „Moniteur“, die Legitimisten besaßen die „Union“ und die „Gazette de France“, die Orleanisten das „Journal des Débats“. Louis Veuillot redigierte den ultramontanen „Univers“, Emile de Girardin wußte der „Presse“ eine gewisse Unabhängigkeit zu erhalten. Freiwillig gouvernemental waren „Pays“, „Patrie“ und der „Constitutionel“, des in allen Sätteln gerechten Dr. Véron. Er hatte das Blatt übernommen, als es nur 3000 Abonnenten zählte und hatte diese Zahl bald auf 45000 gebracht; nur für Annoncen nahm er jährlich 500000 Frank ein, eine für die damalige Zeit sehr beträchtliche Summe. Die Zeitungen, welche sich auf einem höheren Niveau zu halten strebten, als dem des bloßen Klatsches, räumten der Literatur und dem Theater den Raum ein, den sie für Angelegenheiten der Politik besser nicht verbrauchten, so schrieb Ste. Beuve damals seine berühmten Montagsartikel im „Moniteur“, von denen ihm jeder mit 300 Frank bezahlt wurde; Jules Janin schwang seine Feder wie ein Szepter über Bühnenschriftsteller und Schauspieler, Eingeweihte wollten wissen, jede Premiere trage ihm in Gestalt freiwillig erlegter Steuern 6800 bis 8000 Frank ein. Politisch galt Granier de Cassagnac für den einzigen Journalisten, der es verstehe, die kaiserliche Politik den Massen annehmbar zu machen. Eine weitere Schadloshaltung fand die Presse für die ihr in politischen Dingen auferlegte Zurückhaltung in den Finanzgeschäften, Börsennachrichten und Spekulationen, auf die sie sich warf, seit die Geschäfte einen so großen Aufschwung genommen

hatten. Mehr als ein Blatt geriet in völlige Abhängigkeit von den großen Spekulanten; so gehörte der „Pays" dem bekannten Mirès, die „Patrie" dem Bankier Delamarre, das „Petit Journal" dem Bankier Millaud.

„Jeder Mensch, der schreiben gelernt hat, kann heute alles sagen, was ihm gut scheint," schrieb Mérimée 1866 an Panizzi, „die Preßbeschränkungen treffen nur die allergrößten Dummköpfe." Mit dieser Ansicht scheint der Dichter nicht ganz die Meinung seiner Zeitgenossen getroffen zu haben, denn schon im folgenden Jahre entschloß sich der Kaiser, die Zügel, an denen er die Presse hielt, lockerer zu lassen. Napoleon III. schlug die Stimme der öffentlichen Meinung sehr hoch an und wußte Wert und Bedeutung des Journalismus wohl zu schätzen. Er hat es keineswegs verschmäht, selbst für Zeitungen zu schreiben; schon als Präsident hat sein berühmter Brief an Edgar Ney über die römische Frage gezeigt, wie geschickt er es verstand, sich die Öffentlichkeit zunutze zu machen. Als Kaiser ließ er politische Broschüren veröffentlichen, deren Inhalt und Gedankengang er inspiriert hatte, zumal als die leidige römische Frage aufs Tapet kam, gingen von den Tuilerien Flugschriften aus wie jene von Laguéronnière: „Napoleon und Italien", welche die Welt über seine Pläne aufklären oder auch im Dunkeln halten sollten. Bis zuletzt ist der Kaiser in diesem Sinne tätig gewesen, unter seinen Papieren befand sich der Entwurf zu einem Roman, der das fortgeschrittene, reiche, glückliche und angesehene Frankreich vom Ende der sechziger Jahre in Gegensatz zu jenem vom Jahre 1850 bringen sollte. In einem berühmt gewordenen Brief vom 19. Januar 1867 kündigte er an, daß ein Gesetz in Vorbereitung sei, bestimmt, die unbeschränkten Vollmachten der Behörden enger zu umgrenzen. Dieses Gesetz kam am 11. Mai 1868 zustande. Es beseitigte die vorgängige Erlaubnis, die zum Erscheinen einer Zeitung nötig gewesen war, es genügte, daß Besitzer, Redakteur und Drucker ihre Absicht, eine Zeitung herauszugeben, anzeigten. Die Kautionen wurden nicht aufgehoben, aber die Stempelunkosten ermäßigt. Die Preßvergehen wurden vom Strafrichter abgeurteilt und da ein und dasselbe Vergehen an drei verschiedenen Personen, Besitzer,

Redakteur und Drucker, geahndet werden konnte, so fielen die Strafen recht hoch aus. Die Verbesserung gegen den früheren Zustand war wenig erheblich, trotzdem erschienen schon im Jahre 1867 67 neue politische Zeitungen in Frankreich, davon 29 in Paris. Im ersten Vierteljahr 1869 kamen 46 neue Blätter dazu, die sämtlich der Opposition dienten. „Das neue Gesetz hat einen Überfluß von kleinen Journalen gezeitigt, die sämtlich ohne allen Geist redigiert werden," schreibt Mérimée. Es ist gewiß, daß die Sprache, die Louis Ulbach in der „Cloche", Delescluze im „Réveil", Rochefort in der „Lanterne" führten, sich mehr durch die Unmäßigkeit ihrer Ausdrücke, als durch Geist auszeichnete. Zumal ist die „Lanterne" zu einer Berühmtheit gelangt, die sie vielleicht durch ihre Erfolge, aber sicher nicht durch ihren Inhalt verdient. Als der Kaiser 1868 erkrankt war, meldet dieses Blatt: „Wir haben schlechte Nachrichten über den Kaiser, es geht ihm besser." Solche Bemerkungen, die Rochefort noch nach Jahren in seinen Erinnerungen abgedruckt hat, als habe er ein Recht, stolz auf sie zu sein, zeigen doch nur die Verrohung des Journalismus. Andererseits wirft es ein charakteristisches Licht auf die Zustände bei Hofe und in der Gesellschaft, wenn Rochefort erzählt, daß ihm die gehässigsten Anschläge, wie er den Kaiser durch Verunglimpfung des Andenkens seiner Mutter tödlich verletzen könne, von Höflingen der Tuilerien zukamen.

Um die Presse unter der Hand beeinflussen zu können, gründete die Regierung zwei neue offizielle Zeitungskorrespondenzen: „Pharaon" und „Cahot", welche aber neben der altberühmten „Agence Havas", die Charles Havas schon unter Louis Philippe begründet hatte, nicht aufkommen konnten. Von dem größten Einfluß auf die Entwicklung des Zeitungswesens war die Einführung des Nummernverkaufs. Emile de Girardin, der 30 Jahre zuvor durch Ermäßigung des Abonnementspreises die erste Revolution auf dem Zeitungsmarkt veranlaßt hatte, war es, der auch diese epochemachende Neuerung einführte. Er gab die „Liberté", die er in der Mitte der sechziger Jahre herausgab, die Nummer für 2 Sous ab; das „Petit Journal", ein Boulevardblatt, setzte seinen Nummernpreis mit 1 Sous an und erzielte dadurch die damals noch hohe

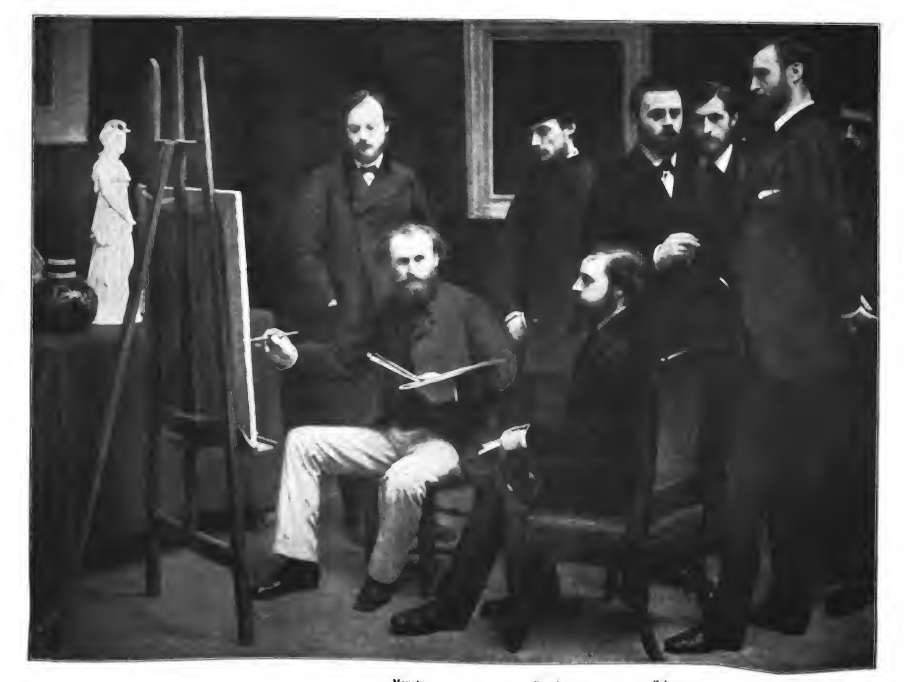
Auflageziffer von 60000 Exemplaren. Die „Lanterne" Rocheforts brachte es schon zu Auflagen von 120000 und mehr Exemplaren. Auch dieser Fortschritt wäre ohne die Verbesserungen des technischen Verfahrens nicht möglich gewesen. Während man zu den Zeiten Louis Philippes schon sehr glücklich gewesen war, 6000 Nummern in der Stunde abziehen zu können, erlaubte die Zylinderpresse, die zumal seit der Weltausstellung von 1867 bekannt wurde, in der Stunde 24000 Nummern abzuziehen, ja, wenn man sich dabei noch der Hilfen des Klischierverfahrens bediente, diese Zahl ganz beliebig zu steigern.



Emile de Girardin.
Zeichnung von Carolus Duran.

Das Verhältnis des Staates zur Kirche unter dem Kaiserreich bezeichnet Desdevises du Dézert als das einer „regelrechten Koketterie". Es versteht sich, daß dabei alle Vorteile auf seiten der Kirche waren. Der katholische Klerus hatte den Staatsstreich mit Jubel begrüßt, denn er hatte alle Veranlassung, hoffnungsvoll auf einen Präsidenten zu blicken, unter dessen Vorsitz ein so wichtiges Gesetz gemacht worden war, wie jenes, welches ihm die Schule auslieferte. Die geistlichen Anstalten, Schulen, Seminare, Klöster haben sich denn auch während dieses Zeitraumes bedeutend vermehrt, die Schulbrüder, die 1848 in Frankreich 3690 Schulen unterhielten, besaßen 1866 schon 7726. Im Jahre 1852 ergab eine Enquete, das $^{19}/_{20}$ der gesamten dreiprozentigen Rente in den Händen des Klerus war. Die petites soeurs des Pauvres begannen ihre Tätigkeit mit 7 Frank, besaßen aber 1863 schon 80 Millionen. Die römische Kirche fand von Staats wegen keinerlei Hindernisse auf ihrem Wege und da sie unter der langen Regierung Pius IX. innerlich.erstarkte, eroberte sie in der Stille einen Einfluß

innerhalb der französischen Grenzen, der ihr im Staat eine übermäßige Macht sicherte. Die großen Etappen des kirchlichen Fortschritts unter Pius IX. werden durch die Dogmatisierung der unbefleckten Empfängnis Mariä (1854), durch die Verkündigung von Syllabus (1862) und Enzyklika (1864) mit ihrer Verfluchung des modernen Geistes und schließlich durch die Lehre von der Unfehlbarkeit des Papstes (18. Juli 1870) bezeichnet. Die Entschiedenheit, mit welcher der Papst sich nach dem so unglücklich abgelaufenen liberalen Debut auf seiten der geistigen Mächte des Beharrens stellte, ließ den Stuhl Petri als den Felsen erscheinen, auf dem inmitten aller Stürme der Zeitlichkeit die Kirche unerschütterlich ruht. Dieses Ansehen war seit Jahrzehnten erschüttert gewesen, aber je größer die Anmaßung war, mit der Pius IX. sich zum Richter der Christenheit aufwarf, um so stärker wurde auch das Zutrauen zu ihm. Die Revolution von 1848 hatte so vieles zum Einsturz gebracht, was Glaube und Hoffnung der Menschheit teuer gewesen war, daß der Gedanke, die römische Kirche allein sei das Bleibende in der Erscheinungen Flucht, bei hoch und nieder am Boden gewann. Nie fanden sich mehr Konvertiten zur Kirche zurück, als in den fünfziger Jahren, nie warf die Kirche ungestörter ihre Netze aus. Der Kultus der jungfräulichen Gottesmutter war zu allen Zeiten in der Kirche heimisch gewesen, das Dogma, das ihr nun eine noch höhere Stelle anwies, gewann der Kirche neue Herzen. Die Jesuiten haben sich der Propagierung der Marienverehrung mit besonderem Geschick gewidmet und viele anmutige Formen für dieselbe gefunden. Die Andachten zum heiligen Herzen Jesu und Mariä bedeuten eine Verweichlichung des Christentums, einen neuen Molinismus, wie Graf Viel-Castel einmal sagt, im Sinne der Jesuiten waren sie nur eine wirksame Anpassung an den schlaffen und ermatteten Zeitgeist, der sich so gern einlullen lassen wollte. Die Verkündigung der unbefleckten Empfängnis fand ein lautes Echo in Frankreich durch die Wundererscheinung von Lourdes, die kurz darauf erfolgte. Die unwissende, arme, kleine Hirtin Bernardette Soubirous hat den bis dahin ganz unbekannten Flecken der Pyrenäen durch ihre Visionen zu einem Wallfahrtsort für die Gläubigen der ganzen



Manet. Renoir. Zola. Monet.

Fantin-Latour. Manets Atelier in Batignolles. 1869.

Welt gemacht. Wie in diesem Falle Ursache und Wirkung genau zu erkennen sind, so gewahrt man auch in der Haltung des französischen Klerus, in der zunehmenden Anmaßung seines Auftretens, wie sehr ihm das zielbewußte Vorgehen des Papstes den Rücken gestärkt hat. In Grasse veranstaltete ein Priester auf dem Marktplatz ein Autodafé, in dem er den Büchervorrat eines verstorbenen Buchhändlers mit Werken von Thiers, Mignet und anderen öffentlich verbrannte; der Erzbischof von Toulouse beabsichtigte 1862 die Dreihundertjahrfeier eines Hugenottenmassakers festlich zu begehen und stand von seinem Vorhaben nur ab, weil die Regierung Unruhen befürchtete; P. Ventura, der die Fastenpredigten in der Kapelle der Tuilerien hielt, forderte die Abschaffung der Klassiker aus dem Unterricht und ihren Ersatz durch die Kirchenväter. Die kaiserliche Regierung und der Klerus gingen Hand in Hand, bis der italienische Krieg des Jahres 1859, der die Einigung Italiens mit französischer Hilfe anbahnte, die Geistlichkeit auf die Seite der Opposition trieb. Die französischen Waffen entschieden bei Magenta und Solferino und veranlaßten mittelbar, daß der Papst den größeren Teil seiner weltlichen Besitzungen verlor. Das schien in den Augen des französischen Klerus ein Verbrechen des Kaisers, sie entzogen ihm von nun an ihre Unterstützung. Napoleon legte eine französische Besatzung nach Rom und erhielt dem Papste dadurch noch ein Jahrzehnt lang den Besitz des Patrimoniums Petri. Dadurch verlor er die Sympathien der Italiener, die ihn 1870 im Stich ließen und gewann sich den Klerus Frankreichs doch nicht zurück; die römische Frage, welche die europäischen Diplomaten so lange beschäftigte, war eine der Wunden, an denen das Kaisertum des dritten Napoleon sich verblutete. Die Feindseligkeit des Klerus zog ganz von selbst die der Gläubigen nach sich, so daß die politischen Gegner des Kaisers sich proportional mit der zunehmenden Frömmigkeit vermehrten. Der Glauben aber kam durchaus wieder in Mode; „alle Frauen, selbst die ältesten Huren, sind jetzt fromm", schrieb Mérimée 1865 an Panizzi. Das Bürgertum schien endgültig auf die Ideen Voltaires verzichtet zu haben. Der gute Ton verlangte, daß man sich, wenn auch nur äußerlich, zur Kirche bekannte.

So kehrt in den Erinnerungen des Grafen Viel-Castel beständig der Vorwurf gegen Mérimée wieder, daß dieser Mensch sich etwas darauf einbilde, nicht getauft zu sein! Ungescheut mischte sich die Geistlichkeit in alle Verhältnisse des bürgerlichen Lebens ein, sie schnüffelte nicht nur in allem herum, was ihre Anhänger taten, sondern zog auch die Privatangelegenheiten der Gegner vor ihren Richterstuhl. Ste. Beuve hatte am 10. April 1868 einigen Freunden: Taine, About, Renan, Flaubert, Robin und dem Prinzen Napoleon ein kleines Diner gegeben, wobei es gutbürgerlich zuging. Zufällig war aber dieser Tag gerade der Karfreitag, und da die katholische Presse von diesem äußerst harmlosen Vorkommnis Wind bekam, so schlug sie einen wüsten Lärm an und entstellte das gemeinsame Mittagsessen einiger alter Freunde zu einer Freidenkerorgie. Sie machte einen solchen Skandal, heute würde man sagen: sie brachte die Volksseele so zum Kochen, daß sich schließlich der Präsident des Senats Troplong genötigt fand, den verfolgten Gastgeber über das Vorkommnis zu interpellieren, gewissermaßen zurechtzuweisen.

Der schwerste Schlag, der unter dem zweiten Kaiserreich gegen den Klerikalismus geführt wurde, war die Veröffentlichung von Renans „Leben Jesu" im Jahre 1863. Das Christentum verträgt jede, das Dogma keine Kritik. Renans Untersuchungen entzogen dem Buchstabenglauben jeden Boden, gipfelten sie doch in der Erkenntnis: Wie schön ist das Christentum, schade, daß es nicht ganz wahr ist. Die Geistlichkeit raste. „Das Buch Renans", schreibt Mérimée, „hat die Priester derartig erzürnt, daß sie keine Ruhe geben werden, ehe der Verfasser nicht verbrannt ist. Inzwischen lassen sie ihn viel Geld verdienen, denn nichts hilft einem Werke mehr, als ein Verbot der Obrigkeit." Zum Verbrennen haben sie es doch nicht gebracht, sie mußten sich damit begnügen, ihm seine Stelle am Collège de France zu nehmen, die er erst 1870 wieder erhielt, aber verwunden hat die Geistlichkeit den Schlag nie. Der Bischof Baunard schrieb den Sturz Napoleons der Veröffentlichung von Renans Buch zu, „es war das größte Verbrechen des zweiten Kaiserreichs," schreibt er, „damit beschwor es die Rache des Himmels auf sich herab." Nach der Meinung des from-

men Mannes hätte sich der Himmel also 1870 auf die Seite von Strauß' „Leben Jesu" gestellt?!



Bonnat. Renan. 1892.
Nach dem Stich von Payrau.

Der Gedanke, Staat und Kirche völlig voneinander zu trennen, taucht gegen Ende des zweiten Kaiserreichs unter den Radikalen auf, Pierre Pradié hat im Jahre 1871 der Assemblée Nationale den ersten Vorschlag dazu gemacht.

Man hat der Kaiserin Eugenie den Vorwurf gemacht, daß die Begünstigung, welche die Regierung dem Klerus zuteil werden ließ, die unentschiedene Haltung der kaiserlichen Politik in bezug auf die römische Kirche ihrer Einmischung zuzuschreiben gewesen sei. Es mag wohl sein, daß die bigott erzogene Spanierin in dieser Beziehung einen Einfluß ausgeübt hat, der für das Kaiserreich schließlich so verhängnisvoll werden sollte, aber der Hauptgrund dieses Verhaltens darf wohl in der Furcht vor der Schule gesucht werden. Despoten haben keine größeren Feinde, als die Bildung der Masse, darum haben ja von jeher absolute Herrscher wenig für den Unterricht getan und das Wenige, zu dessen Ausführung sie sich gezwungen sahen, soweit es anging, der Kirche unterstellt. Die Absicht des Schulgesetzes vom Jahre 1850 wurde nach dem Staatsstreich dadurch noch stärker hervorgehoben, daß die Regierung das Lehrpersonal jedes rechtlichen Schutzes beraubte. Von den Lehrern wurde der Eid auf die Verfassung von 1852 gefordert, wer ihn nicht leisten wollte, wurde seiner Stelle enthoben, unter anderen Villemain, Cousin, Michelet, Quinet, Jules Simon und viele andere; Thiers, Beugnot u. a. wurden aus dem Conseil supérieur entfernt. Die Professoren der Fakultäten, des Collège de France, des Museums und so fort, die früher un-

absetzbar gewesen waren, konnten jetzt durch ein einfaches Dekret abgesetzt werden. Der Unterricht durch Priester schien der allein unverdächtige, weil die Erziehung des Klerus selbst von vornherein auf die Erhaltung der Unwissenheit angelegt war. Wissen ist unter allen Umständen gefährlich, Kritik eines der größten Übel; je größer die Unwissenheit, desto stärker der Glaube, so trug P. Lachèze 1857 noch das System des Ptolemäus vor und im Seminar von Grénoble wurde 1870 noch die Schöpfungsgeschichte nach dem biblischen Sechstagewerk gelehrt. 1850 hatte es in Frankreich 60579 Elementarschulen gegeben, sie vermehrten sich bis 1863 auf 68761. Die Zahl der Analphabeten ging langsam zurück, 1857 konnten von 100 Rekruten 33 weder lesen noch schreiben, 1866 nur noch 22.

Im höheren Unterricht machte der Minister Fortoul, der sein Portefeuille von 1851—1856 inne hatte, einen Versuch zur Zweiteilung. Bis zur 4. Klasse waren die klassischen Studien allen Schulen gemeinsam, von der 3. an setzten die einen das Studium der griechischen und lateinischen Sprache fort, während die anderen sich mehr den exakten Wissenschaften widmeten. Dieses System hat in Frankreich keinen Beifall gefunden, Rambaud nennt es geradezu umstürzlerisch. Es hat kaum ein Jahrzehnt bestanden und ist von Victor Duruy wieder abgeschafft worden. Dieser Mann hat sich durch seine reformatorische Tätigkeit einen Ehrenplatz in der Geschichte des französischen Unterrichts errungen. Als die dritte Republik daran ging, die Schulen zu reformieren, sagte Gambetta zu Bardoux: „Studieren Sie die Berichte, welche Duruy dem Kaiser gemacht hat und machen Sie sie zu ihrem Evangelium.“ Duruy, von 1863—1869 Unterrichtsminister, hatte das richtige Gefühl für die Bedürfnisse der Demokratie, als er dem Kaiser schrieb, da, wo das allgemeine Stimmrecht herrscht, sollte jedermann die Elemente der Kenntnisse besitzen, welche die Elementarschule vermittelt. Er brachte 1865 einen Gesetzentwurf ein, der den Schulzwang vom 7. bis zum 13. Jahre einführen sollte und die Gratiserteilung des Elementarunterrichts vorsah. Napoleon III. hatte sich für diesen Entwurf erklärt, die Einflüsse, die in den gesetzgebenden Körperschaften dagegen

waren, blieben aber trotzdem die stärkeren und so ging der Vorschlag des Ministers nicht durch. Duruy fügte zu den Fächern des Elementarunterrichts noch Geschichte und Geographie und bewilligte allen Lehrern, welche Fortbildungskurse gründen würden, Unterstützungen aus staatlichen Fonds. Durch das Gesetz von 1867 zwang er alle Gemeinden von 500 Seelen und darüber, Mädchenschulen einzurichten, denn der Unterricht des weiblichen Geschlechts war bis dahin ziemlich vernachlässigt worden, 1860 konnten von 100 Französinnen, die sich verheirateten, 45 nicht schreiben. Seine Bemühungen, auch für Mädchen die Einrichtung der Mittelschulen einzuführen, scheiterten an dem energischen Widerstand des Klerus, der mit Grund fürchtete, ein verständiger Unterricht werde ihm das Hauptwerkzeug seiner Erfolge aus der Hand winden. Im mittleren Unterricht schuf Duruy an Stelle der Fortoulschen Zweiteilung den Spezialunterricht, der auf anderem Wege die gleichen Zwecke verfolgte. Er richtete 1865 für alle diejenigen Schüler, welche sich nicht den Gelehrtenberufen, sondern dem praktischen Leben zuwenden wollten, einen Unterricht ein, in dem statt der klassischen Sprachen die lebenden gelehrt wurden, in dem Französisch, Geschichte, Geographie, Nationalökonomie einen breiten Raum einnahmen. Mit einer einjährigen Vorschule umfaßte dieser Kursus im ganzen fünf Jahre und entließ seine Schüler im Alter von 16—17 Jahren mit einer



Petit Pont Notre Dame in Paris 1850.
Nach der Radierung von Méryon.



Tourelle de la rue de la Tixanderie in Paris, abgerissen 1851.
Nach der Radierung von Méryon.

sehr glücklich zusammengesetzten Bildung in alle Berufe, die ein nutzbares, kein totes Wissen verlangen. Diese Einrichtung, die unserer Teilung in Gymnasium und Realschule entspricht, hat sich als praktisch und zweckentsprechend erwiesen; „diese Revolution wird ein anderes Frankreich hervorbringen," frohlockte Michelet, „unseren Söhnen liegt als wichtigste Aufgabe ob, die Erneuerung der französischen Seele durch eine praktische und freie Erziehung vorzunehmen, die ohne die Formeln der Kirche arbeitet." Sie hat sich so bewährt, daß die dritte Republik den im ganzen auf fünf Jahre eingeteilten Kursus im Jahre 1881 auf acht Jahre verlängerte und ihm den Abschluß des Bakkalaureats gewährte. 1867 schuf Duruy die École pratique des hautes Études, die er in vier Sektionen: Mathematische Wissenschaften, Physik und Chemie, Naturgeschichte und Psychologie, Geschichte und Philologie gliederte und reich mit Laboratorien und anderen nötigen Bildungsmitteln ausstattete. Der Etat, der im Budget



Pompe Notre Dame in Paris 1852. Nach der Radierung von Méryon.

für die Zwecke des öffentlichen Unterrichts ausgeworfen war, stieg von 21901816 Frank im Jahre 1851 auf 42739515 Frank im Jahre 1870. Der Minister Rouland gründete 1862 das Institut der Volksbibliotheken, von denen es 1866 bereits 10243 gab.

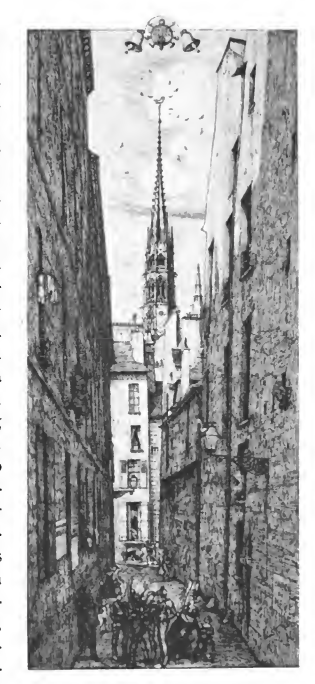
Für die Ausbildung der Handwerker und die Fortbildung der schulentlassenen Jugend wie des reiferen Alters ist viel getan worden. Die Gesellschaft für Erteilung von Fachunterricht hatte 1868—1869 1214 Schüler, die 35 Kursen folgen konnten; die philomatische Gesellschaft in Bordeaux hielt 20 Abendkurse, die umsonst waren und von 2000 Schülern besucht wurden. Der offizielle „Moniteur" berichtete 1867, daß in Frankreich jährlich etwa 1000 öffentliche Unterrichtskurse abgehalten wurden, im Jahre darauf wurden die ersten für Damen eröffnet. Vorträge fanden eifrigen Zuspruch, Frédéric Passy sprach 1861 in Pau, 1862 in Bordeaux über Nationalökonomie und Politik; Rosez in Toulouse, Moullart in Amiens, Liégeois in Nancy hielten Serien wissenschaftlicher Vorträge für ein gebildetes Publikum. Für den alten Lamartine, der 1848 so unsanft aus den Himmeln seiner

staatsmännischen Träume gestürzt war und sich in der Mitte der fünfziger Jahre in großer finanzieller Bedrängnis befand, war dieses Bedürfnis des Publikums nach Bildung und Anregung eine Hoffnung, an der er sein Schiffchen verankerte. Durch eine halbe Million Prospekte kündigte er 1856 an, daß er Familienkurse über schöne Literatur abhalten werde. Jeder Hörer hatte 20 Frank zu zahlen, wer sein Goldstück selbst überbrachte, erhielt einen Händedruck des berühmten Mannes gratis. Der Zulauf war anfangs enorm, der dichtende Staatsmann zählte im Nu 25000 Abonnenten auf seine Vorträge, aber das Interesse flaute rasch ab. Schon im Jahre 1858 ging die Anzahl der Subskribenten so stark zurück, daß Lamartine in große Not gekommen wäre, hätte nicht der Kaiser 1000 Abonnements für seine Person übernommen und dafür 20000 Frank gezahlt.

Die Richtlinien, nach denen die innere wie die äußere Politik Frankreichs unter dem Bürgerkönigtum und unter dem zweiten Kaiserreich orientiert waren, verlaufen entgegengesetzt. Louis Philippe hat nach außen nichts riskiert und in der Frage der spanischen Heiraten, die eine der wichtigsten diplomatischen Angelegenheiten seiner Regierung war, mit einer Doppelzüngigkeit gearbeitet, die einem gerissenen Spekulanten Vorteile sichern mag, die aber eines Königs und eines großen Landes unwürdig ist. Louis Napoleon hat während der autoritären Epoche des Kaisertums Frankreich zur Vormacht Europas gemacht; durch die Teilnahme am Krimkrieg, durch den italienischen Krieg dem Lande ein Prestige zurückgegeben, das es seit dem Sturze des ersten Napoleon nicht mehr besessen hatte. Der Bürgerkönig regierte Kirche und Schule nach liberalen Grundsätzen, der demokratische Kaiser behandelte beide wie ein Reaktionär; die Regierung Louis Philippes war engherzig schutzzöllnerisch, Napoleon III. liberaler Freihändler.

Das zweite Kaiserreich war für Frankreich eine Epoche des größten wirtschaftlichen Fortschrittes; während die anderen Länder in diesem Zeitraum die Ziffer ihres Handels verdoppelten, hat Frankreich sie verdreifacht; Ausfuhr und Einfuhr stiegen von 3072 Millionen im Jahre 1852 auf 8003 Millionen im Jahre 1869.

Das hat es zum großen Teil der persönlichen Initiative des Kaisers zu danken gehabt. Der Beginn des zweiten Kaiserreichs fiel in eine Ära des Geldüberflusses, wie er seit Jahrhunderten nicht dagewesen war, Kalifornien und Australien leiteten einen Strom von Edelmetall nach den Handelsplätzen der Alten Welt, dessen Unerschöpflichkeit den Markt revolutionierte. Zwischen 1830 und 1840 hatte die Produktion von Edelmetallen jährlich etwa 202 Millionen betragen, zwischen 1851 und 1855 stieg sie auf 883 Millionen im Jahr. Frankreich hatte 1842—1846 jährlich 3 Millionen ausgemünzt, 1848 stieg die Ziffer auf 39, 1851 auf 269 Millionen, in den Jahren 1854 bis 1860 schwankte sie zwischen 447 und 702 Millionen jährlich. Dieser Überfluß an Geld, der allen industriellen Unternehmungen zugute kam, entzündete ein wildes Spekulationsfieber in Papieren, so daß Levasseur die erste Hälfte der fünfziger Jahre das goldene Zeitalter der Börse nennt. 1852 entstand eine ganze Reihe großer Kreditinstitute, die bestimmt waren, den goldenen Strom des Reichtums über das Land zu verteilen, der Crédit Foncier, Crédit Mobilier, Crédit Industriel,



Rue des Chantres in Paris 1862.
Nach der Radierung von Méryon.

Crédit Communal, Crédit Agricole u. a., unter denen der Crédit Mobilier der Brüder Péreire wohl die bemerkenswerteste Rolle gespielt hat. Das Institut wurde mit dem Zweck begründet, große Unternehmungen einzuleiten und zu finanzieren, es erbaute mit seinen Geldern Eisenbahnen, Gasanstalten, den Hafen von Marseille und dehnte das Gebiet seiner Spekulationen auch auf das Ausland, Spanien, Österreich und andere Gegenden aus. Man hat das gigantische Unternehmen die größte Spielhölle Europas genannt, seine Aktien, die auf 500 Frank lauteten, wurden zu 700 Frank ausgegeben und erkletterten rasch eine Höhe von 1900 Frank. 1852 warfen sie 10% ab, 1853 12%, 1855 bereits 44%. Im Jahre 1864 mußte der Crédit Mobilier liquidieren, da er sich zu tief in Häuserspekulationen eingelassen hatte. Die Aufgaben, die er sich gestellt hatte, führten andere Kreditinstitute, wie der 1863 gegründete Crédit Lyonnais, die 1864 entstandene Societé Générale auf soliderer Grundlage weiter. Es war ein Tanz der Millionen, an dem nicht nur berufsmäßige Spekulanten und Privatleute, an dem auch der Staat und die Kommunen sich eifrig beteiligten. Das Gold schien förmlich auf der Straße zu liegen, der Kredit war billig, wie hätte man da vor Ausgaben zurückscheuen sollen? In den 19 Jahren seines Bestehens hat das Kaiserreich 40 Milliarden 855 Millionen ausgegeben; im großen Buch von Frankreich waren 1851 230 Millionen Renten eingetragen, 1865 341 Millionen. Die Städte stürzten sich in Schulden, die sie um so leichteren Herzens eingingen, weil ihre Einnahmen sich im Verhältnis zu ihren Ausgaben vermehrten. Baron Haußmann, der berühmte Seinepräfekt, gab in 17 Jahren 1068 Millionen für die Verschönerung von Paris aus und kontrahierte 1047 Millionen Schulden; in der gleichen Zeit stiegen die Einnahmen der Stadt von 52 auf 232 Millionen. Die Schulden der Stadt Lyon stiegen in neun Jahren von 10 auf 54 Millionen, die der Stadt Marseille in 18 Jahren von 17 auf 91 Millionen.

Der mühelose Geldgewinn, den das Auf und Nieder der Industriepapiere dem Glücklichen oder Geschickten abwirft, reizte zur Beteiligung an diesem gefährlichen Spiel, denn nur das Geld bot den Schlüssel zu Macht und Genuß. Schon in den vierziger Jahren

schrieb Heine: „Die Männer des Gedankens, die im 18. Jahrhundert die Revolution so unermüdlich vorbereitet, sie würden erröten, wenn sie sähen, wie der Eigennutz seine kläglichen Hütten baut und wie aus diesen Hütten eine neue Autokratie hervorwuchert, die nur im Geldbesitz ihre letzten Gründe findet." Balzacs Mercadet erklärt rund heraus: „Das Geld ist die moderne Ehre, die Zukunft eines jeden liegt in einer öffentlichen Kasse." So entsteht der Typus des modernen Spekulanten, der im Handumdrehen vom armen Teufel zum Millionär wird, wie der Maurergeselle Thome in Paris, der durch glückliche Bau- und Terrainspekulationen drei Schlösser und 60 Millionen erwirbt und — auch wieder verliert, denn die Pole des entgegengesetzten Glückes liegen hier in verdächtiger Nähe. Der Herzog Decazes ruiniert sich in unglücklichen Spekulationen; der Vicomte de Beaumont-Vassy wandert 1859 auf zwei Jahre ins Gefängnis, weil er betrügerische Geschäfte mit Gründung von Aktiengesellschaften gemacht hat; der eben noch millionenschwere Bankier Mirès erhält 1861 Gelegenheit, fünf Jahre in Mazas darüber nachzudenken, wie launisch die Göttin des Glückes ist. Die Gewissenlosigkeit der Spekulanten hat Napoleon III. in das mexikanische



Rue St. Yves in Rennes 1857.
Nach der Radierung von Coué.

Abenteuer verwickelt. Der Bankier Jecker lieh der Regierung des Generals Miramon eine Summe von $1 \frac{1}{2}$ Million, für die er sich eine Quittung über 65 Millionen ausstellen ließ. Der siegreiche Präsident Juarez weigerte sich mit gutem Grund, diese Rechnung anzuerkennen und Jecker hätte sein Geld eingebüßt, wenn er sich nicht entschlossen hätte, den Herzog von Morny an diesem Geschäft zu beteiligen. Er versprach ihm 30% vom Gewinn, wenn Frankreich zu seinen Gunsten intervenieren würde und erreichte wirklich, daß Napoleon III. eine Armee nach Mexiko schickte und das Unternehmen begann, daß mit der Erschießung des Kaisers Max in Queretaro ein so unheilvolles Ende nehmen sollte. Den profitsüchtigen Bankier hat die Nemesis vier Jahre später erreicht, die Kommune ließ ihn am 26. Mai 1871 erschießen.

Dieses unbedenkliche Spekulantentum, das, ohne von Skrupeln irgendwelcher Art behelligt zu sein, nur dem Gelderwerb nachjagt und seinen Weg rücksichtslos mit den niedergebrochenen Existenzen bezeichnet, die seine Gier vernichtet, nimmt einen so breiten Raum in der Gesellschaft ein, daß sich das Theater mit Vorliebe seiner bemächtigt hat. Ponsards „Geld und Ehre" und die „Börse", Augiers „Probierstein" und „Maitre Guérin" haben diese Klasse dargestellt und von der Bühne herab nicht immer amüsant und auch nicht immer überzeugend gegen das Unwesen, das sie verkörpern, gepredigt. Ponsards „Ehre und Geld" hatte jedenfalls 1855 großen Erfolg, es brachte eine Einnahme von 600000 Frank, von denen dem glücklichen Verfasser der dritte Teil zufiel. Die ganz veränderten Verhältnisse brachten es mit sich, daß im Jahre 1867 die Personalhaft für Schulden aufgehoben wurde und damit Lustspieldichtern und Sittenmalern eines der beliebtesten Objekte ihres Pinsels und ihrer Feder entzogen wurde. Den Karikaturisten der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts haben die Szenen, die sich im Schuldgefängnis abspielten, einen Stoff von unerschöpflicher Fülle geboten, wenn man auch bezweifeln möchte, daß dieses Gefängnis immer ganz so fidel war, wie sie es zu sehen lieben.

Die Gelegenheit, die erste Weltausstellung zu veranstalten,



Laden in Paris 1865. Nach der Radierung von Martial.

hatte Paris im Jahre 1849 verpaßt, der Erfolg der Londoner Weltausstellung von 1852 war aber so groß und in die Augen springend, daß Napoleon III. sie sofort in Paris zu wiederholen beschloß. So kam die zweite Weltausstellung von 1855 zustande, für die das Palais de l'Industrie aus Eisen und Glas entstand. 9500 französische und 10500 ausländische Aussteller beteiligten sich an derselben. Sie zählte 5160000 Besucher, die das damals noch enge Paris derart überfluteten, daß laute Klagen ertönten, die Fremden fänden weder Unterkommen noch Nahrung. „Man kommt nicht zum Lernen, sondern zum Amüsieren", schrieb Renan. Es war ein glänzender Erfolg und der der nächsten Ausstellung vom Jahre 1867 sollte noch größer sein. 52280 Industrielle aller Herren Länder hatten die Erzeugnisse ihres Gewerbfleißes ausgestellt, 14 Millionen Besucher drängten sich in ihren Räumen, die diesesmal auf dem Champ de Mars errichtet worden waren. Die Pariser Ausstellung des Jahres 1867 war der letzte Glanzpunkt des Kaiserreiches, Kaiser, Könige und Fürsten kamen in Scharen, um Frank-

reich und seinem Herrscher zu huldigen. Aber schon fielen tiefe Schatten mitten in den Glanz der Feste. Das Attentat des Polen Berezowski auf Kaiser Alexander II., die Erschießung des Kaisers Maximilian in Queretaro erschienen als dunkle Punkte an dem noch so strahlend hellen Horizont, der sich von nun an immer dichter umwölken sollte.

Direkt kam der Einfluß des Kaisers in den Zollfragen zur Geltung. Er hatte in England gelebt, als dort die Aufhebung der Kornzölle zur Debatte stand und sich überzeugt, als die Zollreform durchgeführt worden war, wie segensreich ihre Folgen für das Land gewesen waren. Als er zur Regierung gelangt war, ließ er ganz unter der Hand und allmählich Zollerleichterungen auf Getreide, Vieh und Baumwolle eintreten, trotzdem die geängstigten Schutzzöllner nicht müde wurden, zu verkünden, Aufhebung der Verbote und der hohen Zölle müsse notwendigerweise den gänzlichen Ruin der arbeitenden Bevölkerung nach sich ziehen. Der für die Vorzüge des Freihandels eingenommene Monarch benutzte die Ausstellung von 1855 zu einem Versuch. Um den ausländischen Ausstellern den kostspieligen Rücktransport ihrer Waren in die Heimat zu ersparen, wurde ihnen gestattet, ohne Rücksicht auf die etwa darauf liegenden Zölle, alles in Frankreich mit einem geringen Zollpauschalaufschlag zu verkaufen. Trotzdem wurden von 22 Millionen Waren nur für 2 1/2 Millionen abgesetzt, eine Erfahrung, die den Kaiser veranlaßte, schon im folgenden Jahr 1856 dem Corps législatif ein Projekt vorzulegen, welches den Übergang Frankreichs vom Schutzzoll zum Freihandel eingeleitet hätte. Die französischen Fabrikanten erschraken und erhoben einen solchen Lärm, daß der Kaiser es für geraten hielt, sein Projekt zurückzuziehen. Indessen verzichtete er durchaus nicht auf die Verwirklichung seiner Lieblingsidee, in tiefstem Geheimnis verhandelten Michel Chevalier und Cobden über einen französisch-englischen Handelsvertrag, und als Napoleon und der Handelsminister Rouher denselben reif zum Abschluß fanden, veröffentlichte der Moniteur am 5. Januar 1860 einen offenen Brief des Kaisers an den Minister Fould, in dem der Schreiber sich zum Freihandel bekannte und die Vorteile eines Handelsvertrages

mit England auseinandersetzte. Ehe die erschreckten Fabrikanten noch recht zum Bewußtsein über das gekommen waren, was ihnen bevorstand, erfolgte am 23. Januar 1860 die Unterzeichnung des Vertrages auf zehn Jahre und damit der Beginn einer liberalen Zollära. Handelsverträge mit anderen Staaten schlossen sich an, 1865 mit dem Zollverein, 1866 mit Österreich. Der Erfolg hat dem Kaiser recht gegeben, niemals hat der französische Handel solche Fortschritte gemacht, wie nach dem Abschluß dieser Verträge. 1859 waren für 223 Millionen englische Waren in Frankreich eingeführt worden, 1862 für 470 Millionen, die Ausfuhr französischer Waren nach England stieg in den gleichen Jahren von 474 auf 569 Millionen. Die Progression kommt am deutlichsten zur Geltung in den Zahlen, die Levasseur für den Commerce spécial anführt. Derselbe war von 1852 bis 1859 von 2246 auf 3907 Millionen gestiegen, stieg aber von 1860 bis 1869 von 3907 auf 6228 Millionen. Dabei sind diese Fortschritte unter erschwerenden Umständen erzielt worden, denn höhere Gewalt zeitigte in diesen Jahren Verhältnisse, die zu korrigieren außerhalb des Bereiches menschlicher Macht liegt. Die Phylloxera fügte dem französischen Weinbau einen unermeßlichen Schaden zu, die Krankheit der Seidenwürmer beeinträchtigte die Fabrikation, der Krieg der Nord- mit den Südstaaten innerhalb der Nordamerikanischen Union verhinderte die Einfuhr der Baumwolle, des Rohmaterials, dessen Fehlen große Zweige der französischen Industrie brachlegte. Derselbe Krieg schädigte eine andere der wichtigsten Industrien Frankreichs auf das schwerste, indem er die Ausfuhr der Seidenstoffe einschränkte. Lyon hatte 1858 für 84 Millionen Seide exportiert, 1865 nur für 11 Millionen.

Mit dem Aufschwung der Spekulation, der Industrie und des Handels beginnt eine Bewegung unter dem zweiten Kaiserreich, die seitdem zugenommen hat: das Anwachsen der großen Städte. 1846 hatte die Bevölkerung der großen Städte nur 4% der gesamten Einwohnerschaft Frankreichs betragen; man hatte, wenn man Paris mitrechnet, nur vier Städte mit 100000 Einwohnern und mehr gezählt, 20 Jahre später ist dieses Verhältnis schon auf 8% gestiegen. Dieses Anwachsen trifft hauptsächlich die gro-





Courbet. Steinklopfer in der Franche Comté 1849. Nach dem Stich von Dernier.

ßen Industriezentren, in denen der Handel eine ganz andere Gestalt annimmt, weil ihm durch das Ab- und Zuströmen einer großen Bevölkerung mit vielen Bedürfnissen, aber geringen Mitteln Aufgaben erwachsen, welche Orte mit stabiler Bewohnerschaft und beschränkten Bedürfnissen nicht kennen. Die großen Warenhäuser entstehen, in Paris Bon Marché 1852, Louvre 1855 u. a., welche durch die Ziffern, die ihr Umsatz annimmt, den Beweis für ihre Notwendigkeit erbringen. Im Jahre 1852, als Mr. Boucicaut als Teilhaber in den Bon Marché eintrat, betrug der Umsatz des Magazins eine halbe Million jährlich. Er war 1863 auf sieben Millionen gestiegen.

Der Verkehr nahm zu, wie Industrie und Handel und wurde von der Regierung eifrig gepflegt. 1848 betrug die Länge der Staatsstraßen 35500 km, 1869 war das Straßennetz mit 38800 km zum Abschluß gelangt. Im Jahre 1851 hatte die Eisenbahn 3625 km benutzen können, 1870 waren 25494 km konzessioniert und 17724 km bereits ausgebaut und im Gebrauch. Im Jahre 1869 haben die französischen Eisenbahnen 111 Millionen Reisende und 44 Millionen Tonnen an Waren befördert. Auch der innerstädtische Verkehr war im Wachsen. Der Pariser Omnibus war 1853 durch die Einrichtung der Verdeckplätze bedeutend verbessert worden, 1854—1855 hatten sich die bis dahin konkurrierenden 15 Pariser Omnibusgesellschaften zu einer einzigen mit einem Kapital von 12 Millionen verschmolzen. 1854 beförderten sie 34 Millionen, 1869 122½ Millionen Reisende. Die Gesellschaft der Messageries,



La Mode Artistique. April 1875.
Zeichnung von Janet.



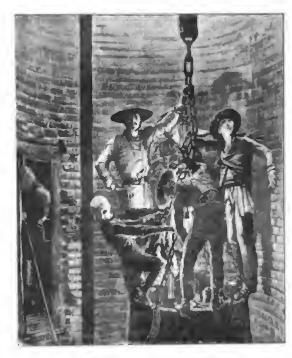


Nach der Originalradierung von Millet.

welche den Transport von Reisenden über Land vermittelt hatte, sah den Zweck ihrer Tätigkeit zugleich mit den Gewinnen dahinschwinden, seit die Eisenbahn die Postkutsche verdrängte, so entschloß sie sich, ihre Kapitalien auf dem Wasser anzulegen und eröffnete 1851 die Dampferlinie Marseille-Konstantinopel-Alexandrien und 1857 die Linie von Bordeaux nach Brasilien. Der elektrische Telegraph, der 1851 erst im Entstehen gewesen war und nur einige Linien gezählt hatte, umfaßte 1870 41000 km und beförderte 1869 vier Millionen Depeschen von Privaten.

Liberal wie in ihrer Zollpolitik verhielt sich die kaiserliche Regierung auch gegen die Arbeiter. Es war in der Tat ein großer Schritt auf dem Wege einer wahrhaft liberalen Gesetzgebung, als der Kaiser sich dazu entschloß, durch das Gesetz vom 25. Mai 1864 den Arbeitern das Koalitionsrecht zu gewähren. Im Beginne seiner Herrschaft war Napoleon III. den Arbeitergenossenschaften nicht sehr geneigt gewesen, man beargwöhnte sie mit mehr oder weniger Grund als geheime Gesellschaften, deren Absichten mehr auf

politische als auf wirtschaftliche Zwecke zielten. Indessen war der Zug der Zeit den Produktivgenossenschaften günstig, trotz der schlechten Erfahrungen, welche die von der Regierung der zweiten Republik gegründeten und unterstützten Gesellschaften machten. Die französischen Arbeiter, welche 1862 die Londoner Weltausstellung besucht hatten, kehrten als begeisterte Anhänger dieser Einrichtung zurück, die dadurch einen neuen Anstoß empfing. Die Erfahrungen, die man machte, waren so wenig zufriedenstellend, wie jene des vergangenen Jahrzehnts; von den vielen Gesellschaften, die bis 1870 gegründet worden sind, existierten 1883 nur noch zehn. Die Arbeiter sahen in dem Zusammenschluß unter sich die unerläßliche Vorbedingung, die ihnen eine Besserung ihrer sozialen Lage aus eigener Kraft ermöglichen würde und der Kaiser war zu klug, um einer gebieterischen Forderung der Zeit noch länger papierne Paragraphen entgegenzusetzen. Wenige Monate nach der Aufhebung des Koalitionsverbotes trat am 28. September 1864 in St. Martin's Hall in London die erste internationale Versammlung von Arbeitern aller Länder zusammen und begründete die Internationale Gesellschaft der Arbeiter. Nach dieser Richtung hin reformierte sich auch das Compagnonnage, das aus inneren wie äußeren Gründen zum Absterben verurteilt erschien. Die Zirkel, aus denen sich dieser Gesellenverein zusammensetzte, nahmen immer mehr den Charakter von Konsumvereinen, Produktiv- und Kooperativ-Genossenschaften an. Befruchtend wirkten diese Ideen auch auf die Gesellschaften zur gegenseitigen Unterstützung und die Pensionskassen. 1851 gab es in Frankreich 2237 solcher Gesellschaften, die 255472 Mitglieder zählten und ein Vermögen von 9649660 Frank besaßen; 1869 gab es 6139 Gesellschaften mit 794473 Mitgliedern und ein Vermögen von 16839000 Frank. Die Pensionskassen hatten 1856 nur 40 Pensionen ausgezahlt, 1864 gewährten sie 646, 1869 2302 Pensionen von einer allerdings sehr geringen Höhe. Die Sparkassen haben sich viele Jahre lang nicht von dem Stoß erholen können, den ihnen der Ausbruch der Februarrevolution beigebracht hatte, erst 1859 beginnt wieder eine bessere Zeit für sie, so daß sie 1869 auf 2130768 Sparkassenbücher im ganzen



Bonhommé. Minenarbeiter im Creuzot 1851.

711 Millionen schuldeten. Die Gewinnbeteiligung, wie sie zuerst der Malermeister Leclaire eingeführt hatte, zugunsten seines Gewerbes und seiner Angestellten, fand auch weiterhin gelegentliche Freunde; die Papierfabrik Edmond Laroche-Joubert, das Haus Paturlé-Lupin, die Buchdruckerei Paul Dupont sind dem Beispiel des Malers gefolgt und haben aus eigenstem Interesse ihre Arbeiter an dem Gewinn des Geschäfts beteiligt.

Wenn das zweite Kaiserreich den Bestrebungen der Arbeiter, sich aus eigener Kraft zu helfen, im allgemeinen weniger geneigt war, so war es doch von einem starken Verantwortlichkeitsgefühl dafür beseelt, daß es für das Wohl der niederen Klassen zu sorgen habe. Dieses Gefühl entsprang allerdings mehr dem Mitleid und der Großmut, als der Einsicht von der moralischen Zwangslage, in der der Arbeitgeber sich gegenüber dem Arbeitnehmer befindet. Man gab aus Güte und gab in einzelnen Fällen sogar sehr viel, aber es blieb doch ein freiwilliges Geschenk, und solche sind nicht immer dazu angetan, die Verhältnisse zwischen dem Geber und dem Beschenkten zu verbessern. So begannen die großen Fabrikanten Jean Dollfus und Penot seit 1853 in Mülhausen für ihre Arbeiter gesunde und hübsche Wohnungen zu erbauen, in Häusern, welche von ihren Bewohnern nach und nach erworben werden konnten. Das Mülhausener Modell war seinerzeit berühmt und diente ähnlichen Unternehmungen als Vorbild, in Mülhausen selbst sind bis 1865 für zwei Millionen Häuser verkauft worden. Die Compagnie des Mines d'Anzin im Departement Nord erbaute für ihre 12000 Arbeiter Häuser, die je nach Größe zu 2,50 bis 6 Frank den Monat vermietet wurden. Ebenso verfuhren die

großen Industriellen Schneider & Co. in Creuzot, die Glashütte Baccarat u. a. Durch ihre Wohlfahrtseinrichtungen ragt besonders die Firma Mame in Tours hervor, die für ihre Arbeiter Häuser und Schulen baute, Pensionskassen einrichtete, sie am Gewinn beteiligte usw., so daß in diesem großen Verlagshaus das Verhältnis zwischen Prinzipal und Angestellten noch jetzt einen geradezu idealen Charakter tragen soll. Viele Unternehmer richteten auch Ökonomien ein, in denen ihre Arbeiter die Bedürfnisse des täglichen Lebens, wie Nahrungsmittel und Getränke u. a. zu Engrospreisen sollten entnehmen können. Diese Einrichtung hat sich gar nicht bewährt, das gerechtfertigte Mißtrauen der Arbeiter ist einer gedeihlichen Entwicklung derselben immer im Wege gestanden. Ein Anhänger Fouriers, namens Godin, erst Arbeiter, dann Fabrikbesitzer, gründete in Guise 1853 ein Familistère nach den Grundsätzen dieses Philosophen. Das Unternehmen florierte, 1876 führte er die Gewinnbeteiligung der Arbeiter ein und wandelte es 1888 in eine Kooperativgenossenschaft um.

Betrachtet man die Lohnverhältnisse der arbeitenden Klasse, so konstatiert man, daß die Löhne unter dem Kaiserreich um etwas über 40% gestiegen sind. 1853 betrug der Tagesverdienst eines Mannes im Durchschnitt 2,06 Frank, der einer Frau 1,07, 1871 verdiente der Mann täglich 2,90, die Frau 1,58 Frank. Diese Erhöhung bedeutet nicht notwendig eine Verbesserung der Lage; denn der kalifornische Goldstrom, der das Gold billiger machte, drückte mit Notwendigkeit alle Preise in die Höhe, so daß Husson ausgerechnet hat, daß ein Pariser Arbeiter, der 1854 jährlich 379 Frank für seine Nahrung brauchte, 20 Jahre später für die gleiche Beköstigung 589 Frank ausgeben mußte. Diese unbedingt notwendige Erhöhung der Löhne ist nicht immer auf friedlichem und gütlichem Wege erfolgt, und wenn die Streiks schon vor der Aufhebung des Koalitionsverbotes nicht zu verhindern waren, so haben sie nach dem Jahre 1864 einen immer schärferen Charakter angenommen. Der Streik von Ricamarie 1869, der von Assi im Januar 1870 in den Schneiderschen Werkstätten in Creuzot angezettelte Ausstand haben durch den Umfang, den sie annahmen, und das Blutvergießen, durch das sie beendet wurden, Epoche

gemacht. Die Compagnie Schneider büßte damals nach Angabe der Zeitungen täglich 800000 Frank ein.

Über die Lebenshaltung der arbeitenden Bevölkerung geben die Rapporte Louis Reybauds aus den Jahren 1863 und 1867 einigen Anhalt. Er bereiste die Manufakturgegenden Frankreichs und fand überall da, wo die Leinenindustrie zu Hause war, das Aussehen der Häuser und Wohnungen sauber und freundlich, allerdings konnte sich auch ein fleißiger Weber in St. Quentin um 1860 3,50 Frank täglich verdienen. Die Haushaltungen der Eisenarbeiter verrieten dagegen eine klägliche Armut, die der Bergleute in Kohlenminen waren vernachlässigt, die gesamten Industriebezirke des Nordens aber dem Trunke rettungslos verfallen. Denis Poulot hat im Jahre 1869 unter dem Titel „Der Erhabene" ein kleines Büchlein über den Pariser Arbeiter geschrieben, das für die Charakteristik dieser Klasse um so wertvoller ist, als der Verfasser selbst Arbeiter war und mitten in ihrer Welt gelebt hat. Zola hat dieses Schriftchen gekannt und in den Bildern benutzt, die er im „Totschläger" und in anderen seiner Romane von dem Leben und Treiben der Arbeiter und dem moralischen Zuschnitt ihrer Anschauungen entwirft. Wir folgen in unserem kurzen Auszug den Angaben von Levasseur. „Ein Prinzipal, der den Pariser Arbeiter, besonders den der Eisenindustrie, lange und in der Nähe beobachtet hat," so schreibt er, „hat seine Art zu leben dargestellt und sich besonders an die Schilderung eines Typus gehalten, den er den ‚Erhabenen' nennt und der in seiner Art klassisch geworden ist. Der ‚Erhabene' ist der unzuverlässige Arbeiter, von dem, welcher nur unregelmäßig Beschäftigung sucht, bis zu dem, der gewissenlos drauflos lebt oder dem, der sich gegen die soziale Ordnung empört. Der Verfasser kennt da verschiedene Stufen. Der ‚einfache Erhabene' arbeitet höchstens 200—225 Tage im Jahre und berauscht sich mindestens einmal in der Woche. Wenn er sein Geld verausgabt hat, um sich einen vergnügten Tag zu machen, so kommt er wieder in die Werkstätte, gibt zu, daß er ein Kamel ist und während der Ebbe in seiner Kasse frühstückt er mit einem Sou für Brot, Radieschen und Wasser. Es erscheint ihm als Pflicht, den Prinzipal aufsitzen zu lassen, außer-

dem bleibt er nie ein Jahr bei demselben; seine Miete zahlt er höchst ungern und wenn es möglich ist, so rückt er (d. h. er zieht ohne Geräusch ganz in der Stille aus). — Der ‚wahre Erhabene' (zwischen ihn und den ‚einfachen Erhabenen' stellt der Verfasser den ‚gefallenen Erhabenen') arbeitet höchstens drei Tage in der Woche und befindet sich fast stets zwischen zwei Schnäpsen, schlecht gekleidet und unsauber ist er trotzdem Großsprecher. Ganz anders sind der ‚Sohn Gottes' und der ‚Erhabene der Erhabenen'. Sie halten sich ordentlich, sogar elegant; manchmal sind sie gute, aber immer sehr unregelmäßige Arbeiter, dafür aber Schönredner, die sich meistens zu sozialistischen Theorien bekennen. In der Werkstatt sind sie die Häupter der Opposition und eine Autorität für die Kameraden; als Don Juan behandeln sie die Frauen, an deren Schürzenband sie oft genug hängen. Dieses Bild ist nach der Natur gezeichnet. Der Verfasser nimmt an, daß dieser Typus in der Eisenindustrie mehr als die Hälfte der Arbeiterschaft ausmacht. Die regelmäßigen Arbeiter teilt er in drei Kategorien, den ‚wahren Arbeiter', den er ein wenig idealisiert, den ‚gewöhnlichen Arbeiter' und den ‚gemischten Arbeiter'. Der ‚gemischte Arbeiter' ist nach ihm eine gute Seele, aber schwach und geneigt, sich verführen zu lassen. Er ist unverheiratet und lebt als Mieter in möbliertem Zimmer; besitzt er eigene Möbel, die er in Raten bezahlt hat, so wird er sie wahrscheinlich beim nächsten Streik verkaufen. Ist er verheiratet, so wird er versuchen, seine Frau um den Wochenlohn zu behumpfen. Aber diese Frau, die er arg fürchtet, ist ein Gendarm trotz einem, bringt er kein Geld, so weiß sie, wie sie es zu fordern hat. Wohnt er in der Nähe der Werkstatt, so gibt ihm seine Frau ein paar Groschen für Schnaps und Tabak, wohnt er entfernt, so gibt sie ihm sein Essen mit und er kauft sich Brot und Wein dazu. Am Sonntag wird außerhalb der Stadt gegessen und der Mann geht aufs Land, um sich die Nase zu begießen."

Diese Lebensgewohnheiten des Mannes, der zu geneigt ist, im Trunk die Vergessenheit seines harten Schicksals zu suchen, sind für die Familie von den übelsten Folgen. Die unregelmäßige Arbeit zieht finanzielle Schwierigkeiten nach sich und nötigt Frau und

Kinder zu angestrengter Mitarbeit. Muß die Frau außer dem Hause arbeiten, so geht damit jeder Halt für die Familie verloren. Jules Simon hat in seinem Buch: „Die Arbeiterin", das 1863 erschien, das Elend und die Not dieser Zustände in düsteren Farben abgemalt und eifrig und beredt für die bessere Entlohnung der Frauenarbeit gewirkt. Auch die Kunst der Zeit ist an diesem Schauspiel nicht teilnahmslos vorübergegangen. Glaize malte 1861 ein großes Bild, wie das Elend die Mädchen von der Arbeit holt und sie dem Laster in die Arme treibt. Antigna, Tassaert, Trayer, Frère, Sain, Gide und andere Künstler haben die Armseligkeit dieses Daseins, die Entbehrungen, die Nöte, die Ermüdung dieser geplagten Wesen ihren Zeitgenossen vor Augen geführt.



Rambert.
Titelblatt zu dem Zyklus: La Misère.

Wenn diese Maler — und es sind ja nicht gerade die bedeutendsten der Epoche — auf Rührung ausgingen, so hat ein größerer als sie durch das Gemälde, das er in seinem Roman von dem Leben der Elenden gab, die Mitwelt erschüttert. Victor Hugo, seit dem Beginn der dreißiger Jahre mit sozialen Studien beschäftigt, hat die ganze Summe dessen, was er gelernt, gesehen und erfahren hatte, in den „Misérables" niedergelegt, die 1862 in zehn Bänden erschienen. Es ist nicht so sehr der tugendhafte Sträfling Jean Valjean, der im Mittelpunkt der weitschweifigen Handlung steht, der das Interesse fesselt, als die sozialpolitischen Thesen, die schönen Gedanken, die herrliche Sprache des Dichters, der sie vorträgt, die packen und ans Herz greifen. Was er mit dieser großen Epopöe des Elends gewollt, drückte Hugo in einem Brief

an seinen Verleger vom 18. Oktober 1862 aus: „Die soziale Frage kennt keine Grenze, die Wunden der Menschheit, diese riesigen Wunden, welche den Erdball bedecken, machen nicht Halt vor der roten oder blauen Linie der Landkarte. Überall, wo der Mensch unwissend ist und verzweifelt, überall, wo die Frau sich verkauft, um Brot zu haben, überall wo das Kind leidet, wo es kein Buch hat, um sich zu belehren und kein Heim, um sich zu wärmen, da klopfen die ‚Elenden' an die Tür und sagen: Öffne mir." Der Erfolg des Romans, der dem Dichter 400000 Frank für die Verlagsrechte auf zwölf Jahre brachte, entsprach den Erwartungen, die er darauf gesetzt hatte. Er erschien gleichzeitig in alle Sprachen Europas übersetzt in Paris, Brüssel, London, Rotterdam, Leipzig, Warschau, Pest, Madrid und Rio de Janeiro. Von der französischen Ausgabe des zehnbändigen Romans waren nach einem Jahr bereits 60000 Exemplare abgesetzt.

In Literatur und Kunst bietet die Epoche des Kaiserreichs auffallende Analogien mit der Restauration. Wie die jungen Stürmer und Dränger dazumal die Romantik gegen den abgestorbenen Klassizismus setzten, dessen elektrisierter Kadaver noch immer eine Scheinherrschaft führte, so stürmen jetzt die Jünger des Realismus gegen die Positionen, welche die alt gewordene Romantik innehat. Wie damals, so geht auch in diesen Jahren neben der offiziell gehegten und gepflegten Kunst eine andere daher, die von der großen Welt verhöhnt und zurückgesetzt wird, der aber doch, da sie die Jugend ist, der endliche Sieg gehört. Unter der Restauration kämpft die Romantik um ihr Dasein, unter dem Kaiserreich der Realismus; als beide Richtungen siegten, brachen die Throne ihrer politischen und ästhetischen Gegner zusammen und die bis dahin Verfolgten blieben als Sieger auf der Wahlstatt zurück. Das Julikönigtum steht im Zeichen der Romantik, wie die dritte Republik in jenem des Realismus. Gegen den Klassizismus des ersten Kaiserreiches gehalten, erscheint die Romantik schon wie eine Reaktion der realen Wirklichkeit gegen gekünstelte Unnatur. Sie suchte doch Leben, Licht, Luft, Farbe, wo jene nur blasse Schemen vor Augen hatte, und wenn sie trotzdem nicht zur Freiheit gelangte, so war das die Schuld der falschen Ideale,

denen sie nachjagte. Die Romantik glaubte noch, die Kunst über das Leben erhöhen zu müssen, ihr gewissermaßen eine Existenz jenseits der Natur einräumen zu sollen. Je mehr nun mit dem Absterben der alten Ideale eines überweltlichen Jenseits das Diesseits immer deutlicher als die Heimat und eigentliche Zweckbestimmung des Menschen hervortrat, erschien auch die Wirklichkeit immer gewisser als die eigentliche Aufgabe der Kunst. Die klassizistische Richtung hatte die Natur noch veredeln und verschönern wollen, die Romantik richtete ihr Augenmerk darauf, das Schöne in Natur und Leben zu finden, sie ging noch im Kreise um den eigentlichen Kernpunkt herum, der Realismus begnügt sich mit der Natur. In einer begreiflichen Reaktion gegen die Schönheitstendenzen der beiden Richtungen, die ihm vorangegangen waren, sah der Realismus von der abstrakten Schönheit ganz ab, die Wirklichkeit, wie sie vor Augen lag, genügte ihm. Klassizisten suchten im Altertum, Romantiker in der Ferne der Zeiten und Völker nach würdigen Vorwürfen, die Realisten nahmen das erste beste Stück Wirklichkeit, was sie umgab. Der bewußte Gegensatz gegen das idealisierende Element, das Klassizisten und Romantikern zu eigen war, trieb sie dazu, nun gerade die gemeine Natürlichkeit aufzusuchen und als Grundsatz aufzustellen, der wahre Gegenstand der Kunst, wenigstens der einzig berechtigte, sei die Schilderung des platt Gewöhnlichen. Das griechische und römische Altertum in seiner statuarischen Marmorkälte waren von dem stürmisch bewegten, farbenbunten Mittelalter verdrängt worden, nun stand die Gegenwart gegen beide auf. Sie kam nicht mit dem Schönsten und Vollendetsten, im Gegenteil mit dem ersten besten, ja am liebsten mit dem Vulgären; denn sie suchte die Wahrheit in den Niederungen des Lebens, wo die andern die Schönheit auf den Höhen desselben hatten finden wollen. Der Realismus nahm als Prinzip seiner Formgebung die Erscheinung, wie sie von Zufällen bestimmt und gestaltet wird, er verschmähte das Veredeln und Verklären; die Unmittelbarkeit der Wahrheit, die Überzeugung wirklichen Lebens waren für ihn der Endzweck jeder Kunstübung. In diesem Sinne war der Realismus allerdings die stärkste Reaktion gegen den herrschenden Geschmack, er war

gewissermaßen der ästhetische Ausdruck der demokratischen Epoche des allgemeinen Stimmrechts, in der er auftauchte. Die romantische Reaktion hatte sich aus dem abgezirkelten Stil des Klassizismus mit seinen beschränkten Grenzen auf das uferlose Meer der Leidenschaften hinausbegeben, wo nichts Menschliches dem Menschen fremd bleibt, der Realismus zog sich wieder in die Enge zurück. Die Romantiker hatten die Kunst zur Bühne gemacht, wo aufgeregte Szenen in prächtig bunten Bildern bengalisch erleuchtet werden, die Realisten führten in den grauen Alltag, wo fahles Licht auf Not und Elend, auf Lumpen und Schmutz fällt.

Wie beim Auftreten der Romantik, so geht auch bei dem Realismus die künstlerische Bewegung parallel mit der literarischen, aus beiden Lagern strömen die Revolutionäre zusammen, die den falschen Idealen den Krieg erklären. Der Hauptvertreter des Realismus in der Kunst war Gustave Courbet, der 1849 mit seinem Bilde: „Nach dem Essen" die Fahne der Empörung erhob. Es war ein erster kecker Griff in die Wirklichkeit, eine Szene aus dem Leben, scharf beobachtet und ohne viele Umstände auf die Leinwand gebracht, etwas, wie man es noch nie gesehen hatte. 1851 folgten das „Begräbnis zu Ornans" und die „Steinklopfer", Bekenntnisse zur lebendigen Gegenwart, zu dem Programm des Künstlers, das er in den Worten dargelegt hatte: „Imstande sein, die Sitten, die Ideen, die Erscheinung meiner Epoche nach meiner Auffassung wiederzugeben, nicht nur ein Maler sein, sondern auch ein Mensch, kurz, lebendige Kunst treiben, das ist mein Ziel." Für die Ästhetiker des Hergebrachten waren diese Bilder förmliche Peitschenhiebe, sie waren beleidigt und empört. Das „Begräbnis zu Ornans" nennt Graf Viel-Castel einen schlechten Witz, miserabel gemalt, und rühmt sich, das seinige dazu beigetragen zu haben, daß Courbets Bilder vom Salon ausgeschlossen blieben. Die Kunstausstellung der Pariser Weltausstellung von 1855 verschloß dem Maler ihre Pforten, so errichtete er sich ein eigenes kleines Gebäude mit der Überschrift: „Der Realismus Gustave Courbet", in dem er 40 Bilder von sich ausstellte. Den gleichen Pfad wie Courbet wandelte der nur vier Jahre ältere Jean François Millet, der 1851 die „Heubinder", 1853 das „Mittags-

mahl der Schnitter", 1857 die „Drei Ährenleserinnen" brachte. Sie wirken wie tiefe Blicke in eine ganz andere Welt, sie erschließen ein Dasein voll so schlichter Einfachheit, daß es mit der Existenz der Kulturwelt darüber kaum noch einen Zusammenhang zu haben scheint. Wie Courbet, so fehlte auch Millet die Anerkennung seiner Zeitgenossen, aber während Courbet mit der öffentlichen Meinung rang, um sie zu überzeugen, arbeitete Millet in tiefster Zurückgezogenheit, fast mit Ausschluß der Öffentlichkeit. Die französische Demokratie mußte erst zum Siege und zum Recht der Selbstbestimmung gelangt sein, ehe beide Künstler den späten, zu späten Erfolg fanden. Jahre mußten vergehen, ehe man erkannte, daß die Typen, welche die beiden in die Kunst eingeführt hatten, der Bauer und der Arbeiter, die Säulen sind, auf welchen der moderne Staat ruht, daß die beiden Maler in den ästhetischen neuen Werten, die sie geprägt hatten, zugleich ethische Formeln von einer neuen Bedeutung aufstellten.



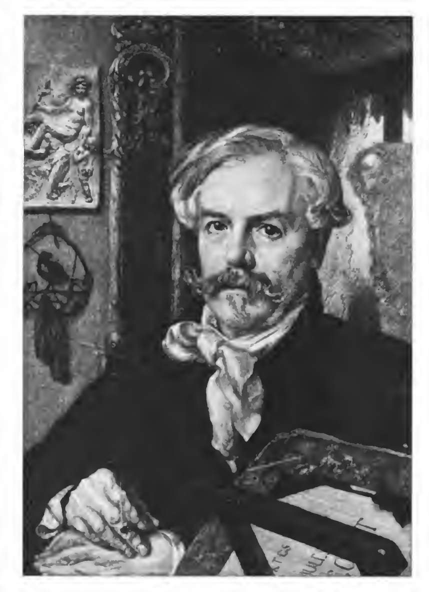
Courbet. Selbstporträt.
Nach dem Stich von Bocourt.

Courbet hatte insofern noch nicht auf die Tradition verzichtet, als er sich noch nicht vom Atelier und seiner zurechtgemachten Beleuchtung emanzipierte, er malte seine Landschaften vor der Natur und die Figuren im geschlossenen Raum, den letzten Schritt in die Natur hat erst Edouard Manet getan. Malen wie man sieht, nicht wie man zu wissen glaubt, daß die Dinge aussehen, die Erscheinung so wiedergeben, wie sie sich vom Licht und seinen tausend Reflexen umspielt dem Auge darstellt, ist nach ihm die Aufgabe der Kunst. Manet scheint das Licht für die Malerei



Manet. Das Frühstück im Freien. 1863.

erst entdeckt zu haben, aus dem künstlich verfinsterten Atelier und dem abgeblendeten Halbdunkel der Museumssäle führt er sie ins Freie, in Helle, Sonne und Himmel. Keine Entdeckung schien einfacher, und doch hat keine länger auf sich warten lassen, keine ist auch einer stärkeren Opposition begegnet. Wie Courbet, fand auch Manet nur Hohn und Spott und Unverständnis, die Jury der Weltausstellung von 1867 wies alle seine Bilder zurück, er sah sich in dieser Zeit auf den Freundeskreis der Whistler, Degas, Monet, Legros, Fantin-Latour, Renoir, Forain beschränkt, damit allerdings auch auf die Elite der Verstehenden. Die Jury des Salon hat jahrelang die besten Schöpfungen der strebenden Jugend zurückgewiesen, in ihrer kleinlichen Bosheit und Mißgunst um nichts besser, als die Juroren anderer Länder auch zu sein pflegen. Immer stemmt sich das Alter so lange gegen die Jugend, bis es von der frischen Kraft in die Ecke gestoßen wird,



Edmond de Goncourt.
Nach der Radierung von Bracquemond.

in die es gehört und aus der es dann sein ängstliches Jammergeschrei ertönen läßt. Dem unleidlichen Kampf machte der Kaiser ein Ende, indem er 1863 den Zurückgewiesenen einen besonderen Salon einräumte. Diese Ausstellung, die Zola in „l'œuvre“ mit unvergleichlicher Kunst geschildert hat, beginnt eine neue Ära des französischen Kunstlebens, sie war die erste offizielle Attacke des Götzen Akademie.

Neben den Malern des Realismus gehen die Dichter desselben, Flaubert und die Brüder Goncourt, ebenso kühn und ebenso unerschrocken wie Courbet. Auch sie sehen anders als ihre übrigen schreibenden Zeitgenossen, auch sie suchen sich andere Objekte als jene es taten, auch sie wählen, wie die Maler andere Farben, andere Worte für ihre Texte. So neu und überraschend wie die Sprache Victor Hugos vor 30 Jahren im Vergleich mit der klassi-



zistischen Diktion geklungen hatte, so verblüffend war der Tonfall der realistischen Sprache. War schon Victor Hugo ein Neuerer gewesen, der die französische Schriftsprache unermeßlich bereichert hatte, so rissen die jüngsten der Generation der fünfziger Jahre alle Schranken nieder, die bis dahin den gewählten Ausdruck vom Jargon der Gasse, vom Patois der Landschaft getrennt hatten. Kein Wort, es stamme aus wessen Munde immer, ist zu schlecht, um nicht gebraucht zu werden, wenn es der Präzision des Ausdrucks dient; wie die Maler stellen auch sie Wahrheit, Wirklichkeit, Überzeugung höher, als die bloße Schönheit. Flauberts 1857 erschienene „Madame Bovary" ist der erste Roman, der den Grundsätzen des Realismus entspricht. Das seelische Problem, das er behandelt, ist mit der Unerbittlichkeit gesehen, mit der das Fatum dem willenlosen Geschöpf gegenübersteht; die seelischen Vorgänge sind mit derselben Gründlichkeit geschildert wie die Geschehnisse des äußeren Lebens. Der Dichter ähnelt der fühllosen Natur, welche gegen die Individuen gleichgültig ist und sie ohne Liebe kommen, ohne Mitleid gehen sieht. Gleichzeitig mit Flaubert haben Edmond und Jules de Goncourt den Naturalismus im Roman vertreten. Von 1860—1869 haben sie in einer Reihe charakteristischer Sittenbilder, „Sœur Philomène", „Germinie Lacerteux", „Renée Mauperin" u. a., die französische Gesellschaft ihrer Zeit und den Zersetzungsprozeß derselben als Pathologen geschildert. Die Methode der naturalistischen Dichter basiert auf streng wissenschaftlicher Beobachtung, wie die naturalistischen Maler suchen sie die Phantasie auszuschalten und das Leben so objektiv, so streng kritisch wie möglich zu fassen. Sie haben gegenüber dem sentimentalen Roman der Romantiker, der ganz der Phantasie und der Empfindung überlassen ist, einen harten Stand gehabt, und wie die Maler von den Mitbrüdern der akademischen Clique verfolgt wurden, so sahen sie sich den Anklagen des Staatsanwalts ausgesetzt. Der hohe sittliche Ernst, der in „Madame Bovary" und den Büchern der Goncourt waltet, hielt den Staatsanwalt nicht ab, die Autoren wegen Verletzung der Sittlichkeit anzuklagen. Ein Staatsanwalt ist schließlich auch nur ein Jurist und nicht notwendig ein Mann von Urteil

und Einsicht, außerdem ein Beamter, der Karriere machen will, und so wandte er sich nicht gegen die Pornographie, die gerade zu jener Zeit in üppigster Blüte stand, sondern gegen wirkliche Dichter. Sie wurden freigesprochen, an Edmond de Goncourt hat aber die Erinnerung an die Dummheit des Mannes, der ihn auf die Anklagebank des Zuchtpolizeigerichts geschleppt hatte, sein Leben lang gezehrt. Die Gesellschaft brachte der naturalistischen Dichtung die gleiche Abneigung entgegen wie der naturalistischen Kunst. Als die Goncourt „Henriette Maréchal" auf die Bühne des Théâtre Français brachten, ließen die Studenten das Stück in tumultuarischen Szenen, die sie hervorriefen, durchfallen, und Gräfin Stéphanie Tascher bemerkt, die Bühne habe sich mit diesem Schauspiel encanailliert. Erst ein Jahrzehnt später hat Emile Zola dem literarischen Naturalismus zum Siege verholfen. Der Lyriker der Richtung war Charles Baudelaire, dessen „Fleurs du Mal" 1857 herauskamen, um alsbald vom Staatsanwalt gepflückt zu werden. Die Verwandtschaft Baudelaires mit der romantisch-materialistischen Lyrik Gautiers ist unverkennbar, sein düsterer Pessimismus unterscheidet ihn aber wesentlich von diesem schönheitsdurstigen Sänger und stellt ihn an die Spitze der Jugend jener Epoche, für die das Leben nur eine einzige große Enttäuschung bedeutete.



Masson. Horace Vernet.

Im Rückblick auf die Zeit des zweiten Kaiserreichs erscheinen heute nur noch diese Männer von Bedeutung, weil sie es waren, die neue Wege führten und neue Ziele wiesen, den Zeitgenossen schien das aber ganz und gar nicht so, sie feierten ganz andere



Ingres. Nach dem Stich von François.

Namen. Einmal lebten Delacroix und Ingres noch, jener starb 1863, dieser 1867; Horace Vernet wurde mehr bewundert denn je und mit ihm teilten sich Pils, Yvon, Protet, Couverchel u. a. in den Ruhm, die Siege der französischen Truppen bei Magenta und Solferino, an der Alma und in der Krim zu verherrlichen. Toulemouche, James Tissot, Stevens widmeten sich der Darstellung des eleganten Lebens; Hippolyte Flandrin, Theodore Chasseriau, Winterhalter waren die Porträtmaler der Epoche, wie Carpeaux und Carrier-Belleuse ihre Bildhauer, Troyon und Rosa Bonheur die Tiermaler. Gustave Doré, der bewunderte Schwarzweißkünstler der Zeit, ist in den überschäumend geistreichen Exerzitien seines Griffels so recht der Typus der Epoche, die alles auf den gegenwärtigen Augenblick stellt, als verrausche die Zeit mit der Flüchtigkeit des Champagnerschaums. Der Lieblingsautor der vornehmen Welt war Octave Feuillet, der sich 1858 mit seinem Roman eines armen jungen Mannes in alle weiblichen Herzen stahl. Die mittlere und kleine Welt erfreute sich noch immer an den Gauloiserien eines Paul de Kock, wenn sie nicht die Schauer- und Sensationsromane der Paul Féval, Ponson du Terrail, Xavier de Montépin u. a. vorzog. Erckmann-Chatrian schufen in ihren Bildern aus der Heldenzeit Napoleons I. den vaterländischen Roman, dem bis 1870 auch noch das störende Element des Chauvinismus fehlt, das ihre späteren Arbeiten künstlerisch auf ein niedrigeres Niveau herabgedrückt hat.

Der Staatsanwalt, der in einer Ungeschicklichkeit, die man beinahe



Ed. Detaille. Die Einweihung der Neuen Oper in Paris. 1877.



Das Atelier von Eugène Delacroix.

versucht ist, gewohnheitsmäßig zu nennen, nach der wirklichen Kunst griff, um die Sittlichkeit zu schützen, hätte, wenn die Moral überhaupt des Staatsanwaltes und der Polizei bedürfte, um geschützt zu werden, unter dem zweiten Kaiserreich allerdings ein weites Feld der Betätigung finden können. Niemals hat sich die Unsittlichkeit weiter hervorgewagt und eine größere Rolle gespielt, als zu dieser Zeit. Die Kokotte wird geradezu der Mittelpunkt der Gesellschaft, sie dominiert in Kunst, Literatur, Theater und Leben. Daran trug die Regierung mittelbar die Schuld. Die Presse hatte sich bis zum Staatsstreich fast ausschließlich mit Politik beschäftigt. Dieses Gebiet wurde ihr durch die Preßgesetzgebung und die polizeiliche Handhabung desselben unter dem Kaiserreich so gut wie ganz abgeschnitten; die Gefahren, die hier

lauerten, waren zu groß, um sie leichten Herzens riskieren zu können. Von ihrem eigentlichen Felde vertrieben, warf sich die Presse auf das Gebiet des Persönlichen, auf Klatsch und Tratsch und Skandal, in das ihr der Leserkreis nur zu willig folgte. Keine Klasse der bürgerlichen Gesellschaft bot in dieser Beziehung reicheren Stoff als die Halbwelt, deren Geschäftsbetrieb erst durch eine gewisse Notorietät zur Blüte gebracht wird. Dankbar haben „diese" Damen das Bemühen der Presse anerkannt und es sich angelegen sein lassen, den Stoff von skandalösen Vorfällen, für den sich das Publikum zu interessieren schien, niemals ausgehen zu lassen. Wie in allen großen Städten hat die Prostitution auch in Paris zu allen Zeiten existiert und unter der Restauration und dem Julikönigtum einen nicht minder großen Platz eingenommen als unter Napoleon III., so wie in diesen Jahren aber ist sie früher nie hervorgetreten. Von der staatlichen Duldung hat sie es in dieser Zeit zu gesellschaftlicher Anerkennung gebracht. „Die große Welt beschäftigt sich viel zu viel mit der Halbwelt," schreibt Gräfin Tascher de la Pagerie, „und legt ihr in ihrer Unterhaltung viel zu viel Wichtigkeit bei." Man sah auch nichts anderes und hörte nichts anderes. Landelle hat 1846 mit seinen Gemälden: „Heute und morgen der Kurtisane" noch einen moralischen Zweck verfolgt; Coutures Bild, „Die Liebe zum Golde", das eine Kurtisane zeigt, die vier Männer vor ihr Phaeton gespannt hat, spielt schon mit diesem Gedanken, seine „Römer der Verfallzeit", Gérômes „Lupanar" verstecken die lüsterne Absicht nicht mehr. Von nun an gebietet das käufliche Weib in der Kunst, Gérôme, Giacometti, Jourdan, Henner, Faure, Cabanel haben immer nur die Kokotte im Auge, mögen sie ihre Bilder nun Phryne, Leda, Venus oder Susanne und Eva nennen. Paul Baudry hat diesem Typus geradezu klassisches Ansehen verliehen, hintereinander fort hat er die Pariserin von leichten Sitten als Fortuna, Venus, Leda, Magdalena, Diana, Perle und Welle gemalt und sie in den dekorativen Malereien des Palais der famosen Marquise Païva, des Herzogs von Galliera, des Bankiers Fould in den Olymp der großen Freskokunst erhoben. In den vielgerühmten dekorativen Malereien, die er in der Neuen Oper ausführte, tritt der Zwiespalt zwischen Stil

und Inhalt stark hervor, „als malte Michelangelo die Kokotten der Rue St. Georges", sagt Edmond de Goncourt. Der Zeichner Guys hat das Bild der Prostituierten des zweiten Kaiserreichs festgehalten, wie sie frech und schamlos den Passanten auf der Straße herausfordert, mit ihm um den Preis feilscht und ihre Schande vor den Augen der Vorübergehenden ausbreitet, um sich einen Ruhm daraus zu machen. Daß Hippolyte Flandrin, der nicht nur in seinem Beruf, der auch seelisch ein Kirchenmaler war, 80000 Frank zurückwies, die ihm eine berühmte Kokotte bot, wenn er sie porträtieren wollte, ist wohl ein Fall, der damals ganz vereinzelt dastand, denn es gehörte längst nicht mehr zum guten Ton, diese Damen zu verachten. Seit Dumas 1852 in der „Kameliendame" eine Lanze für sie gebrochen hatte, drängt der Typus der Marguérite Gautier, diese unerträglich sentimentale Gestalt, alle Bedenken zurück, die bis dahin gegen Wesen und Aufführung der Prostituierten von seiten einer gut bürgerlichen Moral erhoben worden waren. Das Schauspiel, das der jüngere Dumas nach seinem gleichnamigen Roman verarbeitet hatte, erlebte im Februar 1852 seine Premiere im Vaudeville. „Die Kameliendame ist eine Beleidigung des Publikums, eine Schande für unsere Zeit", schrieb Graf Viel-Castel in sein Tagebuch. Sie entsprach den Instinkten der Theaterbesucher doch in solchem Grade, daß sie ein dauerndes Repertoirestück und nicht nur der



Charles Bellay. Der Maler Baudry.



Dumas Fils. Büste von Carpeaux.
Nach einer Zeichnung von Lançon.

französischen Bühnen geblieben ist. Während er die Prostituierte hier noch mit dem Schein der Selbstlosigkeit umkleidet und sie absolviert, weil sie viel geliebt, hat Dumas dieser Klasse in seiner „Halbwelt" die Maske vom Gesicht gerissen und ihr in dem Titel seines Schauspiels den Namen gegeben, der ihr bis heute anhaftet. Dumas blieb nicht allein in diesem Genre, Augier, der erst die bürgerliche Tugend verherrlicht hatte, begab sich mit „Olympias Hochzeit" 1855 und den „armen Löwinnen" 1859 auf das gleiche, gefährlich anziehende Gebiet, ebenso Barrière 1853 mit seinen „Marmormädchen". Da sie sich so mitten in das literarisch-theatralische Interesse gestellt sahen, wollten die Damen der Halbwelt nicht zurückbleiben und überraschten das Publikum durch ihre Memoiren. Céleste Vainard, genannt Mogador, konnte zwar weder lesen noch schreiben, gab aber 1854 die Erinnerungen ihres reich bewegten Lebens heraus, ebenso wie Marguérite Badel, genannt Rigolboche, 1860 die ihrigen. Von den letzteren weiß man, daß sie von Blum und Huart verfaßt wurden.

Der Abstand, welcher die Kokotte des zweiten Kaiserreichs von der Manon Lescaut des 18. Jahrhunderts und von der Grisette des Bürgerkönigtums trennt, ist enorm, jene liebten oder glaubten, ihr Tun mit Liebe beschönigen zu müssen, für diese ist der Verkauf ihrer Reize eine Geschäftssache und nichts weiter. Rochefort erzählt einmal, mit welcher Kaltblütigkeit sich die Kokotten darüber unterhielten, wie viele Liebhaber sie schon ausgeplündert hätten und wieviel demjenigen noch bliebe, den sie gerade im

Augenblick rupften. Sie brauchten nicht einmal Geist dazu, denn die berufensten Hetären dieser Epoche: Adèle Courtois, Anna Deslion, Caroline Letessier, Adèle Remy, Marguérite Bellanger, Esther Duparc, Léonide Leblanc, die Schwestern Rezuche u. a. stammten aus der Hefe des Volkes und gaben sich nicht die geringste Mühe, ihren Geist zu kultivieren; Giulia Beneni, genannt Barucci, war unwiderstehlich, wenn sie etwa als Venus Modell stand und den Mund nicht aufmachte. Sie hatten ja nicht einmal immer nötig, schön zu sein; Cora Pearl, eine der bekanntesten Damen dieser Klasse, galt mit ihrem gemeinen Aussehen, ihrer rauhen Stimme und ihren schlechten Manieren für häßlich und hatte doch 12 Pferde im Stall, nahm 10000 Frank für eine Nacht und erhielt, wie man sagt, von einem deutschen Großherzog ein massiv silbernes Bidet, angefüllt mit Juwelen und Goldstücken. Ausbeutung ihrer Liebhaber und sinnlose Geldvergeudung waren die Beschäftigungen, mit denen sie ihr Leben ausfüllten, und statt das dies ganz unverhohlen auf Geldgewinn gerichtete Treiben die Männer abgestoßen hätte, zog es sie vielmehr an. Sich öffentlich mit schlechten Weibern zu zeigen und sein Vermögen in ihrer Gesellschaft zu vergeuden, war ein Ruhm. Der Herzog von Grammont-Caderousse verschleuderte Geld und Gesundheit, bis er an der Schwindsucht starb, Arthur de Lauriston verjubelte alles, ging eines schönen Morgens nach Algier und trat als gemeiner Soldat in die Armee, Prinz Achille Murat erschoß sich, als er nichts mehr besaß. Paris richtete sich mit dem Ton seiner Gesellschaft



Les prêtresses de l'amour vénal

Karikatur von Stop.



Nach der Originalzeichnung von Gustave Courbet.

und seiner Vergnügungen förmlich auf das Laster ein; soll doch Baron Haußmann einmal bei Hofe erklärt haben: Wenn Paris auch nur für 24 Stunden tugendhaft würde, so wäre das ein Unglück, das sich gar nicht ausdenken läßt. Der geniale Seinepräfekt machte Paris in den Jahren seiner Verwaltung erst zu der Weltstadt des Vergnügens, die es seitdem geblieben ist, er sprach es aus: Paris solle die Karawanserei werden, in der Europa seine Ferien verbrächte. So kamen denn auch die Fremden in Scharen und taten es den Eingeborenen gleich oder übertrafen sie noch. Khalil Bey verputzte in zwei oder drei Jahren 15 Millionen und kehrte arm in die Heimat zurück, die Prinzen Narischkin, Paul Demidoff und Lord Hamilton warfen das Geld mit vollen Händen weg, wenn sie sich auch nicht wie zur gleichen Zeit der mysteriöse Fürst Possos damit unterhielten, vom Balkon der Maison Dorée herab den Vorübergehenden Goldstücke an den Kopf zu werfen. Der Prinz von Oranien, ein begabter und liebenswürdiger Mann, den sein roher Vater von ernster Tätigkeit abhielt, verkam in diesem Milieu, indem er als Prinz Citron eine nur zu traurige Berühmtheit erlangte.

Der wirklich verheerende Einfluß, den die Kokotte auf die Moral der Gesellschaft ausübte, ist von Zola in „Nana" nach der Natur gemalt worden, er machte sich in allen Beziehungen des Lebens geltend. Die Prostituierte unterwarf sich den Mann und eroberte durch diesen die anständige Frau, die anfing, sich nach dem Bilde zu formen, das die Nebenbuhlerin aufstellte. Den betörenden Zauber des Lasters hat Augier in seinem Schauspiel „Ansteckung", Sardou 1866 in der „Familie Bénoîton" dargestellt. Während Edmond de Goncourt der Kokotte nachzurühmen

weiß, daß sie doch wenigstens die Monotonie und die Korrektheit der bürgerlichen Gesellschaft unterbräche und einen Schuß Torheit in die Welt brächte, hatte George Sand 1863 in Mlle. de la Quintinière die Vernichtung des sozialen Gewissens und den Verlust der menschlichen Würde beklagt, die diesem Treiben zuzuschreiben sind. „Unter dem zweiten Kaiserreich," schreibt Gräfin d'Agoult in ihren Erinnerungen, „als die Tradition und der alte Stolz verloren gingen, trat die Frau der Halbwelt plötzlich und mit großem Geräusch auf die Szene. Sie gab den Ton an, und welchen Ton! An Stelle einer zarten Intimität und feiner Galanterie brachte sie eine gemeine und laute Vertraulichkeit, an Stelle einer gewählten Sprache den Jargon der Gasse, an Stelle der Eleganz die Protzerei, an Stelle geistreicher Unterhaltung die gemeine Sinnlichkeit." Die Unterschiede zwischen den verschiedenen Klassen verwischen sich, die Kokotte dringt in den Salon, Mogador heiratet den Grafen Lionel de Moreton Chabrillan, Rosalie Léon den Prinzen Peter Wittgenstein, „Madonna" den Prinzen Soltikoff, Marguérite Bellanger Lord Coulback, die Païva den Grafen Henckel von Donnersmarck, dafür begibt sich die Dame der großen Welt in eine so bedenkliche Nähe mit der Kokotte, daß man nicht mehr sagen kann, wo die eine aufhört und die andere anfängt. Auf dieser Grenzlinie steht z. B. die Gräfin Castiglione, eine der berühmtesten Schönheiten der Hofgesellschaft, Lord Hertford soll für eine Nacht an ihrer Seite eine Million gezahlt haben. In Dieppe rivalisierten 1854 die Marquise de Bel-



Gräfin d'Agoult.
Gezeichnet von ihrer Tochter Claire Christine de Charnacé 1860.
Nach dem Stich von Leopold Flameng.

bœuf und die Gräfin Gouy mit den Kokotten durch ihr skandalöses Tanzen und ihre auffallenden Toiletten, in Paris kopieren die Damen die Sterne der Operette: Lise Tautain, Hortense Schneider, Zulma Bouffar, Blanche d'Antigny in ihrem Habitus und in ihren Gesten und machen sich das Repertoire einer Thérésa zu eigen. Aber was einer Pauline Metternich steht, das darf eine andere noch lange nicht riskieren.

Am ersten folgt die Jugend einem Anstoß, der sie von außen trifft; der laute Ton, das Auffallende, Unfeine, das im Gefolge der Kokotte einherzieht, hat ihr auch zuerst einen anderen Charakter aufgeprägt. „Die jungen Leute sind nicht mehr froh," sagte Musset 1852 zu Viel-Castel, „sie besitzen nicht mehr den Schliff, an dem man ehemals erkannte, daß sie gut erzogen sind; man lacht nicht mehr, man amüsiert sich nicht mehr, man spielt ohne Leidenschaft, liebt ohne Leidenschaft und debauchiert sich, ohne ein Vergnügen darin zu finden." Immer wieder hört man die Klage und nicht nur von alten Leuten, sondern auch von den jungen, daß das alte frohe Lachen nicht mehr ertöne, daß die Harmlosigkeit tot und gestorben sei. „Das Vergnügen ist tot, es gibt nichts mehr als das Geschäft," schreiben die Goncourt 1857 und wiederholen diesen Seufzer einige Jahre später: „Das Lachen war einstmals harmlos wie Roger Bontemps, heute ist es eine verrückte Grimasse. Der ténébreux von 1830 ist außer Mode, der Salonhanswurst, der Spaßmacher hat ihn ersetzt." Mit der Distinktion der Manieren geht das seelische Feingefühl verloren, die jungen Herren, die ihre Gesundheit und ihr Vermögen bei Kokotten ruinieren, finden es selbstverständlich, sich durch eine reiche Heirat wieder zu rangieren, im Cercle der Rue Royale wurden 1857 die 68 reichsten Partien in Paris durch einen öffentlichen Anschlag bekanntgemacht. „Die gute Gesellschaft hat nichts für sich als die Feierlichkeit ihrer Langeweile", bemerkt Graf Viel-Castel, vielleicht stürzte sie sich deswegen in einen solchen Taumel von Festen. Gräfin Stéphanie Tascher besuchte im Winter 1853 Abend für Abend Bälle, Konzerte und Theatervorstellungen und meist am selben Abend mehrere hintereinander, denn der Hof und die Hofgesellschaft gingen mit gutem Beispiele voran.

Es war in diesem Jahrhundert das erstemal, daß Frankreich einen Hof hatte, insofern man darunter den Mittelpunkt und den Tonangeber vornehmen Lebens und vornehmer Geselligkeit versteht. Die Bälle und Feste, die unter Napoleon I. in den Tuilerien stattfanden, trugen immer den Charakter von militärischen Revuen mit Damen; unter der Restauration fehlte dem Hof, an dessen Spitze die morose Herzogin von Angoulême stand,



„La biche au bois".
Nach der Lithographie von Gavarni.

jedes frische Leben, unter Louis Philippe war die Gesellschaft, die sich zu Hofe drängte, zu gemischt, um tonangebend werden zu können, erst unter Napoleon III. kann man von einem eigentlichen Hofe sprechen. Die Zivilliste im Betrage von 25 Millionen setzte den Herrscher in Stand, seine Haushaltung auf einem wahrhaft kaiserlichen Fuß einzurichten; das Bild, welches der Herzog von Conegliano von dem Zuschnitt des Hofes entwirft, ist glänzend. Napoleon III. liebte die Repräsentation und wußte, welchen Wert eine solche in den Augen der schaulustigen Menge besitzt, die ihm angeborene natürliche Würde unterstützte ihn darin auf das glücklichste. Außerdem fand der Kaiser zuerst in seiner Cousine Mathilde, dann in seiner Gattin die Persönlichkeiten, die vorzüglich geeignet waren, ihm zur Seite zu stehen. Eugenie de Montijo, Gräfin von Teba, aus einer vornehmen spanischen Grandenfamilie stammend, war nahe den Dreißigern, als

sie den französischen Thron bestieg, aber von einer so sieghaften und so bezaubernden Schönheit, daß sie den Mangel fürstlicher Geburt und jugendlichen Alters vergessen ließ. Es ist unter den Zeitgenossen nur eine Stimme der Bewunderung und des Entzückens über den unvergleichlichen Reiz, der die Erscheinung der Kaiserin umfloß, ein Reiz, der vielleicht um so stärker wirkte, als die blendend schöne Spanierin im Grunde ein kühles Temperament besaß. Wenn Schönheit und Anmut sie wie wenige ihres Geschlechts dazu prädestinierten, einen Thron zu besteigen, so wußte die Kaiserin, als das Diadem ihre Stirne schmückte, Eigenschaften zu entwickeln, die sie ihrer hohen Stellung würdig machten. Man muß in den rührenden und erschütternden Zügen, welche die Erinnerungen von Madame Carette berichten, nachlesen, mit welcher Hingebung die Kaiserin sich der Armen- und Krankenpflege widmete, wie sie selbst nicht vor dem Besuch von Pocken- und Cholerakranken zurückscheute, um zu erkennen, wie ernst sie es mit dieser Aufgabe meinte. Die ganze Größe ihres Charakters hat die Kaiserin erst in den Schreckensstunden des 4. September 1870 gezeigt, als sie die Stätte ihres Glückes für immer verlassen mußte. Napoleon III. hat die Wahl, die ihm sein Herz eingab, nicht zu bereuen gehabt, während ihm der Undank, mit welchem ihm seine übrige Familie die Wohltaten lohnte, mit denen er sie überhäufte, ernsthafte Sorgen genug bereitete. 70 Millionen hat er ihren verschiedenen Mitgliedern im Laufe der 18 Jahre seiner Herrschaft zufließen lassen und keines derselben hat ihm schlechter gelohnt, als derjenige, der das meiste empfangen hatte, der Prinz Jérôme Napoleon, der Sohn Jérômes, des ehemaligen Königs von Westfalen. Er war die übelste Persönlichkeit der gesamten Familie, ein Mann, von dem selbst seine Intimen nichts Gutes zu sagen wissen. Er verband mit dem Charakter eines Autokraten die Neigungen eines Jakobiners, jedes bessere Gefühl war seiner Seele fremd. Er ließ sich von seinem kaiserlichen Vetter mit Würden, Ehren und Gütern überhäufen und hörte darum doch nie auf, der Politik desselben Schwierigkeiten zu bereiten und mit den Republikanern zu kokettieren. „Er tut nie etwas zur rechten Zeit," schreibt Mérimée, „und versäumt die besten Ge-



Die Kaiserin Eugénie.
Nach einer Zeichnung von Winterhalter.

legenheiten." Von maßlosem Stolz auf seine Eigenschaft als Prinz des kaiserlichen Hauses erfüllt, zeigte er doch nicht eine der Eigenschaften, die von einem Prinzen erwartet werden. Als der Herzog von Aumale ihm in einem offenen Brief nachsagte: Aus der Krim sei er zu früh abgereist und bei Solferino zu spät angekommen, ließ er diesen Vorwurf der Feigheit ruhig auf sich sitzen und begnügte sich damit, seinen Gegner in den Zeitungen zu beschimpfen, statt ihn zu fordern. „Er besaß die traurige Gabe," schreibt Madame Carette, „sich diejenigen zu entfremden, die ihn am meisten liebten", denn er konnte — und das sagt wieder Mérimée — der Versuchung, eine Bosheit zu begehen, niemals widerstehen. Er war gefürchtet und gehaßt wegen seiner rohen und plumpen Manieren. Die Geschichte ist ja noch unvergessen, wie er bei einer großen Hofjagd in Villefermoys, im Angesicht zahlreicher Teilnehmer und Zuschauer beiderlei Geschlechts, sich nackt auszieht und ein Bad nimmt!

Die Prinzessin Clotilde, eine Tochter des Königs Victor Emanuel, welche die Politik an diesen Menschen kettete, wurde allgemein bedauert. Weder ihre Hofhaltung noch die der Prinzessin Mathilde, die in allem das Widerspiel ihres Bruders war, haben eine Repräsentation in großem Stil aufgenommen, diese blieb allein dem Kaiserhof in den Tuilerien.

Mit Regelmäßigkeit wiederholten sich im Winter die Empfänge, Diners und Bälle, zu welchen etwa 4000—4500 Einladungen ergingen und auf denen ungefähr 3000—3500 Gäste erschienen. Die Ordnung, die bei Hofe herrschte, erfüllte fremde Fürsten mit Neid. Neben den offiziellen Festen gab es solche in einem etwas engeren Kreise, die sog. lundis de l'impératrice, zu denen etwa nur 500—600 Personen Zutritt hatten. Eingang in diesen Zirkel zu finden war der höchste Ehrgeiz aller Gesellschaftsmenschen, die Einladung war so gut wie ein Brevet der höchsten Distinktion. Die Intimität des Hofes scheint durchaus nicht immer sehr amüsant gewesen zu sein, die Kaiserin liebte weder Musik noch Tanz. Wirklich befreundet fühlte sie sich nur der Herzogin von Mouchy, Frau von Nadaillac und Frau Delessert, in der Unterhaltung bevorzugte sie solche Personen, die ihr gewandt Opposition machten.

wie Madame de Sancy de Parabère, die Marquise de la Tour-Maubourg, Baron de Montbrun und die Generale Fleury und Frossard. Eine Zeitlang, als das Tischrücken gerade Mode war, spielte der Amerikaner Hume eine große Rolle bei Hofe und von seinen mystisch-prophetischen Kunststücken werden Wunder erzählt. Im regelmäßigen Lauf nahm der Hof in St. Cloud, Fontainebleau, Compiègne und Biarritz Aufenthalt und versammelte auf diesen Lustschlössern die Elite der Gesellschaft um sich. Zu den schönsten und elegantesten Damen, die in Fontainebleau eine Rolle spielten, zählt der Herzog von Conegliano die Gräfin Pourtalès, Marquise de Gallifet, Gräfin Clermont-Tonnerre, die Fürstinnen Metternich und Poniatowska, Prinzessin Anna Murat, die Baroninnen Alfonse und Gustave Rothschild u. a. m. Der Herbstaufenthalt in Compiègne war geradezu eine staatliche Einrichtung des Kaiserreiches geworden, denn die Majestäten legten Wert darauf, hier auch solche Persönlichkeiten einzuladen, die sonst nicht bei Hofe verkehrten, aber durch ihre Talente oder ihre soziale Stellung hervorragten. Die Ministerien reichten Listen ein, aus denen die Kaiserin dann persönlich die Auswahl traf und die Partien zusammenstellte, die zusammen auf sechs Tage eingeladen wurden. Dazu haben im Laufe der Jahre so ziemlich alle gehört, die in jenen Jahren in Frankreich in Kunst, Literatur und Wissenschaft eine Rolle spielten: About, Augier, Caro, Dumas fils, Feuillet, Flaubert, Girardin, Gautier, Sardou, St. Beuve, Paul Baudry, Barye, Cabanel, Couture, Isabey, Lamy, Gustave Moreau, Winterhalter, Berlioz, Gounod, Verdi, Ambroise Thomas, Chevreuil, Pasteur u. a. In Compiègne war die Etikette, wenn auch nicht verbannt, so doch beschränkt mit Rücksicht auf die Gäste, denen höfische Gewohnheiten fremd waren. Das waren viele, erklärte doch der Maler Meissonnier das Zimmer, das man ihm angewiesen hatte, für zu schlecht und verlangte ein anderes. In Biarritz war der Kreis noch enger, da die kaiserliche Villa Eugenie ja nur geringen Raum bot. Mérimée, der von alters her zu den Intimen der Gräfin Montijo und ihrer Töchter gehörte, hat an Panizzi amüsante Einzelheiten über die Art geschrieben, wie man sich hier vergnügte. Als 1865 Bismarck in Biarritz weilte,



„ein Mann, der geistreicher ist, als es einem Deutschen zukommt", bemerkt Mérimée, bewies er einer Dame des Hofes große Aufmerksamkeiten. Man neckte sie tüchtig mit der Eroberung, die sie an dem Deutschen gemacht hatte, und Kaiser, Kaiserin und Hofdamen denken sich zusammen einen ganz besonderen Streich aus, um Bismarcks Flamme zu erschrecken. Mérimée schneidet die lebensgroße Silhouette des preußischen Ministerpräsidenten aus Pappe, dieselbe wird abends ganz heimlich auf das Kopfkissen der Dame gelegt und im Bett eine Figur ausgestopft, so als läge ein Mann darin; dann verstecken sich die vereinten Herrschaften, um den Schreck der überraschten Schönen mit anzusehen. Sie haben auch ordentlich gelacht, und Bismarck hat vielleicht erst viele Jahre später aus den Bänden der Korrespondenz Mérimées erfahren, welchen Spaß er veranlaßte.

Ganz besonderen Ruf genossen die großen Hofjagden, die in Compiègne, Fontainebleau und Rambouillet stattfanden. Alles was mit ihnen zusammenhing, stand unter der Obhut des Oberjägermeisters Prinzen Edgar Ney und war in so mustergültiger Ordnung, daß viele Herren, auch solche, die nicht in die Tuilerien gingen, ungeniert genug waren, in Gesellschaft Neys mit der kaiserlichen Meute in den Kronforsten zu jagen.

Der alte Adel des Faubourg St. Germain verharrte dem Kaiserhofe gegenüber in der Fronde, die er auch gegen den Hof des Bürgerkönigs beobachtet hatte. Man nannte diese Kreise, wie Graf Maugny berichtet, den vermauerten Rost (gratin barricadé). Den Mittelpunkt desselben bildete der Salon der Herzogin von Pozzo, der aber je länger je mehr von der Jugend vernachlässigt wurde. Neben diesem spielten die Larochefoucauld, Juigné, Aoust eine Rolle in der legitimistischen Gesellschaft. Nicht alle diese Familien schmollten aber, es kam vor, daß Eltern und Kinder zu verschiedenen Kreisen gehörten. So bildete der Salon des Marquis de Flavigny das Zentrum der orleanistischen Opposition, während die Tochter des Hausherrn an den Marquis de Lagrange verheiratet war, der kaiserlicher Stallmeister war und mit diesem in den Tuilerien verkehrte. Graf und Gräfin Valon glaubten an Heinrich V. und blieben im Faubourg St. Germain, während die

Schwester der Gräfin, Madame de la Poëze, auch eine geborene de la Roche-Lambert, Palastdame der Kaiserin Eugenie war. Zu den Salons, in denen aus politischen Gründen dem Kaiserreich Opposition gemacht wurde, gehörten der von Solange Clesinger, der Tochter George Sands, in der Rue Taitbout, ferner die der Gräfin d'Agoult, Gräfin d'Haussonville, Madame Bénoit-Champy, natürlich auch noch immer der von Mary von Mohl, erklärte die Dame dieses Hauses doch selbst: „Frondieren ist ein Vergnügen für uns alle, aber für einen Franzosen ist das Oppositionmachen geradezu eine süße Wollust." Ein neutrales Gebiet der verschiedenen Parteien war der Salon der Marquise de la Grange, einer Tochter des Duc de la Force, wo sich politische und literarische, selbst akademische Gäste aller Bekenntnisse einfanden, und der des Marquis de Moustiers, eine Zeitlang Minister der auswärtigen Angelegenheiten, wo sich Legitimisten und Bonapartisten zwar auch zur gleichen Zeit trafen, sich aber in verschiedenen Räumen sorgfältig voneinander absonderten. Als sich 1867 bei den Empfängen der Herzogin von Mouchy, geborenen Prinzessin Murat, zahlreiche Angehörige der legitimistischen Familien einfanden, war der Eindruck in Paris geradezu sensationell. Zu den großen Häusern der offiziellen Welt gehörte vor allem das des Herzogs von Morny, „des Königs der Eleganz, des guten Tons und der feinen Manieren". Er war ein Mann, der, wie man sagte, den Schick besaß und auch den Scheck dazu, Daudet hat ihn vorzüglich porträtiert. Wie Morny ein Halbbruder des Kaisers war, so gehörte auch Graf Walewski als Sohn Napoleon I. zur Familie. Auch dieses Haus wurde fleißig besucht, aber mehr wegen der hohen offiziellen Stellung des Grafen und der Liebenswürdigkeit seiner Frau, als wegen der nichts weniger als anziehenden Eigenschaften des Hausherrn. „Sämtliche Feen standen an seiner Wiege," erzählt Gräfin Tascher, „und statteten ihn mit allen Gaben und Talenten aus, die ein Menschenkind sich nur wünschen kann, aber zuletzt kam die Fee Carabosse und sagte: Er soll sie alle besitzen, aber auch der einzige sein, der sie bemerkt." An der Spitze der fremden Gesandtschaften stand länger als ein Jahrzehnt die österreichische Botschaft mit Fürst und Fürstin



Metternich. Der Fürst war der vollkommene Kavalier der alten Schule, ganz der Sohn seines berühmteren Vaters, des Staatskanzlers, der ehemals durch seine geselligen Gaben nicht weniger geglänzt hatte als durch seine staatsmännischen. Der Botschafter war so sehr Franzose geworden, daß, als man einst in Compiègne als Gesellschaftsspiel ein französisches Diktat schrieb, die Niederschrift des Fürsten Metternich von allen die wenigsten Fehler aufwies. Das Bild der Fürstin Metternich ist von dem der Gesellschaft des zweiten Kaiserreichs nicht zu trennen, so groß war die Rolle, welche dieser ungewöhnlichen Dame darin zufiel. Ihre Lebhaftigkeit, die Beweglichkeit ihres Geistes, die Originalität ihrer Einfälle entzückten und bezauberten alle Welt und entwaffneten auch jene, welche die burschikosen Manieren der Fürstin, die „rauchte wie ein Sappeur der Garde", etwa vor den Kopf gestoßen hatten.

In allen diesen Kreisen hat man sich mit Leidenschaft und Hingabe zu amüsieren versucht, denn die gute Gesellschaft war reich an jungen, schönen und lebenslustigen Frauen. In den fünfziger Jahren gehörten zu den berühmtesten Schönheiten die Herzogin Medina-Celi, die Herzogin von Manchester und Gräfin Castiglione. Die letztere Dame, ebenso schön wie sonderbar und launisch, ist geradezu eine sagenhafte Gestalt geworden. Selbst nach dem Urteil der Damenwelt war sie geradezu vollkommen schön, so schön, daß auf den Bällen, wo sie erschien, die Gäste auf Tische und Stühle stiegen, um sie besser sehen zu können, aber dabei war sie ohne jeden Reiz, denn dieses Wunderbild war seelenlos. Ihr fehlte jedes geistige Element, und ihre Launen und Absonderlichkeiten stießen alle ab, die ihre Schönheit anlockte. In den sechziger Jahren gab die Kaiserin Eugenie einmal dem Kaiser ein Diner, zu dem sie ihrem Gatten die zwanzig schönsten Frauen von Paris einlud. Es waren außer der Kaiserin selbst die Herzoginnen von Mouchy, von Morny, von Persigny, Cadore, Montmorenci, Fürstin Metternich, Marschallin Canrobert, die Marquisen de Gallifet, Chasseloup-Laubat, de las Marismas, de Cainzy, die Gräfinnen Pourtalès, Walewska, Montebello, Magnan, die Baroninnen Bourgoing, Pierrebourg, Alfonse Rothschild, Madame Bartoloni.



La Mode Artistique. Mai 1878.
Zeichnung von Janet.



Unter allen Vergnügungen, mit welchen die Schönheiten aller Klassen sich zu zerstreuen suchten, stand der Tanz obenan, denn damals gab es für das Tanzen keine Altersgrenze; Mütter und Großmütter tanzten, wenn sich irgend die Gelegenheit dazu bot. Man zählte in Paris um 1867 allein 400 öffentliche Ballokale. Für die Pariser hatte um diese Zeit der einst so beliebte Bal Mabille seine Anziehungskraft verloren, zwar cancanierten Frisette, Rigolette mit den Herren Brididi und Paul Piston noch ihre Quadrillen, aber sie waren auf Fremde berechnet. Die Tanzwut herrschte auch auf dem Lande, so daß in der Dordogne der Bischof den Bauern das Tanzen ganz untersagte. Ebensogut hätte er den Vögeln das Singen verbieten können. Als der Curé in La Gonterie das oberhirtliche Verbot bekannt machte, fügte er hinzu, daß ein anständiges Tanzen natürlich nicht unter diese Bestimmung falle, dann hob er mit spitzen Fingern seine Soutane und machte auf der Kanzel vor, wie die heilige Jungfrau getanzt hätte:

La bezi-Bezon,
La Bezon dondaine,
La Bezi-Bezon,
La Bezi dondon.

Marschall Castellane gab in Lyon seine Bälle von 8—12 Uhr, damit die Geschäftsleute am andern Morgen wieder frisch zur Arbeit sein könnten, in Paris war man natürlich weniger zurückhaltend. Schon der beliebteste Tanz des Kaiserreichs, der Kotillon, mit der Menge seiner verschiedenartigen Figuren, der den Ball zu beschließen pflegte, zog die Dauer desselben bis in den Morgen hinaus. Diese Kotillons erhielten eine besondere Anziehung durch die Geschenke, welche die Damen dabei erhielten. Marschall Saint-Arnaud ließ sich 1853 den Ball zu seiner Hochzeit 30000 Frank kosten. Kotillons, die 50000 Frank und mehr kosteten, waren aber keine Seltenheit. Fürstin Schönburg gewann 1852 auf einem Ball des Präsidenten einen Ring für 500 Frank, Gräfin Hatzfeldt 1856 in den Tuilerien ein brillantenbesetztes Armband. Bei dieser Gelegenheit entfaltete man auch einen großen Luxus mit frischen Blumen, Castellane sah auf einem Ball des Bankiers Fould 1855 mitten im Winter frischen Flieder. Das



Jardin Mabille. 1852.

war damals noch unerhört und ein um so kostspieligerer Aufwand, als man diese Blumen noch in seinen eigenen Treibhäusern ziehen mußte, Fould in Roquencourt, die Païva in Pontchartrain. Der Handel mit frischen Blumen war noch nicht so entwickelt wie jetzt; 1869 sah Edmond de Goncourt zum ersten Male, daß auch kleine Leute sich Zimmerpalmen in Blumentöpfen kauften.

Vom Hofe ging die Vorliebe für Maskenbälle aus, zumal da die Kaiserin wünschte, sich gelegentlich von dem Zwang der Etikette, die auf ihr lastete und der Zurückhaltung, die ihre hohe Stellung verlangte, erholen zu können. Als der Herzog Tascher de la Pagerie 1854 einen Maskenball veranstaltete, zu dem alle Gäste als Pierrot und Pierrette gekommen waren, brach mitten in das Fest eine Bande nicht geladener Dominos. Überraschung! Erstaunen! bis man unter den Masken Kaiser und Kaiserin nebst Gefolge erkannte! Napoleon III. war stets an seiner Haltung und die schöne Kaiserin an ihrer unschönen rauhen Stimme zu erkennen. Die Maskenbälle des Hofes zeichneten sich durch die prächtigen Kostüme aus, die Kaiserin als Dogaressa, Baronin Alfonse Rothschild als Paradiesvogel haben den stärksten Eindruck hinterlassen, Fürstin Metternich als schwarzer Teufel, Graf Raynauld de Choiseul als Dame verwirrten allen die Köpfe. Berühmt war lange Zeit eine Bienenquadrille, die Gräfin Stéphanie Tascher einmal in den Tuilerien arrangierte. Mondäne Ereignisse

aber, die geradezu Epoche machten, waren der Ball, den Gräfin Montijo am 24. April 1860 im Palais Alba und der, den der Marineminister 1866 gab. Der Ruf des ersteren drang bis in das stille Sagan, wo die Herzogin von Dino an die Triumphe ihrer eigenen Jugend dachte und sich in der Ferne über die prunkvollen Toiletten, das tiefe Decolleté, die zu kurzen Röcke, die Verkleidungen von Damen als Herren und den Mangel an Schicklichkeit skandalisierte.



Ball im Prado. Paris 1852.

Madame Jurawicz als Königin von Saba war förmlich in Gold und Juwelen getaucht, Madame de Montbrun als Proserpina, Fürstin Metternich als Luft, die Gräfinnen Walewska, de la Bédoyère, de Grétry und Prinzessin Czetwertinska als Wasser machten Furore; Mr. Erazzu trug ein mexikanisches Kostüm aus Rehleder ganz in Gold gestickt, das 10000 Frank gekostet hatte. Der Ball im Marineministerium mit dem Einzug der vier Weltteile bezeichnet wohl den Höhepunkt dieser Veranstaltungen, Frau von Rimskj-Korssakoff als Asien schien nur in Gold und Edelstein gehüllt, die Gräfin Castiglione als Salammbô ließ bei dieser Gelegenheit, wie Madame Carette etwas spitzig bemerkt, alle die Teile ihres schönen Körpers bewundern, die man sonst nicht gerade im Salon herzuzeigen pflegt. Ein Hoffest, das im selben Jahre 1866 im Elysée stattfand, bot durch die wunderbare Beleuchtung ganz neue Überraschungen, elektrisches Licht erhellte



Bertall. Conducteur de cotillon à la mode.

den Garten taghell, „die Damen erschienen wie Feen, die im leuchtenden Äther schweben“, schreibt Gräfin Tascher in der Erinnerung an diese schönen Stunden. Graf Pourtalès gab in seinem Palais in der Rue Tronchet einen Dienstbotenball, der als erster seiner Art reich an den drolligsten Quiproquos war. Arsène Houssaye versammelte die schöne Welt in seinem Palais der Avenue Friedland und gab Feste, deren Anziehungspunkt die Damen vom Theater bildeten. Michelet gab 1864 einen Maskenball, zu dem die Damen als unterdrückte Nationen: Ungarn, Polen, Venedig usw. erschienen. „Auf den öffentlichen Bällen“, schreibt Graf Viel-Castel 1851, „finden die gemeinsten Kostüme den größten Beifall. Die Maske, die ihre ganze Person abstoßend und widerwärtig zu machen versteht, die keinen Schritt tut, ohne Unanständigkeiten zu begehen, wird als Held betrachtet.“ Auf den Opernbällen der Rue Lepelletier war die Quadrille Dodoche die größte Attraktion, diese Herren waren als Leichenbestatter gekleidet und als Tänzer so begehrt, daß die Damen ihnen für jeden Kontertanz 5 Frank zahlten.

Nächst den Bällen nahm das Liebhabertheater den größten Raum im geselligen Leben ein und auch hierin ging der Hof mit seinem Beispiel voran. In Compiègne wurde fleißig Theater gespielt. Ponsard, Augier, Feuillet, About schrieben die Stücke für die kaiserliche Privatbühne. Feuillet schrieb für die Kaiserin die „Bilder der Marquise“, denn die hohe Frau reizte es, auch einmal jene Bretter zu betreten, welche die Welt nur bedeuten. Nachdem der Kaiser sein großes Werk über Julius Cäsar herausgegeben hatte, wurde 1865 in Compiègne ein Festspiel des

Marquis de Massa aufgeführt, in dem „Cäsars Kommentare“ durchgehechelt wurden. General Mellinet, Marquis de Gallifet, Gräfin Pourtalès, Fürstin Metternich spielten die Hauptrollen, die Fürstin trug als Fiaker den Erfolg des Abends davon. Im Faubourg St. Germain ließen die Polignacs, der Herzog von Luynes, die Marquise Jules de Laigle Komödie spielen, auf dem Theater der Prinzessin von Beauvau glänzten als Sterne der Marquis de Miremont, Graf Viel-Castel, Regnault de Choiseul, Edmond de Lagrénée, Charles de Reysséguier und andere Herren der Gesellschaft. Die Mimen waren jedenfalls selbst so entzückt von ihren Leistungen, daß sie sich an ganz große Aufgaben heranwagten und 1861 in der Reitbahn des Baron Seillière Dumas' Schauspiel „Heinrich III.“ aufführten. Graf Morny spielte den König, Graf Grabowski den Herzog von Guise, Madame Abeille Catharina von Medici, die Prinzessin von Beauvau die Herzogin von Guise. Schließlich genügte den Dilettanten der Beifall der Freunde und Verwandten nicht mehr und sie benutzten die Wohltätigkeit als Vorwand, um 1862 im Konservatorium vor der breitesten Öffentlichkeit aufzutreten.



Bertall. Cotillonfigur.

So sehr wie die Franzosen das Theater lieben, so wenig sind sie der Musik geneigt, eine ganze Reihe ihrer bedeutendsten Geister, wie Victor Hugo, Lamartine, Balzac, Gautier, die Goncourt haben die Musik direkt gehaßt. Wenn Paris trotzdem 1860 20000 Klavierlehrer zählte, so darf man das auf Rechnung der Mode schieben, die von der jungen Dame gebieterisch den Dilettantismus forderte. In dieser Epoche hat Pasdeloup dem Pariser Konzertwesen einen



Confiserie. Paris 1852.

starken Impuls mitgeteilt. 1851 brachte er die jungen Künstler des Conservatoire in einer Gesellschaft zusammen, die im Herzschen Saale klassische Symphoniekonzerte gab. Aus ihr gingen die berühmt gewordenen populären Konzerte hervor, die Pasdeloup seit 1861 im Cirque d'hiver veranstaltete, in denen er die Franzosen mit Beethoven, Mozart, Haydn, Weber, Mendelssohn bekannt machte. Er vernachlässigte, wie Saint-Saëns ihm vorwirft, die jungen französischen Komponisten Gounod, Berlioz u. a. Der Dirigent Malibran, der diese zu Gehör bringen und Pasdeloup Konkurrenz machen wollte, scheiterte mit seinem Unternehmen an dem Widerspruch der Behörde. Die Konzerte, welche Seghers 1848 mit der Cäciliengesellschaft begann, welche Werke von Schumann, Berlioz, Bizet, Gounod, Wagner aufführte, hörten schon in der Mitte der fünfziger Jahre wieder auf. Unter den Privatzirkeln, in denen Musik gemacht wurde, standen an erster Stelle die Empfänge von Madame Viardot, die mit Liszt, Rossini, George Sand, Ary Scheffer, Delacroix, mit einem Wort mit allen Berühmtheiten der Kunst und Literatur auf dem vertrautesten Fuße stand. Graf Nieuwerkerke, der Direktor des Louvre, gab Gesellschaften in seinen kunstgeschmückten Amtsräumen, wo die ersten Virtuosen sich hören ließen. Alle Künstler, die nach Paris kamen, beeilten sich, ihm ihre Aufwartung zu machen, um seine Empfehlungen zu erhalten, so kostete ihm ihre Mitwirkung nichts.

Um das Jahr 1860 taucht das Café chantant in Paris auf, denn in diesen Jahren beginnt der Besuch der Kaffeehäuser sich als Gewohnheit einzubürgern. „Die Häuslichkeit verliert ihre Reize, die vornehmen Leute gehen in den Klub und die gewöhnlichen ins Café", notieren die Goncourts 1857. Da jung und alt seine



Vergnügungen in das Kaffeehaus und das Restaurant verlegte, stellte sich das Bedürfnis nach immer größeren und schöneren Räumen, nach immer neuen Momenten heraus, welche die Besucher anziehen sollten. Charles Duval errichtete 1856 im Faubourg du Temple das Grand Café Parisien, das für seine Zeit eine Sehenswürdigkeit bildete, es besaß 30 Billards und konnte 1200 Gäste fassen. Unter dem zweiten Kaiserreich gründete ein Namensvetter dieses Architekten die Restaurants mit guter Küche und billigen Preisen, die als Bouillon Duval so bekannt und beliebt geworden sind.



Café chantant in der Passage Jouffroy in Paris 1852.

Der Rocher de Cancale, unter der Restauration und dem Bürgerkönigtum so beliebt, daß er in zahllosen Romanen dieser Epoche eine große Rolle spielt, existierte noch und machte gelegentlich von sich reden, wenn die Polizei die oft sehr geräuschvollen Zusammenkünfte störte, bei denen sich Damen der ersten Gesellschaft hier mit Liebhabern trafen. Zu den bevorzugtesten Lokalen der Jugend, die sich nicht gern langweilt, gehörte die Maison Dorée, die 1833 gegründet worden war und seit 1840 der Familie Verdier gehörte. Hier schlemmten die großen Kokotten mit ihren Freunden in parties fines, von denen manch bezeichnender Zug überliefert wird. Einmal hatten 15 junge Herren in einem Spielhause 7000 Frank gewonnen, sie legten die Summe zusammen, luden 15 Damen ein und bestellten in der Maison Dorée ein Diner das Kuvert zu 100 Frank. Dann wurden die Damen unter den Herren verlost, das letzte Paar wurde König und Königin. Der König erhielt 3000 Frank, die er seiner Königin für die Nacht bezahlen mußte. Bei der nächsten Zusammenkunft mußte er einen genauen Bericht über seine Erlebnisse in dieser Nacht abstatten, wobei ihn die beteiligte Dame kontrollierte, jeder Fehler und jede

Auslassung kostete einen Louisdor Strafe. Mit der Maison Dorée rivalisierte das Café Anglais, das einen Küchenchef mit 25000 Frank Gehalt besaß und allein für Zigarren um 1863 herum jährlich 80 000 Frank einnahm. Die chambre separée Nr. 16, die „Grand Seize" oder „Villa Isabella" genannt, ist berühmt geworden; Gustav Claudin hat die Erinnerungen dieses Salons geschrieben. Hier soupierten die Lebemänner des zweiten Kaiserreichs, der Herzog von Grammont-Caderousse, der Prinz von Oranien, die Fürsten Aremberg, Lubomirski, Narischkin, Demidoff, der Marquis von Modena, Daniel Wilson u. a. m. Wenn die Stimmung recht angeregt war, so zerschlug man die Spiegel mit Sektflaschen, warf das Porzellan zum Fenster hinaus auf die Straße, nahm Fußbäder in dem berühmten alten Château d'Yquem, goß das Pianino voll Champagner und trieb ähnliche Tollheiten, die Unbeteiligte weniger witzig, als barbarisch anmuten. In der Mitte der fünfziger Jahre bildete der Speisesaal des neu erbauten Hôtel du Louvre eine Sehenswürdigkeit. Er faßte 300 Personen und war im Stil der Zeit prunkvoll ausgestattet. Das Kuvert der Table d'hôte kostete nur 6 Frank und dabei war das Diner ebenso gut, wie Service und Silber gewählt. Jedermann wollte dort speisen und man mußte sich tagelang vorher ein Kuvert reservieren lassen, wenn man Platz finden wollte. 1860 entstand das Restaurant Brébant, dessen kulinarischen Ruhm der Küchenchef Vachette begründete. Es war ein Lokal, in dem besonders viele Schriftsteller verkehrten. Dumas fils, die Goncourt, Sardou, Meilhac, Halévy, Jules Janin, Feuillet, About u. a. gehörten zu den ständigen Gästen. Rochefort erzählt drollige Geschichten von den Gelagen, die er mit seinem Freunde Léon Rossignol in Gesellschaft von 18 Damen hier abhielt. In den Augen der Provinzialen und der Ausländer haben die Schauerromane der Gaborian, Ponson du Terrail, Xavier de Montépin dem Restaurant Brébant noch einen ganz besonderen Zauber geliehen, denn sie verlegten die spannendsten Akte ihrer großen Romanmaschinen gern in die Räume dieses bekannten Speisehauses. Großen Ruf für seine feine Küche genoß auch das Café Foy und das Restaurant Philippe in der Rue Montorgueil, das unter seinen Weinen einen Clos-Vougeot

von 1846 besaß, der von den Feinschmeckern nur mit Andacht genannt wurde. Sehr besucht war das Café de la Paix, das 1861 bereits 88000 Frank Miete zahlte. Das Café Procope im Quartier latin war in den sechziger Jahren unter den Studenten sehr be-



Café Morel in den Champs-Elysées. 1852.

rühmt, weil sich hier Gambetta einzufinden pflegte, um der Jugend die Sitzungen des Corps législatif mimisch-dramatisch vorzutragen. In jener Zeit wurden die Verhandlungen desselben nicht wörtlich, sondern nur im Auszuge gedruckt. Kaffeehäuser und Restaurants wurden die Treffpunkte nicht nur der Lebewelt, sondern auch der Künstler, Schriftsteller, Journalisten und Gelehrten. Von all den vielen Tafelrunden, die so entstanden, hat wohl keine größeren Ruf genossen, als jene der famosen Diners Magny, die auch im „Journal" der Goncourt eine so wichtige Rolle spielen. Sie entstanden 1863 auf Anregung von Gavarni, der sich selbst allerdings bald zurückzog, sie haben aber lange Jahre hindurch die Blüte französischen Geistes vereint. Théophile Gautier, Paul de St. Victor, die beiden Goncourt, Soulié, Ste. Beuve, Taine, Flaubert, Renan, Berthelot, Nefftzer und viele andere trafen sich alle 14 Tage, um ihre Ansichten miteinander auszutauschen und im geistigen Konnex mit ihrer Zeit zu bleiben.

Von den Klubs blühten unter dem zweiten Kaiserreich der Cercle Impérial, der Unionklub und der Jockeiklub, in denen hauptsächlich gespielt wurde. Im Jockeiklub, dessen Präsident der Vicomte Paul Daru war, verlor einmal ein Spieler alles, borgte sich vom Portier einige Louisdor, mit denen er in einem Monat zwei Millionen gewann, die aber schon wieder verloren waren, ehe er nur daran gedacht hatte, seine kleine Schuld zu berichtigen. Der Jockeiklub gehörte zur Fronde; als 1859 der italienisch-französische Krieg gegen Österreich ausbrach, machten die Herren

kein Hehl daraus, daß sie Österreich den Sieg wünschten. Sie waren es auch, die in der berüchtigten Tannhäuseraufführung am 13. März 1861 die Oper zu Fall brachten, nicht aus Antipathie gegen die Musik, von der sie nichts verstanden, sondern aus Opposition gegen den Kaiser, der die Aufführung auf Wunsch der Fürstin Metternich befohlen hatte.

Sport, sofern man darunter eine Leibesübung versteht, wurde nicht geübt. Man darf hierher höchstens das Stoßfechten rechnen, in dem die Franzosen ja von jeher Meister waren und versteht dann, daß z. B. Grand-Carteret das Duell zu den Vergnügungen rechnet. Der Pferdesport war der einzige, der seit Mitte der dreißiger Jahre langsam an Boden gewann. Wie allmählich aber auch er nur allgemeinerem Interesse begegnete, beweist der Umstand, daß der „Figaro", ein Blatt, das ausschließlich auf die Bedürfnisse der guten Gesellschaft zugeschnitten war, weder das Programm der Wettrennen, noch ihre Resultate veröffentlichte. Erst 1862 wurde der Grand Prix de Paris gegründet, den 1865 ein französisches Pferd „Gladiateur" im Sieg über ein englisches davontrug. Dieser Sieg schmeichelte der nationalen Eitelkeit und hat das Interesse an sportlichen Veranstaltungen dieser Art geweckt. In der Provinz, zumal in der Normandie, befaßte man sich ernstlich mit Pferdezucht und Rassenverbesserung, die Gestüte des Grafen Valon auf Schloß Rosay, des Grafen Lagrange, der Madame Latache de Fay haben schöne Resultate erzielt. Aus den Programmen, die gelegentlich der sportlichen Veranstaltungen dieser exklusiven Kreise herausgegeben wurden, erfährt man, daß im Gefolge der von England eingeführten Rennen auch Kricket und Taubenschießen eingezogen waren. Der bekannte Künstler und Photograph Nadar hat dem Ballonfahren sportlichen Charakter zu geben versucht und durch seine Flüge Aufsehen gemacht. 1863 konstruierte er einen Riesenballon, der 90 m Umfang hatte und ein Gondelhaus von zwei Stockwerken trug. Die Elemente aber waren dem kühnen Luftschiffer nicht hold und die erste Fahrt des Riesenballons blieb seine letzte, die Reisenden, die in Norddeutschland Schiffbruch litten, konnten von Glück sagen, daß sie mit dem Leben davonkamen. Mit so vielem anderen,

was in dieser Zeit aus England kam, fing auch der Five o'clock-Tee an, sich in der vornehmen Pariser Gesellschaft einzubürgern. Die Kaiserin Eugenie hatte ihn wohl auf ihren schottischen Reisen kennen gelernt und führte diese Einrichtung, die zu den behaglichsten und erfreulichsten des englischen Lebens rechnet, in den Tuilerien ein. Seit Mitte der sechziger Jahre erscheint die englische Teestunde auch in Paris und beansprucht bald ihren bestimmten Platz in der Zeiteinteilung der eleganten Welt.

Die Große Oper blieb in ihrer Musikpflege dem italienischen Genre treu, das erste Jahrzehnt des Kaiserreiches ist das, in dem Verdi seine glänzendsten Triumphe feierte. „Rigoletto", „Troubadour" und „Traviata" folgten einander und machten den Komponisten auch außerhalb Italiens populär. Mit der „Sizilianischen Vesper", die er 1855 für die Pariser Große Oper schrieb, fand er allerdings nur geringen Anklang. Meyerbeer, für den Paris die eigentliche Heimat der Kunst geworden war, starb hier während der Einstudierung seiner „Afrikanerin", deren Premiere am 28. April 1865 der Meister nicht mehr erlebte. Am schlimmsten waren in Paris die französischen Komponisten daran, so daß der immer zurückgesetzte Berlioz die Theater einmal in seinem Grimm die Hurenhäuser der Musik nannte. Die Große Oper, die gern etwas Neues einstudieren lassen wollte und nichts fand, zog es doch vor, Bellinis bereits 50 Jahre alten „Romeo" von neuem vorzunehmen, als die „Trojaner" von Berlioz zu erwerben. Das zweite Kaiserreich ist die Epoche Gounods, der von 1852—1860 Direktor des Pariser Orphéon war, des großen Verbandes, der alle Männergesangvereine und Gesangschulen der Hauptstadt umfaßte. Seinen ersten großen Erfolg errang er mit „Margarethe", deren Titelpartie für Madame Ugalde komponiert war. Am 19. März 1859 war die Premiere im Théâtre lyrique, welches das Werk dann an die Große Oper abtreten mußte. Gounods „Faust" machte von Paris aus seinen Weg über die ganze Welt. Der nächste große Erfolg war dem Komponisten erst wieder 1867 mit „Romeo und Julie" beschieden, eine Oper, welche die Patti zum Siege führte.

Das Kaiserreich hat auf dem Gebiete der Musik ein ganz neues Genre entstehen sehen, die Operette. Jacques Offenbach, aus

Köln gebürtig, aber jung nach Paris gekommen und hier völlig französiert, hat sie geschaffen. Wenn man für die ganze Summe von Leichtfertigkeit, Oberflächlichkeit und Vergnügungssucht, welche die Gesellschaft dieser Zeit beseelt, nach dem künstlerischen Ausdruck suchen wollte, so fände man ihn in der Offenbachschen Musik. Graziöse Themen, prickelnde Rhythmen und ein alles fortreißender Schwung sind ihr zu eigen. Sie stürmt in tollem Jubel davon und wenn sie im Umherspringen die ehrwürdige alte Tante Tradition anrempelt, so reißt sie die steifbeinige Dame einfach im Galopp mit sich fort und nötigt sie zu den groteskesten Sprüngen und Grimassen. Die Libretti, meist von Meilhac und Halévy verfaßt, sind nicht minder frivol als die Musik und haben an ihrem Teil dazu beigetragen, den Respekt aber auch vor allem und jedem totzukitzeln. Sie persiflieren das klassische Altertum, das seit Jahrhunderten den Franzosen ans Herz gewachsen war, sie spotten und höhnen über jedes Gefühl und wissen auch dem bitteren Ernst die komische Seite abzugewinnen. Im Jahre 1855 eröffnete Offenbach seine Bouffes-Parisiennes in der Salle Lacaze der Champs Elysées und siedelte nach einigen Monaten mit ihnen in die Passage Choiseul über. Der erste große Erfolg des Komponisten war „Orpheus in der Unterwelt" im Jahre 1858. Die Hörer waren anfänglich über diese arge Verspottung des ganzen klassischen Olymps verblüfft und konnten sich nicht darein finden, über etwas lachen zu sollen, das man sie von Kindesbeinen an gelehrt hatte, als Langeweile zu verehren. Erst mit der achtzigsten Vorstellung war der Erfolg zweifellos und die alten Götter entthront. 1864 folgte „Die schöne Helena", 1866 „Pariser Leben" und „Blaubart", 1867 zur Weltausstellung die „Großherzogin von Gerolstein". Fast in dem gleichen rasenden Tempo wie ihre galoppierenden Melodien hat die Musik mit ihren frechen Texten und unverschämten Schlagern im Geschwindschritt die ganze Welt durchmessen, der Prinz von Arkadien, die schöne Helena, der Herr von Fraskata waren in aller Munde, und die vielen großen und kleinen Potentaten, die 1867 Paris besuchten, hatten nichts Eiligeres zu tun, als sich von Hortense Schneider die „Großherzogin von Gerolstein" vormimen zu lassen und über das gro-



Detaille. Offenbach.

teske Zerrbild ihres eigenen Wesens und ihrer eigenen Existenz zu lachen. „Die Männer haben einmal den schlechten Geschmack für das Laszive und Triviale, so laufen sie alle in die Gerolsteinerin", schreibt Gräfin Tascher de la Pagerie. Ein ähnliches Genre, noch eine Stufe niedriger und viele Grade frecher, vertrat die Sängerin Thérésa, die schon 1865 6000 Frank Monatsgage erhielt und ganz Paris in den Alcazar zu ziehen wußte.

Das Kaiserreich fand in der Architektur so wenig einen eigenen

Stil wie in den übrigen schönen Künsten, es blieb bei dem Eklektizismus, der schon das Bürgerkönigtum kennzeichnete und blieb auch in der Art, wie es die alten Baudenkmäler restaurierte, auf den einmal eingeschlagenen Pfaden. Napoleon III. begünstigte den Architekten Viollet-le-Duc, der als Restaurator einen größeren Ruf erlangte, als ihm eigentlich gebührt, denn er hat sich auch bei seinem bekanntesten Werk, der Wiederherstellung von Carcassonne, von Willkürlichkeiten ganz und gar nicht ferngehalten, eine Eigenschaft, die er allerdings mit der ganzen üblen Sippe der Restauratoren teilt. Der Kaiser ließ sich die Restaurierung von Pierrefonds 5 Millionen Frank kosten. Wie sie in der Außenarchitektur an den historischen Stilarten festhielten, so haben die Franzosen auch bei der Innenausstattung sich nicht gerne von dem Geschmack entfernt, den ihre eigene Vergangenheit ihnen in den Stilen, die man nach Ludwig XV. und Ludwig XVI. nennt, in so mustergültiger Weise vorgezeichnet hat. Mérimées Berichte von der Londoner Weltausstellung 1852 klagen schon darüber, daß man nichts Neues sehe, jedenfalls war das Neue, das man versuchte, nichts weniger als mustergültig, denn man überhäufte die Räume mit Zieraten und Vergoldung. Das Palais der Païva, welches Baudry mit Fresken, Dalou mit Bildhauerarbeiten ausgestattet hatte, nennt Goncourt das unbehaglichste Haus in ganz Paris, seine Innenausstattung ein geputztes Restaurant. Ähnlich urteilt Rochefort über die Tuilerien, deren Dekoration von Lefuel stammte. Er nennt die Ausstattung gewöhnlich und parvenümäßig, wobei man vielleicht in Anschlag bringen darf, daß der bekannte Pamphletist durch eine von Haß gefärbte Brille sah, die Gemächer außerdem in einem Zustande fand, den die sommerliche Verpackung und die Flucht der Bewohner zu einem ganz außergewöhnlichen gemacht hatten. Vielleicht aber hatte man auch hier, wie der Herzog von Conegliano zugibt, in Vergoldungen etwas zu viel getan. Die großen Pariser Möbelschreiner der Epoche, Fourdinois, Magaroz, Rebeillier, Gueret u. a. haben ihre Erzeugnisse mit Zierformen überladen, was den Stücken um so mehr schadet, als die fabrikmäßige Herstellung der Bronzen, Einlege- und Lackarbeiten ihnen ohnehin das künstlerische Cachet

raubt, welches den Originalen des 18. Jahrhunderts, denen sie nachgebildet sind, anhaftet.

Die Kleinkunst der Gebrauchsgeräte und Ziergegenstände stand in dieser Zeit auf dem tiefsten Niveau, das Durcheinander der Stilformen trug dazu ebensoviel bei, wie die Verwendung so vieler Surrogate. Da ist in Zink- und Papiermaché so arg gesündigt worden, daß keine Epoche des 19. Jahrhunderts auf diesem Gebiete ähnliche Geschmacklosigkeiten aufzuweisen hat. Vielleicht hat dieser Zustand das Sammeln alter Kunst so sehr begünstigt. Unter den französischen Sammlern, deren Zahl Legion ist, ragt durch den Umfang seiner Sammlungen Baron Rothschild hervor. Das berühmte Schloß in Ferrières, wo der Besitzer Kaiser Napoleon III. so glänzend empfing, war der Typus dieser Art der Dekoration. „Man wird erdrückt von Bibelots, die Besitzer scheinen nur die Konservatoren ihres Museums", bemerkt Edmond de Goncourt. Wer weniger Geld für Altertümer ausgeben konnte, begnügte sich mit exotischen Nippes, so fand Prosper Menière den Salon der Rachel überfüllt mit Bric à Brac aus aller Herren Länder, ein krauses Beieinander von indischem, chinesischem, japanischem und anderem Kram, als sei der Plundermatz zu Gast gewesen.



DIE DRITTE REPUBLIK



AUCH in den Zeiten, die Napoleon III. auf der Höhe des Glanzes und der Macht sahen, hat es nicht an Stimmen gefehlt, die der scheinbaren Herrlichkeit ein böses Ende prophezeiten. Als Alfred de Musset einmal eines der prächtigen Hoffeste in den Tuilerien verließ, soll er geäußert haben: „Wie schön ist das alles, wie schön, und doch — für den letzten Akt gebe ich nicht zwei Sous." Diese Stimmen mehrten sich, seit die liberalen Maßnahmen der kaiserlichen Regierung Schwierigkeiten im Innern erzeugten und seit die Stellung Frankreichs zum Auslande durch die Veränderungen im Zentrum Europas und auf der Apenninenhalbinsel eine wesentlich andere geworden war. Seit Jahrhunderten war für die äußere Politik Frankreichs der Grundsatz maßgebend gewesen, den deutschen und den italienischen Nachbarn in Ohnmacht und Abhängigkeit zu erhalten, jederzeit die Hand in den deutschen und italienischen Angelegenheiten zu haben, um die innere Uneinigkeit derselben, die Frankreichs Stärke war, zu erhalten. Nun hatte Napoleon III. selbst die Hand geboten, um durch den Italienischen Krieg von 1859 die Einigkeit Italiens anzubahnen und hatte die Gelegenheit versäumt, vermittelnd in den deutschen Bruderkrieg des Jahres 1866 einzugreifen. Die Intervention des Kaisers, die Bismarck fürchtete und vor dem Friedensschlusse mit Österreich mit Recht fürchten mußte, erfolgte nicht, und Frankreich sah sich nach diesem Kriege seinem überrheinischen Nachbar in ganz anderer Lage gegenüber, als vor Königgrätz. Statt ohnmächtiger Kleinstaaterei faßte der Norddeutsche Bund die militärischen Kräfte Deutschlands zu einer mächtigen Einheit zusammen, und gleichzeitig war durch den Übergang Venetiens an die Italia unita die neue Großmacht konstituiert, der nur mehr die Hauptstadt fehlte. Der Neffe hatte vollenden helfen, was der Onkel vor einem halben Jahrhundert begonnen. Napoleon I. hat den Deutschen und den Italienern den Einigkeitsgedanken suggeriert, beide Völker haben

ihn gepflegt und entwickelt, bis die Zeit für die Verwirklichung desselben reif geworden war; Napoleon III. hat dem einen Volk geholfen und das andere nicht gehindert. Welche Beweggründe immer für den Kaiser maßgebend gewesen sein mögen, geschehen zu lassen, was er vielleicht nicht hätte hindern können, vom Standpunkt des Franzosen aus gesehen war es höchst unpolitisch von ihm, das Aufkommen zweier Großmächte an den Grenzen Frankreichs zu fördern oder ihrem Entstehen auch nur müßig zuzusehen. Die liberale Opposition betrachtete denn auch mit einem gewissen Recht die Schlacht von Königgrätz mit ihren Folgen als eine Niederlage der französischen Politik. Frankreich nahm nach dem Kriege von 1866 nicht mehr die Stelle ein, die ihm vorher ganz von selbst zugefallen war, das berühmte Schlagwort: „Rache für Sadowa" kam nicht mehr zum Schweigen, und schon 1867 schreibt Mérimée an Panizzi: „Die Bevölkerung unserer östlichen Departements will absolut die Preußen fressen." In die gleiche Zeit fiel der jämmerliche Ausgang des mexikanischen Abenteuers und gab dem Ansehen des Kaisers als Diplomaten den letzten Stoß. Zu dem Fiasko in der äußeren Politik gesellte sich im Innern ein zögerndes und tastendes Versuchen liberaler Maßnahmen, das der kaiserlichen Regierung nicht gedankt, sondern als Schwäche ausgelegt wurde. „Man gibt dem Volke mehr Freiheiten, als es je besessen hat," schreibt Mérimée 1869, „und doch herrscht eine ungewöhnliche Aufregung im Lande. Man sagt, es sei die Liebe für die Freiheit, aber wir haben ja schon zu viel davon." Die oppositionelle Presse schürte die Aufregung, Skandalblätter vom Schlage der „Lanterne" wurden förmlich verschlungen. Das Blatt war noch gar nicht erschienen, da war die Neugierde der Pariser schon auf das höchste gespannt, „die Abneigung gegen das Kaiserreich war so angewachsen," schreibt Rochefort selber, „daß die bloße Absicht, es zu zertrümmern, die dem Herausgeber zugeschrieben wurde, genügte, um ihn populär zu machen." Kaiser und Kaiserin wurden persönlich auf das heftigste angegriffen und verunglimpft, machten die radikalen Blätter der Kaiserin doch selbst einen Vorwurf daraus, daß sie die Krondiamanten trage, auch der kaiserliche Prinz wurde insultiert und



ausgepfiffen, als er in einer Schule die Preise verteilte. Dazu kam, daß Napoleon III., der schon in der Zugehörigkeit des Prinzen Plon Plon zu seiner Familie hart genug gestraft war, durch ein anderes Mitglied seines Hauses eine neue Prüfung erleiden sollte. Prinz Petèr Bonaparte erschoß am 10. Januar 1870 in seiner Wohnung den Journalisten Viktor Noir, meuchlings und hinterrücks, vermutlich, weil er ihn mit Rochefort verwechselte. Das Leichenbegängnis des armen Jungen am 12. Januar wurde zu einer antikaiserlichen Demonstration, an der etwa 100000 Personen teilnahmen. Der Mörder, der zwar ein Vetter des Kaisers war, aber keinerlei persönliche Beziehungen zum Hofe unterhielt, wurde in Tours vor Gericht gestellt, aber am 27. März selbstverständlich freigesprochen; die öffentliche Meinung verurteilte indessen nicht nur ihn, sondern die ganze Familie, der er angehörte.

Der Unstern des Kaisers hat es gewollt, daß ihm in der Person seines letzten Ministerpräsidenten die Unfähigkeit selbst zur Seite trat. Emile Ollivier, ein politisierender Advokat, der das Portefeuille am 27. Dezember 1869 empfing, hatte fast ein Jahrzehnt der Kammeropposition angehört, ehe ihn das Geschick an die Spitze des Ministeriums berief, um der Totengräber des Kaiserreichs zu werden. Sieben Monate hat er nur seines Amtes gewaltet, aber in der Folgezeit 40 Jahre daran gesetzt, um in einer langen Bändereihe alle Fehler, die er aus Eitelkeit, Unwissenheit und Überhebung begangen, zu entschuldigen und beschönigend umzudeuten. Als der Krieg zwischen Frankreich und dem Norddeutschen Bund ausbrach, ein Krieg, der seit 1866 unvermeidlich schien, rechnete der Kaiser mit Sicherheit nicht nur auf die Überlegenheit seiner Armee, sondern auch auf die österreichische und italienische Hilfe. Die Diplomaten, die er an den süddeutschen Höfen beglaubigt hatte, berichteten außerdem, daß die Herren, bei denen sie den Kaiser vertraten, nur darauf warteten, den verhaßten preußischen Bundesbruder im Stich lassen zu können. Sie hatten ohne Zweifel recht, soweit die Höfe in Betracht kamen, der Fehler, den diese Diplomaten begingen, lag in ihren kurzsichtigen Augen, die nicht über ihre eigene aristokratische Nasenspitze hinaus zu sehen vermochten. Was wußten sie vom Volk



und von der öffentlichen Meinung! Seit Frankreich seine Gesandten nicht mehr aus dem Feudaladel wählt, sondern Männer von Verstand dazu nimmt, ist sie vor ähnlichen Täuschungen bewahrt, die glückliche Republik! So war die Überraschung groß, als nach der Kriegserklärung Nord- und Süddeutschland wie ein Mann zusammenstanden und die Enttäuschung größer, als die im geheimen Verbündeten, Österreich und Italien, den Ausgang der ersten Schlachten abwarteten, ehe sie mit Frankreich gemeinsame Sache machten. Die Beharrlichkeit, mit der Napoleon sich der Einverleibung Roms in das geeinte Italien widersetzt hatte, verscherzte die Sympathien Italiens, auf die ihm der Krieg von 1859 doch das größte Anrecht erworben hatte. Viktor Emanuel hätte es nicht wagen dürfen, Frankreich zu Hilfe zu kommen, ohne seinen Thron zu riskieren. So stand das Kaiserreich allein und ist allein gefallen. Schon nach den ersten vernichtenden Schlägen von Weißenburg und Wörth sagte die Kaiserin Eugenie am 8. August zu den Ministern: „Nicht das Kaiserreich wollen wir retten, meine Herren, sondern Frankreich“, und diesem großherzigen Programm ist die hohe Frau treugeblieben. Sie hat alles für Frankreich getan, was in ihren Kräften stand, so daß die provisorische Regierung ihr noch während des Krieges dafür danken ließ. Als das glänzende Gebäude des Kaiserreichs an jenem schrecklichen 4. September 1870 zusammenstürzte und sie sich von allen im Stich gelassen sah, die ihr im Glück zu Füßen gelegen, da nahm sie mit den bitteren Worten von den letzten Getreuen Abschied: „In Frankreich darf man kein Unglück haben“ — und verließ die Tuilerien. Frankreich machte am 4. September 1870 die gleiche Erfahrung wie am 24. Februar 1848. Nur einen Augenblick brauchte die leitende Hand den obersten Hebel der Staatsmaschinerie loszulassen, um sofort beiseite geschoben zu werden, wer in diesem Moment zufaßte, hatte den Staat in Händen. Wieder war es wie 1848 ein kleines Häuflein entschlossener Männer, die in der allgemeinen Verwirrung allein wußten, was sie wollten und zugriffen. Die Republik hatte durchaus nicht die Sympathien der Mehrzahl für sich, aber über die Köpfe der Unentschlossenen, der Zögernden hinweg verkündeten

die Radikalen die Absetzung des Kaisers und die Einsetzung der Republik. Es war wie eine Reaktion des öffentlichen Gewissens gegen die Sünden und Torheiten der kaiserlichen Staatsmänner, die Frankreich in diese verzweifelte Lage gebracht hatten; das zweite Kaiserreich fiel, wie das Bürgerkönigtum, hinweggefegt von dem Zorn der öffentlichen Meinung. Das Beamtenheer schwenkte um und gehorchte heute denen, die es gestern noch verfolgt hatte, wurde von den Mitgliedern der provisorischen Regierung, die sich am 4. September konstituierte, Rochefort doch direkt aus dem Gefängnis geholt. Gustave Flourens, der im August in Gex verhaftet worden war und den Richter und Staatsanwalt bereits die ganze Schwere der Gesetze hatten fühlen lassen, erzählte später sehr drollig, wie er nach dem 4. September aus dem Gefängnis entlassen worden war und der Untersuchungsrichter und der Unterpräfekt sich nun um die Wette beeiferten, ihm den Hof zu machen, ihn in ihre Familien einzuladen, zum Essen zu bitten usw.

Frankreich bot in jenen Septembertagen des Jahres 1870 ein merkwürdiges Schauspiel, für das man vergeblich nach Parallelen in der Geschichte der modernen Völker sucht. Gewaltige, rasch aufeinanderfolgende Schläge hatten die französischen Heere vernichtet, sie waren gefangen oder in Festungen eingeschlossen, die ihnen die Bewegungsfreiheit raubten. Der Feind stand mitten im Land, alle Hoffnung schien verloren, da rafft sich das Volk auf, verjagt seinen Regenten in unblutiger Revolution und wirft sich, erst nachdem es im Innern reinen Tisch gemacht hat, mit voller Wucht gegen den äußeren Feind. Der Krieg schien beendet, Freund und Feind erwarteten mit Sehnsucht den Frieden, da gelang es einem feurigen Volkstribunen, ihn nochmals anzufachen, indem er alle Leidenschaften des Volkes zur Siedehitze zu schüren wußte. Der Erfolg hat gegen Gambetta entschieden, und das hat auch in seinem eigenen Lande den Stimmen derer ein besonderes Gewicht verliehen, die in dem verlängerten nutzlosen Widerstand nur eine Schuld erkennen wollten. Gambetta war zu sehr Temperament, um im Augenblick, da sein Vaterland vor dem Untergang zu stehen schien, nüchternen Erwägungen


Gambetta. Nach Healey und T. de Mare.

Raum geben zu können. Er hatte 1792 vor Augen, als die Massenerhebung des französischen Volkes einen mächtigen Feind über die Grenze zurückgejagt hatte und durfte hoffen, dasselbe Schauspiel abermals erleben zu können. Er entschied sich gegen die Ausschreibung von Wahlen, da er fürchtete, sie möchten zu friedfertig ausfallen, entkam in abenteuerlicher Flucht im Luftballon aus Paris und organisierte im Verein mit Charles de Freycinet den Widerstand, indem er in den nächsten Monaten immer neue Armeen aus dem Boden stampfte. Die fortreißende Leidenschaft seines Wesens, das zündende Feuer seiner Rede übten im ganzen Frankreich ihre Wirkung; 600000 Mann eilten zu den Fahnen, die Mehrzahl solche, die nicht zu dienen brauchten. Alle Stände befanden sich unter ihnen, sogar der legitimistische Adel vergaß seinen jahrzehntelangen Groll und diente der Republik, er, der dem Kaiser seinen Degen versagt hatte. Hätte die provisorische Regierung lauter Männer unter sich gesehen, wie Gambetta einer war, so wäre der endliche Ausgang vielleicht zweifelhaft gewesen, aber sie war mehr vom Zufall zusammengewürfelt, als von der Einsicht zusammengesetzt und zählte unter ihren Werkzeugen Leute vom Schlage des Generals Trochu, der als Kommandant von Paris nichts Wichtigeres zu tun wußte, als in einem Armeebefehl die Hauptstadt unter den Schutz der heiligen Genoveva zu stellen.

Die Energie des Widerstandes gegen den äußeren Feind muß um so mehr anerkannt werden, als sich seit dem Sturz des Kaiserreiches zwei Strömungen im republikanischen Fahrwasser zeigten



und miteinander an Kraftentfaltung wetteiferten. Im August bereits hatte Jules Favre durchgesetzt, daß die Bevölkerung der Pariser Faubourgs bewaffnet werde. Es war eine Maßregel, welche die Opposition dem sterbenden Kaiserreich aufzwang, nur aus Widerspruch, die einfachste Überlegung hätte sagen müssen, daß der Staat, gleichviel welcher Verfassung, seinen eigenen Gegnern damit die Waffen in die Hand drückte. „Damit, daß man in den Faubourgs Waffen verteilt, schafft man eine neue preußische Armee," schreibt der schon mit dem Tode ringende Mérimée an seinen englischen Freund, „die Armee, die Bismarck in Paris hat, ist die gefährlichste von allen." Die Republik war kaum verkündet, als die provisorische Regierung einsah, welchen gefährlichen Gegner sie gegen sich selbst aufgestellt hatte, schon seit Mitte September trat die soziale Republik gegen die liberale Bürgerrepublik der redefrohen Advokaten in die Schranken. Die Nationalgarde war keine Waffe in der Hand der Regierung, sondern eine Macht für sich, die Comités de vigilance, die sie im September einsetzte, eine Art Gegenregierung. Die besitzende und die besitzlose Klasse finden wohl auch in geordneten Zeiten nur mit Mühe



Karikatur von Draner. Pariser Neujahr 1871.

und viel gegenseitigem guten Willen einen gemeinsamen Boden der Verständigung, wie hätten sie sich wohl unter so erschwerenden äußeren Umständen mit Vertrauen begegnen sollen? Als ein Unglück das andere jagte, den großen Versprechungen und hitzigen Worten so gar keine entsprechenden Taten folgten, wuchs das Mißtrauen der unteren Klassen zur Riesengröße, sie witterten überall Verrat, wo nur Unfähigkeit im Spiel war. Die kaiserliche Regierung der Beamten und Militärs hatte ihre Unfähigkeit erwiesen, die republikanische Regierung der bürgerlichen Klasse versagte, warum hätte der vierte Stand nicht versuchen sollen, ob es ihm vielleicht besser gelänge? In den inneren Wirren, welche Paris während der Belagerung durch die deutschen Heere zerrissen, kam es bereits am 31. Oktober 1870 zu einer Besetzung des Rathauses durch die unzufriedene Nationalgarde und zur Proklamierung einer Gemeinderegierung mit Flourens, Blanqui, Delecluze und Pyat an der Spitze. Es gelang der provisorischen Regierung, die aufständigen Elemente der Bevölkerung zurückzudrängen und wenigstens so lange im Zaum zu halten, bis der Vorfriede von Versailles den Deutschen den Abzug gestattete. Am 3. März 1871 brach der so lange gedämpfte Unmut in hellen Flammen aus, die provisorische Regierung floh nach Versailles und überließ Paris sich selbst. Die Mobilgarde ging zum Volke über, d. h. sie vereinigte sich mit der Nationalgarde und am 19. März wehte in Paris überall die rote Fahne des freien Volkes. Die Selbstregierung der Pariser Gemeinde, die Kommune, hat 68 Tage gedauert. Sie ist ihrer Gegnerin, der bürgerlichen Republik, erst nach langem und heftigem Kampfe unterlegen und hat sich als Besiegte gefallen lassen müssen, von der siegreichen Gegnerin so geschmäht und verleumdet zu werden, als habe sich zwischen dem 18. März und dem 21. Mai 1871 in Paris die Hölle aufgetan. In der Kommune feierte die soziale Republik vom Jahre 1848 ihre Auferstehung mit allen Idealen und allen Hirngespinsten der Vergangenheit. Ihren Führern schwebte als Staatsidee die Teilung Frankreichs vor. Sie dachten es in ein städtisches und ein ländliches Gebiet zu trennen und Paris darin eine gewisse Vorherrschaft einzuräumen, die aber von der bis dahin behaupteten





Alleinherrschaft der Metropole weit entfernt gewesen wäre. Die Selbstverwaltung der Gemeinden als Haupterrungenschaft dieser Veränderung und die Zertrümmerung der Zentralisation hätten zusammen mit dem Verzicht auf den Gedanken der Revanche einen Fortschritt zur wirklichen Freiheit bedeutet. Die Kommune erstrebte ein Ideal, und darum haben sich ihr viele der Besten in Frankreich angeschlossen, der berühmte Geograph Elisée Reclus, der Maler Courbet, der Bildhauer Dalou, der Dichter Verlaine haben ehrlich an die Verwirklichung desselben geglaubt. Es ist ihr nicht gelungen, irgendeinen der Punkte ihres Programms durchzuführen, da ihr die Gegner keine Zeit dazu ließen. Bereits bildeten sich in Lyon und Marseille Gemeinderegierungen nach Pariser Muster, so kam es den bürgerlichen Machthabern der französischen Republik darauf an, die Pariser Republik so rasch wie möglich zu unterdrücken. Wie während der Belagerung durch die deutschen Heere das gegenseitige Mißtrauen den Widerstand der in Paris Eingeschlossenen lähmte, so wurde auch, wie Rochefort als Augenzeuge berichtet, die Kommune durch das Mißtrauen, welches die Führer gegeneinander hegten, in ihrer Tatkraft gehindert. Die Gegensätze der Klassen, welche die im 19. Jahrhundert kapitalistisch entwickelte Industrie unheilbar



Bertall. Mr. Delescluze, der Kriegsminister der Kommune.

MINISTÈRE
DE LA GUERRE.

Cabinet
du Ministre

Paris le 29 avril 1871

Faksimile eines Briefes des Kommune-Generals Cluseret
mit Nachschrift und Zeichnung von Courbet.

vergiftet hat, traten auch zwischen denen hervor, die hier zu einem gemeinsamen Werke verbunden waren. Der Ungebildete beargwöhnte den Gebildeten, überall lauerte der Verdacht, spukte das Schreckbild des Verrats in den überhitzten Köpfen. Als die Versailler Regierung alle Gegner, die in die Hände ihrer Truppen fielen, einfach erschießen ließ, stiegen Fanatismus und Rachsucht der Pariser Regierung aufs höchste. Das Haus von Thiers wurde dem Boden gleichgemacht, die Vendômesäule umgestürzt, und als die Versailler Armee eindrang, stand Paris in Flammen. Mit der gleichen Zerstörungswut, mit der sich die Sansculotten der

ersten Revolution auf die Denkmale der Vergangenheit geworfen hatten, um mit ihnen Erinnerung und Tradition auszulöschen, stürmten die Petroleurs und Petroleusen der Kommune die öffentlichen Gebäude und setzten sie in Brand. Louvre und Tuilerien, Palais Royal, Rathaus, Polizeipräfektur, Rechnungshof, Staatsrat und Ehrenlegion, die Salpêtrière, der Justizpalast, das Leihhaus leuchteten mit ihren Flammen, während Versailler und Kommunarden in den Straßen auf Leben und Tod miteinander kämpften.



Nach der Originallithographie von Gustave Courbet.

Am 21. Mai waren die Truppen in Paris eingedrungen. Als die Pariser Regierung sah, daß ihre Mannschaft auf allen Punkten im Weichen war, entschloß sie sich zu dem letzten Akt der Rache, sie ließ die Geiseln erschießen. Unter ihnen befand sich auch der Erzbischof Darboy, den Thiers, als es noch Zeit war, hätte retten können. Blanqui war von den Versaillern gefangen worden und die Pariser Regierung bot der Versailler an, ihn gegen den Erzbischof Darboy auszuwechseln. Thiers lehnte diesen Tausch ab, denn er kalkulierte ganz richtig, daß, wenn die Kommune einen hohen Geistlichen wie diesen erschießen ließe, sie sich aller Sympathie in Frankreich berauben würde. Es geschah, wie der geriebene alte Fuchs es vorausgesehen hatte, der Tod der 26 Geist-

lichen, die ein Opfer der Kommune wurden, hat der Bewegung in den Augen der Welt mehr geschadet, als die vielen hundert Unschuldigen es taten, die der Rausch der siegenden Versailler Truppen hingemordet hat. Nach Hanotaux blieben in diesen Schreckenstagen auf beiden Seiten 17000 Menschen, 35800 Gefangene fielen in die Hände der Sieger. Ihrer harrte in den unterirdischen Kasematten von Oléron, in dem mörderischen Klima überseeischer Strafkolonien ein Schicksal, wie es ähnlich hart und grausam nur politische Gegner einander bereiten können.

Die Versailler Regierung ging mit um so größerer Schärfe gegen den inneren Feind vor, als sie selbst sozusagen in der Luft stand; die französische Republik, welche die Radikalen am 4. September ausgerufen hatten, besaß gar keinen Boden im Volk. Die Wahlen, welche die provisorische Regierung im Februar 1871 ausschrieb, waren nach Thiers' eigenem Geständnis die aufrichtigsten, welche bis dahin in Frankreich stattgefunden hatten. Von der Wählbarkeit ausgeschlossen waren nur die kaiserlichen Senatoren und die regierungstreuen Mitglieder, die im Corps législatif gesessen hatten. Als die Nationalversammlung nach diesen Wahlen im Februar in Bordeaux zusammentrat, zeigte es sich, daß die Republikaner in der Minderheit waren, man zählte 410 Legitimisten, 30 Bonapartisten und nur 200 Republikaner. Eine derartig zusammengesetzte Volksvertretung stärkte die Republik nicht, sondern schwächte den republikanischen Gedanken. Sie begnügte sich einstweilen, Thiers, der von 26 Departements gewählt worden war, zum Haupte der vollziehenden Gewalt zu ernennen und ihm den Titel Präsident zu verleihen; die endgültige Festsetzung der Regierungsform verschob sie auf einen gelegeneren Zeitpunkt. So ereignete sich das ebenso seltene wie seltsame Schauspiel, daß ein so großes und so mächtiges Land wie Frankreich fast sieben Jahre lang ein Interregnum erlebte, in dem das Hinscheiden der Republik stündlich erwartet und um so mehr herbeigewünscht wurde, als die dritte Republik, wie Marquis de Belleval berichtet, unter ihren Verwaltungsbeamten nicht einen einzigen überzeugten Republikaner besaß. Die legitimistische Majorität schwankte zwischen dem Grafen von Chambord und dem Grafen von Paris,



Bonnat. Thiers. Nach dem Stich von Massard.

die Bonapartisten richteten ihre Augen auf den Kaiser in Chislehurst. Die Orléans, die als erstes bei ihrer Heimkehr von der Republik den Ersatz der 40 Millionen forderten, die Napoleon III. ihnen entzogen hatte, waren durch diesen Akt der Habsucht höchst unpopulär und wurden nach langen Verhandlungen bewogen, sich mit dem Grafen von Chambord auszusöhnen, um diesen zum alleinigen Prätendenten zu machen. Während diese Abmachungen noch schwebten, wären sie von dem gestürzten Kaiser fast durchkreuzt und völlig überflüssig gemacht worden. Der Verbannte plante für den 20. März 1873 eine Rückkehr, so wie einst der Onkel von Elba im Siegeszug heimgekehrt war. Um sich für diese Tat vorzubereiten, entschloß sich der Kaiser zu einer Operation, die ihn von seinem qualvollen Steinleiden befreien und fähig machen sollte, wieder zu Pferde zu steigen. Er wurde am 2. Januar operiert, aber am 9. Januar machte sein Tod allen Plänen ein Ende und setzte dem abenteuerlichen Leben des vielgeprüften Mannes ein Ziel. Nun erst war der Weg zum Throne frei und es schien in der Tat, als trüge Heinrich V. schon die Krone seiner Ahnen. Die Majorität der Kammer war sich einig über ihn. Thiers, ein Grundpfeiler der republikanischen Ordnung, war durch eine Parlamentsintrige im Mai gestürzt und durch den Marschall Mac Mahon ersetzt worden, der mit den Legitimisten eines Sinnes war. Der Graf von Chambord brauchte nur zu kommen, in Versailles warteten schon die Wagen, die zu seinem Einzug angefertigt worden waren. Im Oktober sprachen die Pariser Zeitungen von Heinrich V. so, als säße er bereits auf





— Eh bien! mon pauvre Chauvin?
— Eh bien! mon pauvre Choukroutmann?
— Tout ça ne nous fait pas une belle jambe.

Zeichnung von Bertall.

dem Thron, aber er kam nicht, sondern veröffentlichte am 27. Oktober in der „Union" einen Brief, in dem er erklärte, er werde nur kommen, wenn die Trikolore des französischen Volkes durch die weiße Fahne der Bourbons ersetzt werde. Damit war er unmöglich. Das Lilienbanner beschloß die Erinnerung an Demütigung und Tyrannei, die dreifarbige Fahne dagegen hatte seit einem Jahrhundert der Freiheit vorangeleuchtet und war in glänzenden Siegen und ehrenvollen Niederlagen dem Volke das Symbol seines politischen Glaubens geworden. Niemand hätte gewagt, den Franzosen diesen Tausch vorzuschlagen. So blieb Heinrich V., was er Zeit seines Lebens gewesen, der ewige Prätendent, ein König in partibus infidelium. Das Erstaunen über den Mann, der kaltblütig mit eigener Hand die Monarchie erwürgte, deren Hoffnung er selbst seit 53 Jahren gebildet hatte, war groß. „Was," rief Pius IX. aus, „Heinrich der Vierte sagte, Paris gelte wohl eine Messe und Heinrich der Fünfte findet ganz Frankreich nicht einer Serviette wert!?" Die Enttäuschung der legitimistischen Partei war ungeheuer, seit 53 Jahren hatten diese Leute an ihrem legitimen Könige unter Opfern aller Art festgehalten und nun ließ er sie wegen einer Marotte im Stich. „Wenn es ihm gefällt, sein Leben lang mit dem Kopf gegen eine Mauer zu rennen, die er doch so leicht übersteigen könnte," sagte der Marquis de la Ferté-Mun zu Marquis de Belleval, „was geht das uns an!"

Dieses der Mehrheit so ganz unbegreifliche Verhalten des Prätendenten, dessen Charakter der behagliche Müßiggang von Frohsdorf weit mehr entsprach, als das Meer von Unruhe, das ihn in Paris erwartet hätte, erklärte sich aus der engherzigen Erziehung, die er empfangen hatte. 1830 schreibt Castellane: „Der König



La Mode Artistique. Mai 1888.
Zeichnung von Janet.



setzt sein ganzes Vertrauen auf den Baron von Damas, den beschränktesten Menschen des ganzen Königreichs, und bestimmt ihn zum Erzieher des Herzogs von Bordeaux", und einige Jahre später, als Chateaubriand aus Prag heimkehrte, wo er die königliche Familie besucht hatte, ruft er traurig aus: „Der Gedanke, einen Jesuiten Heinrich V. zur Seite zu stellen, konnte nur im Kopfe Karls X. entstehen, an dieser Rasse muß man verzweifeln." Das Resultat dieser pfäffischen Erziehung lag nun vor aller Augen. Der Prinz wies die Krone ab, die ihm in den Schoß fiel, ohne daß er auch nur einen Finger gerührt hätte, sein Verlangen nach der weißen Fahne war nur das Aushängeschild der eigenen Unfähigkeitserklärung. Trotz der Absage, welche die Legitimisten von ihrem Haupt erlitten, gaben sie die Hoffnung nicht auf, die Republik zu stürzen und entfalteten jetzt eine eifrige Propaganda zugunsten des Grafen von Paris, für den einst Louis Philippe auf die Krone verzichtet. Der Marquis de Dreux-Brézé und andere Herren verbreiteten Broschüren und Kalender, hielten Vorträge, Reden und Bankette, denn die Zeit drängte. Im Februar 1876 hatten sich die Verhältnisse bereits zuungunsten der Monarchisten verschoben. Die Kammer, die in diesem Monat zusammentrat, zählte 363 Republikaner und nur 170 Monarchisten. Die Lage spitzte sich zu, seit der Präsident



Epouvantée de l'héritage.
Nach der Lithographie von Daumier.

Mac Mahon ganz offen gegen die republikanische Mehrheit zu regieren versuchte. Der Staatsstreich vom 16. Mai 1877, d. h. die Auflösung und Vertagung der Kammer, zusammen mit der Ernennung des orleanistischen Ministers Herzogs von Broglie und des bonapartistischen Fourtou beförderte den Aufmarsch der Parteien. Die Royalisten setzten, wie die Marquise de la Ferronnays bemerkt, ein blindes Vertrauen auf den Marschall Mac Mahon und seine Bereitwilligkeit, irgendeinen Angehörigen der alten Dynastie zum König Frankreichs zu machen, und die Umgebung des Präsidenten entsprach in ihrer Aufführung diesen Hoffnungen. Als bei einem Besuche, den Mac Mahon in Lille abstattete, ein Zuschauer rief: „Es lebe die Republik!" fuhr ihn der Adjutant General Loysel an: „Schweig Dummkopf!" ganz wie es 1849 gewesen war. Trotzdem die Neuwahlen des Jahres 1877 unter einem offiziellen Drucke stattfanden, der denen des Kaiserreichs an Stärke nichts nachgab, erbrachten die Wahlen für Kammer und Senat im Oktober eine glänzende, überwältigend große republikanische Mehrheit. Damit war auch die Idee eines Staatsstreiches, wie ihn Louis Napoleon 1851 gegen die Kammer geführt hatte, wenig aussichtsreich geworden, und wenn sie auch noch eine Zeitlang in den Köpfen der Unterlegenen spukte und im Dezember 1877 sogar eine gewisse Gestalt anzunehmen schien, so bedeutete der freiwillige Rücktritt Mac Mahons am 30. Januar 1878 doch den definitiven Verzicht auf derartige Gelüste. Damit war der Sieg der Republik entschieden und ihr Bestand gesichert. Auch die innerpolitischen Angelegenheiten, die das Land im tiefsten aufwühlten, wie Panamakanal und Dreyfusaffäre, selbst das Auftauchen eines Prätendenten wie Boulanger haben den Horizont nur vorübergehend zu trüben vermocht und den republikanischen Gedanken nicht gefährdet. Gerade daß Ereignisse, wie die unheilvolle Geschichte des Panamakanals, deren Aufrollung so zahlreiche und so namhafte Persönlichkeiten schwer kompromittierte, wie die trübere Dreyfusaffäre, die das ganze Land in zwei getrennte Heerlager spaltete, wo Recht und Unrecht zu ganz nebensächlichen Dingen neben dem persönlichen Hasse wurden, doch die Republik als solche nicht mehr zu erschüttern

vermochten, beweist, daß Frankreich in der demokratischen Republik die endgültige Staatsform gefunden hat. Die Verfassung des Jahres 1875, die achte, die Frankreich seit dem Jahre 1791 empfing, hat die Formeln gefunden, in denen sich das politische Leben der Nation abwickelt und zugleich die Kräfte so verteilt, daß sie sich im Gleichgewicht halten, ohne einem der Faktoren ein Übergewicht einzuräumen. Sie hat dadurch die Fehler der Verfassung der zweiten Republik vermieden.

Der Schwerpunkt des staatlichen Lebens ist, wie billig, in die Deputiertenkammer verlegt, deren Mitglieder aus direkten, allgemeinen Wahlen hervorgehen. Diese Kammer wird alle vier Jahre neu gewählt. Neben ihr besteht ein Senat von 300 Abgeordneten, die nicht aus allgemeinen Wahlen hervorgehen, sondern von einem besonderen Wahlkörper gewählt werden. Dieser setzt sich zusammen aus den Abgeordneten der Departements, aus den Generalräten, den Arrondissementsräten und Delegierten, welche die Gemeinden zu diesem Zwecke ernennen. Deputiertenkammer und Senat bilden, wenn sie sich vereinen, den Kongreß, der alle sieben Jahre den Präsidenten zu wählen hat. Dem Kongresse steht auch das alleinige Recht zu, Änderungen der Verfassung vorzunehmen. Der Präsident ist die Spitze der Verwaltung und besitzt die ausführende Gewalt, die er aber nicht selbst, sondern durch die Minister ausübt, die den Kammern verantwortlich sind. Der Präsident hat das Recht, die Deputiertenkammer aufzulösen, aber nur auf Vorschlag des Senates; der Auflösung muß nach drei Monaten eine Neuwahl folgen, auch darf kein Sitz in der Kammer oder im Senat länger als drei Monate unbesetzt bleiben. Die Regierung kann so gut Gesetze vorschlagen, wie jeder Abgeordnete und jeder Senator, der Präsident hat nur den Vorschlägen Gesetzeskraft zu verleihen, die von der Deputiertenkammer und dem Senat beschlossen worden sind. Die Kammern haben das Recht (sagen wir besser die Pflicht), alle Handlungen der Regierung zu kritisieren, mit der notwendigen Folge, daß, wenn ein Ministerium das Vertrauen der Abgeordneten verloren hat, es sich gezwungen sieht, abzudanken und die Regierung denen zu überlassen, welche das Vertrauen der Majorität besitzen.



— Et dire qu'elle était si belle sous l'Empire!...

Zeichnung von Forain.

Die Verfassung garantiert dem französischen Volke in der Tat die Selbstregierung. Die Wähler ernennen die Abgeordneten, die Abgeordneten ernennen das Ministerium, es ist ein ganz direkter und sehr kurzer Weg, der im politischen Leben der Nation von der breiten demokratischen Basis zu der Spitze führt, die den Willen des Volkes auszuführen hat. Im Falle, daß zwischen der Kammer auf der einen, dem Präsidenten und dem Ministerium auf der anderen Seite ein dauernder Konflikt ausbräche und der Präsident die Kammer auflöste, so würde das nur dazu dienen, den Streitpunkt vor das Forum der Wählerschaft zu bringen, um ihr die Entscheidung zu überlassen. In der Tat haben die verschiedenen Regierungsformen, die sich in Frankreich seit dem Jahre 1789 gefolgt sind, die verschiedenen Verfassungen, die einander ablösten und alle mit Fehlschlägen endeten, dazu beigetragen, daß die Verfassung der dritten Republik die Fehlerquellen ausgeschieden hat, welche früher vorhanden waren. Die Dreiteilung der Gewalten in Deputiertenkammer, Senat und Präsident hat es mit der geschickten Abmessung der jedem zustehenden Rechte verstanden, Konflikte zwischen ihnen auszuschalten und einen Bruch der Verfassung, wenn auch vielleicht nicht unmöglich zu machen, so doch immerhin so zu erschweren, daß die Versuche, die in den vier Jahrzehnten des Bestehens der dritten Republik gemacht wurden, die demokratische Verfassung zugunsten einer Monarchie umzustoßen (man denke an Mac Mahon und Boulanger), fast mit Notwendigkeit mißglücken mußten. Die Verfassung der französischen Republik nähert sich in ihren Formen der englischen, der sie nachempfunden ist, eine

Eigenschaft, die ihr auch Rambaud als Vorzug nachrühmt. Sie verkörpert im parlamentarischen Regime die einzige Regierungsform, die eines freien Volkes würdig und angemessen ist, sie begnügt sich nicht mit dem Schein einer Konstitution, sie hat das Wesen derselben, sie führt in die Zukunft, während so viele andere Verfassungen im Mittelalter wurzeln und die Vergangenheit festhalten.

Wenn die Republik nach dem Friedensschlusse mit dem Deutschen Reiche keinen äußeren Gegner mehr hatte, so sah sie sich dagegen im Innern Frankreichs einem Feinde gegenüber, der ihrem Bestande gefährlicher war, als es eine Koalition sämtlicher Großmächte hätte sein können, dem katholischen Klerus. Er war unter dem zweiten Kaiserreich von der Regierung mit Zuvorkommenheit behandelt worden, ohne dadurch ihr Freund zu werden, er war eine Macht für sich, ein Staat im Staate geworden. Solange die Macht des Kaisers dauerte, hatte er dem Papst den Besitz Roms erhalten; als der Kaiser gestürzt war, zog die Republik ihre Truppen aus der ewigen Stadt zurück und ermöglichte dadurch den Italienern die Besetzung derselben; die Niederlage Frankreichs fiel mit dem Verlust der weltlichen Herrschaft des Papsttums zusammen. So trat der Klerus der Republik von Anfang an mit Feindseligkeit entgegen und begann nach dem Frieden einen offenen Krieg gegen den Staat, dem er angehörte. „Im Unglück wenden sich die Völker, wie die Menschen, häufig zu Gott," schreibt Professor A. Tibal in Nancy, „nach dem Kriege kehrte Frankreich in Massen zum Katholizismus zurück. Aber die Priester wußten nichts Besseres für die Scharen ihrer neuen Anhänger zu erfinden, als pompöse Trauerzeremonien, lärmende Pilgerfahrten und mechanische Frömmigkeit. Sie verstanden es nicht, ihnen zu zeigen, wie alle Bürger gemeinsam an dem Wiederaufbau des Staates arbeiten müssen; sie verstanden es nur, Haß und Uneinigkeit zu predigen und die Republik, die Laien und die Gottlosen zu verfluchen, deren Ruchlosigkeit den Zorn Gottes auf Frankreich herabgerufen hätte. Schließlich predigten sie einen Kreuzzug, um Rom dem Papste wiederzugeben." Der Klerus erbaute auf dem Montmartre über Paris die gewaltige

Basilika, die er als Sühnekirche dem heiligen Herzen Jesu widmete. Er benutzte die Niederlage der französischen Heere zur Aufrichtung eines prunkenden Siegesdenkmals des Klerikalismus. Als wichtigste Aufgabe Frankreichs betrachtete der katholische Klerus die Wiederherstellung des Kirchenstaates, und da er diese von der Republik nicht erwarten konnte, so machte er die Sache des französischen Königtums zu der seinen. Durch die heftige Propaganda für die Wiedergewinnung Roms entfremdete die Geistlichkeit der Republik die Sympathien Italiens, ihres natürlichen Bundesgenossen, und trieb das geeinte Königreich dem Zweibund Deutschland und Österreich in die Arme. Der französische Klerus hat mehr für die Konsolidierung des Dreibundes getan, als alle Diplomaten. Wenn die Schwierigkeiten der äußeren Lage, in welche der französische Klerikalismus die Republik brachte, mehr zufällige waren, so hat der Klerus sich dagegen angelegen sein lassen, im Innern den Widerstand gegen die Regierung förmlich zu organisieren und in ein System zu bringen. Die Bischöfe in ihren Erlassen und Hirtenbriefen, allen voran der streitbare Bischof Freppel von Angers, die katholische Presse, an erster Stelle der „Univers" Louis Veuillots; die Pfarrer schrieben, redeten und predigten gegen alles, was mit der Republik zusammenhing und beschimpften in einer stets wachsenden Unduldsamkeit alle Äußerungen des modernen Geistes. Die Feindseligkeit des katholischen Klerus wurde für die Republik zu einer direkten Gefahr, seit die Kirche sich auf Seite Heinrich V. stellte. Die Legitimisten dankten es der klerikalen Agitation, daß der Graf von Chambord bis an die Stufen des Thrones gelangte, den zu besteigen er sich schließlich weigerte. Wie mächtig der Gegner war, mit dem es die Republik in ihrem eigenen Körper zu tun hatte, beweisen die Zahlen. Die Kongregationen besaßen 1880 712 Millionen, ein Besitz, der sich in den nächsten 20 Jahren auf mehr als eine Milliarde steigerte. Die Jesuiten hatten 1876 66 Niederlassungen mit 26 Collèges, die autorisierten Kongregationen im gleichen Jahre 224 Institute und 3086 Schulen, während die nicht autorisierten, von der Behörde nur geduldeten Kongregationen in demselben Jahr 384 Institute besaßen. Eine im Jahre

1901 aufgenommene Statistik wies nach, daß Frankreich 30136 Mönche und 129492 Nonnen zählte, eine ungeheure Zahl, wenn man bedenkt, daß beide zusammen im Jahre 1789 nur 60000 Personen umfaßt hatten. Die Republik hatte nichts getan, um den blinden Haß, mit dem sie von seiten der katholischen Kirche verfolgt wurde, zu verdienen, im Gegenteil, sie hätte ihren Dank beanspruchen dürfen; denn sie hatte dem Klerus geopfert, wonach er seit Jahrzehnten verlangte, die Freiheit auch des höheren Unterrichts. Sie hatte zugesehen, daß in Lille, Paris, Angers, Toulouse, Lyon fünf sog. katholische Universitäten gegründet wurden und duldete die Ausbreitung der Kongregationen auch in den Fällen, in denen diese keine Erlaubnis nachsuchten. Die herbe Feindseligkeit, mit welcher der Klerus der Republik gegenübertrat, der sich bei jeder Gelegenheit, zumal in den Wahlen, als den erbitterten Gegner der Staatsordnung bekannte, nötigte endlich die Angegriffene zur Abwehr. Es ist das Verdienst Gambettas, zuerst den Finger in diese Wunde des Staatskörpers gelegt zu haben. Wenn man allenfalls verschiedener Meinung darüber sein darf, ob der Widerstand bis aufs Messer, den er 1870 organisierte, für Frankreich vorteilhaft oder auch nur nötig war, so ist dagegen das Verdienst, gegen den inneren Feind mobil gemacht zu haben, unbestreitbar, und von den glücklichsten und segensreichsten Folgen begleitet gewesen. Diese Tat allein wird ihn Frankreich unvergessen machen. Am 28. Februar 1876 hielt Gambetta die große Rede gegen die Jesuiten, die Frankreich überfluten, am 3. Mai 1877 warf er in einer anderen Rede das geflügelte Wort in die Massen: „Der Klerikalismus, das ist der Feind!“ Von dem Zeitpunkt an, da die Kirche dem Staat den Kampf förmlich aufgezwungen hat, sind die Verhältnisse zwischen beiden immer unerquicklicher geworden, zumal als die Kirche den Staat dazu drängte, Hilfe und Unterstützung bei Freidenkern und Protestanten zu suchen. Erst der katholische Klerus, dessen verbohrter Feindschaft der gesunde Menschenverstand jeden Tag mehr abhanden kam, hat die Republik antiklerikal gemacht, was sie von Anfang an durchaus nicht war. Der Ultramontanismus, der in Frankreich während der Restauration einsetzte, hat auch



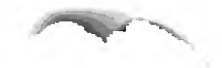
den französischen Geistlichen zu jenem antisozialen Wesen gemacht, das nach Delannoys Worten weder Familie noch Vaterland besitzt. Die „Lanterne" schrieb in Ausführung dieses Gedankens: Man müsse die Priester als gefährliche Wesen und als Übeltäter betrachten, die mit allen Mitteln unschädlich gemacht werden müßten. Paul Bert verlangte 1883, daß alle klösterlichen Niederlassungen aufgehoben werden sollten, weil sie in ihren Genossen einen dem Staatsgedanken fremden und direkt feindlichen Sinn unterhielten. Unaufhaltsam brach sich nun die Überzeugung Bahn, daß der Katholizismus, wie er sich heute in die Gestalt des Ultramontanismus verwandelt hat, mit dem modernen Staat absolut unverträglich ist, daß, wie Waldeck-Rousseau sagte, jeder Staat notwendig und dauernd antiklerikal sein müsse. Die Abstimmungen, welche bei der Budgetberatung in der französischen Deputiertenkammer stattgefunden haben, zeigen, wie allmählich, aber wie stetig die Zahl derjenigen zunahm, die für Staat und Kirche das Heil und den Frieden nur in einer vollständigen Trennung erblickten. 1876 stimmten 68 Abgeordnete gegen das Kultusbudget, 1881 wurden 87 Stimmen dagegen laut, 1883 war die Zahl auf 143 gewachsen, im Jahre 1900 betrug sie schon 194 und erlaubte so dem Ministerium Waldeck-Rousseau, dem klerikalen Gegner einige rasche und vernichtende Schläge zuzufügen. Das Gesetz vom 1. Juli 1901 über die Vereine war das erste in der Reihe jener Maßnahmen, die dazu bestimmt sind, die Verhältnisse zwischen Staat und Kirche definitiv zu ordnen. Es gewährte allen Vereinen absolute Freiheit und nahm davon nur die bis dahin nicht autorisierten Kongregationen aus. Sie wurden durch das Gesetz gezwungen, die Genehmigung der Behörde nachzusuchen, wozu ihnen ein Zeitraum von drei Monaten gelassen wurde. Die bis dahin nicht genehmigten sollten aufgelöst werden, die Mitglieder aber nur ihr Privateigentum, das sie bei ihrem Eintritt mitgebracht hatten, beanspruchen dürfen, so daß das Vermögen der Genossenschaft, auf welchen Wegen es auch immer erschlichen sein mochte, vor Verschleppung und Hinterziehung gesichert war und dem Staate zufiel. Emile Combes, der schärfer als irgend jemand die Gefahr erkannte, welche der Repu-

blik von seiten des Klerikalismus drohte, ging noch über dies Gesetz hinaus und verlangte im Juli 1903 von der Kammer, daß alle Kongregationen, welche die vom Gesetz geforderte Erlaubnis nachsuchen, zurückgewiesen werden sollten. Die Deputierten hießen diesen Antrag gut und dadurch wurden mit einem Schlage alle nicht autorisierten Kongregationen auf französischem Boden aufgehoben. Im Jahre darauf brach die französische Regierung die diplomatischen Beziehungen zum Vatikan ab, als Pius X. sich geweigert hatte, den Präsidenten Loubet zu empfangen, welcher in Rom den König von Italien besuchte. Am 9. Dezember 1905 endlich kam das Gesetz zustande, welches die Trennung von Kirche und Staat durchgeführt hat. Der Staat erkennt alle Kulte an, aber er überläßt es den Bekennern eines jeden, für die Ausgaben, welche mit der Ausübung derselben zusammenhängen, selbst zu sorgen; von Staats wegen wird kein Geistlicher mehr angestellt oder besoldet. Die Kirche wird dem Staat gegenüber durch sog. Kultgenossenschaften repräsentiert, denen der Staat die Kirchen umsonst für ihre religiösen Zwecke leiht. Die feindselige Haltung, die der Papst und die Bischöfe gegen dieses Gesetz einnehmen, hat im Januar 1907 zu einer gelinden Verschärfung desselben geführt, indem der Staat seine Rechte gegenüber der Kirche noch energischer wahrnahm. Diese kirchliche Gesetzgebung der dritten Republik, mit der die Namen von Paul Bert, Emil Combes und Waldeck-Rousseau für immer auf das rühmlichste verbunden bleiben werden, hat endlich den Grundsatz durchgeführt, daß die Religion Privatsache ist, und mit



Waldeck-Rousseau. 1904.
Nach einer Zeichnung von Paul Renouard.

dem heuchlerischen Axiom vom „Christlichen Staat" gebrochen. Indem Frankreich als erster von allen Staaten der alten Welt die Trennung von Staat und Kirche durchführte, die nicht nur eine Forderung aller erleuchteten Köpfe ist, die eine gebieterische Notwendigkeit für jeden Staat bildet, der sich nicht selbst aufgeben und seine Gesetze von Rom empfangen will, hat es bewiesen, daß es noch immer an der Spitze der modernen Zivilisation marschiert. Ob es auf diesem Wege verharren wird? — Frankreichs Bevölkerung zählt etwa 30 Millionen Katholiken, und unter diesen, nach der Angabe, die der Bischof von Dijon in einem Briefe an Pius X. machte, höchstens 4—5 Millionen wirklich Gläubige, aber Klerikalismus und Christentum sind ja auch zwei durchaus verschiedene Dinge. Sie gehen zwar beide von der Religion als Grundprinzip aus, während aber das Christentum sich zum Glauben entwickelt, ist der Klerikalismus eine Sache der Politik mit rein weltlichen Absichten und Zwecken. Es können Konstellationen der inneren oder äußeren Politik eintreten, die sich heute gar nicht voraussehen lassen und die sehr wohl dazu führen können, daß der klerikale Katholizismus sich wieder erhebt und die Republik in seinen Dienst zwingt. „Was in der Tat noch heute die Macht des Katholizismus in Frankreich bildet," schreibt Tibal, „ist, daß er seit 1500 Jahren in diesem Lande Wurzel gefaßt hat. Er ist mit der Geschichte des Volkes so eng verschmolzen, hat den Geist so vieler Generationen herangebildet, daß er ein Element der französischen Seele geworden ist, er bildet einen Bestandteil des Volkstypus. Für Leute, die gern ein ruhiges Leben führen (und sie bilden die große Mehrzahl eines Volkes)," fährt der Verfasser fort, „und selbst für solche, die keinen religiösen Glauben haben, hat der Katholizismus den ungeheuren Vorteil, daß er ein Prinzip der Stabilität und Einheit ist, und diese Eigenschaft verdankt er seinem jahrhundertelangen Bestehen. Er ist eine Garantie für Ordnung, ein Feind der Revolutionen und Umsturzideen, er ist der letzte Rest des alten Frankreichs. Darum hat der Katholizismus zu allen Zeiten, wenn das Volk politischer Krisen müde war, eine innere oder äußere Gefahr fürchtete, wenn sein Patriotismus eine akute Form annahm, gute Geschäfte ge-



macht. Literatur, Kunst und Philosophie führen ihm dann, ohne es zu wissen oder zu wollen, zahlreiche Anhänger zu.“ Quod Dii bene vertant!

Der heftigste Teil des Kampfes zwischen Republik und Kirche hat sich auf dem Gebiete der Schule abgespielt. Hier hat die Republik in der Tat alles gut gemacht, was die früheren Regierungen mit Absicht versäumt hatten, sie hat das ganze Unterrichtswesen gründlich und glücklich reformiert. Mögen mehr oder minder absolute Staaten ein Interesse daran haben, ihre Untertanen in Unwissenheit zu erhalten, so ist es dagegen Pflicht einer Republik, ihren Bürgern das größtmögliche Maß von Bildung zu vermitteln. Schon das Gesetz vom 1. Juni 1878, welches die Gemeinden zwang, die Schulhäuser zu erwerben, machte großen Mißständen in moralischer und hygienischer Beziehung im Schulwesen ein Ende. Vom Jahre 1878 bis zum Jahre 1903 wurden 718 Millionen für diesen Zweck verausgabt, die Stadt Paris allein verwendete in den 30 Jahren von 1871—1901 151 Millionen für ihre Schulgebäude. Die Republik war nicht so bald konsolidiert, als sie die Reform des Unterrichts, besonders jenes der untersten Stufe, als ihre erste und wichtigste Aufgabe betrachtete. Paul Bert, Jules Ferry und Ferdinand Buisson teilen sich in den Ruhm, den Elementarunterricht in Frankreich auf eine neue Basis gestellt zu haben. Sie führten den Schulzwang ein, der bis dahin nicht existierte, machten den Unterricht unentgeltlich und ließen ihn durch Laien erteilen. Die Gesetze vom 15/16. Juni 1881 und 28. März 1882 haben diese Momente, die ihm bis dahin fremd gewesen waren, in den Elementarunterricht eingeführt. Der Schulzwang existiert vom 6. bis zum 13. Jahre. Der Schulbesuch auf der untersten Stufe ist unentgeltlich, weil die demokratische Republik den Unbemittelten das drückende Gefühl ihrer Armut nehmen wollte; erzählt doch Poincarré, daß es in manchen französischen Schulen für armer und reicher Leute Kinder verschiedene Bänke gab! Zu diesen großen Fortschritten gesellte sich als dritter die Erteilung des Unterrichts durch Berufslehrer statt durch Geistliche, welche stets dazu neigen, die staatliche Autorität zu leugnen. Wie ernstlich die Republik sich

des Unterrichts auf seiner ersten Stufe, der eigentlichen Volksschule, angenommen hat, beweisen die Summen, die sie für denselben aufgewendet hat. Von 61½ Millionen, die im Jahre 1870 im Budget für den Elementarunterricht ausgeworfen waren, stieg der Betrag bis zum Jahre 1902 auf 236598969 Frank. Das Resultat, das mit diesen Aufwendungen erzielt wurde, läßt sich annähernd an der Zahl der Analphabeten ermessen. Im Jahr 1877 konnten von 100 eingezogenen Rekruten 15 weder lesen noch schreiben, dieser Prozentsatz ist bis zum Jahre 1904 auf vier vom Hundert zurückgegangen. Die Religion ist aus dem Unterrichte ausgeschaltet, weil den Kindern Probleme ferngehalten werden sollen, die nur dazu angetan sind, ihre Begriffe zu verwirren. „Die Schule hat schon genug damit zu tun," schreibt Poincaré, „wenn sie lesen, schreiben und rechnen lehrt, ferner Grammatik, die Hauptsachen der französischen Literatur, Geographie, französische Geschichte, Physik und Naturkunde, Bürgerkunde und dann jene ewigen Regeln der Moral, über die sich alle zivilisierten Völker einig sind." Es ist das große Verdienst Paul Berts, diesen Moralunterricht eingeführt und von der Religionslehre getrennt zu haben. Er bietet eine moralische Durchdringung der Geschichte und Literatur, beleuchtet in moralischer Weise Beispiele, die aus dem Leben der Kinder genommen werden, gibt ihnen die sehr nötige Unterweisung über die Übel, welche die Trunksucht mit sich führt und unterrichtet sie schließlich als künftige Staatsbürger in der Kenntnis der Verfassung und der Gesetze. Dieser Moralunterricht, der an die Stelle des obligatorischen Religionsunterrichts getreten ist, hat sich seit 30 Jahren glänzend bewährt und Frankreich auch in dieser Beziehung an die Spitze der modernen Kulturländer gestellt. Wenn der Religionsunterricht im Schulgebäude auch untersagt ist, so bleibt es doch den Eltern unbenommen, ihren Kindern einen Privatunterricht in Glaubenssachen erteilen zu lassen, von wem sie wollen.

Die öffentlichen Elementarschulen vermehrten sich von 39764 im Jahre 1876/77 auf 44928 im Jahre 1904/05. An sie schließen sich als weitere Bildungsstätten Fachschulen für Handwerker und Arbeiter und Handelsschulen; für Mädchen wurde die erste Handelsschule



1870 in Paris eröffnet. Die Fortbildungsschulen, die 1894/95 8288 Kurse abhielten, haben bei dem großen Bildungshunger der Menge einen überraschenden Aufschwung genommen, 1905/06 zählten sie 47330 Kurse. Dadurch, daß sie die Elementarschule auf einer im besten Sinne liberalen Basis errichtete, nahm die Republik ihrem klerikalen Gegner die schärfste Waffe aus der Hand. Wie nötig das war, wie unumgänglich zu



— Qu'est-ce que tu cherches?
— Mais, rien du tout; tout ça, c'est pour les faire attendre!

Zeichnung von Forain.

ihrer Selbsterhaltung, hat der Verlauf der Dreyfusaffäre bewiesen. Ohne die Einmischung des Klerus und seine verhetzende Tätigkeit hätte sie niemals den Umfang und die Schärfe angenommen, die eine Zeitlang die französische Republik einer Katastrophe entgegenzutreiben schienen. Waldeck-Rousseau beklagte in einer Rede, die er am 28. Oktober 1900 in Toulouse hielt, daß es in Frankreich jetzt zwei Klassen von Jugend gäbe, welche groß würden, ohne einander zu kennen und sich dabei so unähnlich, daß sie sich gar nicht verstehen könnten. Er zielte damit auf den Gegensatz zwischen den Schulen des Staates und denen der Kongregationen, die sehr zahlreich waren, unterhielten sie doch 1872 bereits 18546 Unterrichtsanstalten, die beständig zunahmen. „Die Republik hat die Pflicht," sagte dieser Minister ein andermal, „die Kongregationen tödlich zu treffen, denn sie sind das Hauptinstrument unter dem Rüstzeug der Kirche." So schloß er 1902 sofort 115 Schulen, welche nicht autorisierte Kongregationen

ohne Erlaubnis geöffnet hatten, und da die Deputierten mit dem Ministerium eines Sinnes darin waren, daß die weltliche Schule über die mönchische den Sieg davontragen müsse, so ließ das Ministerium Waldeck-Rousseau im Oktober 1903 weitere 10000 Kongregationsschulen schließen. Das Gesetz vom 7. Juli 1904 hat dann dem Unterricht der Kongregationen vollends ein Ende gemacht. Die Fortschritte, welche dieser Unterricht unter der Ägide der Republik gezeitigt hat, liegen zutage. „Die Schule", sagt Devinat 1903, „erzieht keine Chauvinisten mehr, sie ist jetzt wirklich eine Schule demokratischen Fortschritts geworden, welche soziale Solidarität und republikanische Brüderlichkeit lehrt." Mag der Umfang der Kenntnisse, die sie vermittelt, so groß oder so gering sein wie er wolle, das wichtigste ist, daß die Schule in den unteren Schichten Überlegung und Einsicht verbreitet. Dafür dürfen wir die Rede als Zeugnis anführen, die Hervé am 12. September 1905 in Paris hielt. Er sagte u. a.: „Alle Kulte, alle Religionen sind gefährlich. Sie verrohen und verdummen. Unter diesem Gesichtspunkt gibt die Religion der Fahne den anderen nichts nach." Dieses Bekenntnis ist ein wichtiges Dokument dafür, daß der Unterricht, den die Republik erteilen läßt, den Fortschritt verbürgt, ein Lichtblick, der die so düster erscheinende Zukunft für einen Augenblick erhellt und der Hoffnung Raum gibt: Ja, eines Tages wird das Volk die Sonne sehen!

In den höheren Unterricht teilen sich Lyzeen und Collèges, die unseren Gymnasien und Realschulen entsprechen. „Sie haben", wie Poincarré ausführt, „weniger den Zweck, dem Kinde praktische Kenntnisse zu verschaffen, als seinen Geist zu bilden, seinen Geschmack zu entwickeln und es an gute intellektuelle Methoden zu gewöhnen." Sie bereiten ihre Schüler zu einem Examen vor, das unserem Abiturientenexamen gleichwertig ist und für den Eintritt in den höheren Staatsdienst, zur Vorbereitung für das Universitätsstudium unbedingte Voraussetzung ist. Die Republik hat die wohlwollenden Intentionen, mit denen Viktor Duruy den Mädchenunterricht zu reformieren suchte, wieder aufgenommen. Duruy hatte den Mädchen bereits den höheren Unterricht zugänglich gemacht, der heftige Widerspruch des Klerus

ließ diesen Versuch aber wieder aufhören, als der aufgeklärte Mann nicht mehr Unterrichtsminister war. Erst den Bemühungen von Camille Sée und Jules Ferry ist es seit 1878 gelungen, Lyzeen und Collèges für Mädchen zu eröffnen. „Wir wollen keine gelehrten glaubenslosen Frauen schaffen," sagte Jules Ferry, „nein, sondern Frauen, die nachzudenken verstehen. Wir wollen nur die Erziehung zum Nachdenken; die wissenschaftlichen Methoden sollen ein wenig mehr als bisher in das Leben der Frauen eindringen."

Die ersten Monate des neuen Staatswesens waren durch kriegerische Sorgen getrübt; als der Frieden geschlossen war, traten die finanziellen Schwierigkeiten in den Vordergrund. Der Krieg kostete dem französischen Staatsschatz 13 Milliarden Frank, von denen die fünf Milliarden der an Deutschland zu zahlenden Kriegsentschädigung nicht einmal die Hälfte bilden. Die Gemeinden forderten vom Staate für die Schäden, die ihnen der Krieg verursacht hatte, drei Milliarden, so daß die Ära der Republik unter wenig günstigen Auspizien begann. In dieser Lage kam der Republik eine Erbschaft zugute, die ihr das Kaiserreich hinterlassen, der Kredit, den Frankreich genoß. Es war für In- und Ausland eine Überraschung, als die fünfprozentige Anleihe von zwei Milliarden, welche der Staat am 27. Juni 1871 auflegte, in weniger als sechs Stunden überzeichnet war. 4500 Millionen, von denen Paris allein 2500 Millionen zeichnete, wurden der Republik zur Verfügung gestellt. Als vier Wochen später, am 25. Juli, eine neue Anleihe von 3500 Millionen aufgelegt wurde, sind dem französischen Staate binnen zwei Tagen 42 Milliarden angeboten worden. Es war ein Beweis, wie groß das Vertrauen zu der neuen Republik war. Sie hat die riesige Schuldenlast, die ihr der Krieg auferlegte, in zwei Jahren abgetragen. Außerordentlich rasch hat sich Frankreich mit den reichen natürlichen Hilfsquellen des Landes, der Arbeitsamkeit und dem Fleiß seiner Bevölkerung von den Wunden erholt, die der Krieg seinem Wohlstande geschlagen hatte. Man schätzte das bewegliche französische Privatvermögen 1851—1855 auf 2715 Millionen, es ist bis 1906—1909 auf 7150 Millionen gestiegen. In Gebäuden angelegt waren 1851 bis 1853 19¼ Milliarde, 1899—1900 dagegen 56 Milliarden und



136 Millionen. Die Einlagen der französischen Sparkassen beliefen sich 1885 auf 2467 Millionen, 1904 auf 4433 Millionen; die Schulsparkassen, die erst seit 1874/75 bestehen, schuldeten ihren Einlegern 1902 bereits 9330000 Frank. Die Banque de France hatte 1885 drei Milliarden in ihren Depots, 1906 7,2 Milliarden. Die Depots der fünf größten Kreditanstalten in Frankreich enthielten im Jahre 1885 600 Millionen, im Jahre 1906 1948 Millionen. Im Verhältnis mit dieser Zunahme des Nationalvermögens sind auch die Ausgaben des Staates gestiegen. Im Jahre 1869 betrug das Budget 1904 Millionen, im Jahre 1907 3837 Millionen. Es hat im Jahre 1912 die unglaubliche Ziffer von fünf Milliarden erreicht, was dem fünften Teil des Einkommens der Franzosen entspricht. Die Ausgaben für Heer und Marine beliefen sich 1869 auf 543 Millionen, sie sind bis 1907 auf 1092 Millionen gestiegen, insgesamt hat die Republik zwischen 1870 und 1907 für Rüstungszwecke 42 Milliarden verausgabt. Daß solche Summen der Kultur verloren gehen, ist Schuld des Rüstungswahnsinns, der die Völker seit Jahren in seinem Banne hält und der so lange nicht nachlassen wird, wie auf beiden Seiten des Rheins mächtige Faktoren an diesen Rüstungen finanziell interessiert und auf Profite angewiesen sind, die für sie nur abfallen, wenn die dauernde Verhetzung der Völker diese hindert, sich friedlich zu verständigen.

In den Zöllen, die so unauflöslich mit den Finanzen eines Landes zusammenhängen, erbte die Republik die liberale Richtung, die das zweite Kaiserreich inauguriert. Thiers, der am liebsten sofort mit dieser Richtung gebrochen hätte, sah sich durch die Handelsverträge, die der Kaiser abgeschlossen hatte, daran verhindert und noch jahrelang war die Republik auf sie festgelegt. So war das erste Jahrzehnt der Zollpolitik unter der Republik vom liberalen Geiste erfüllt. Der Kampf zwischen Schutzzoll und Freihandel war allerdings seit 1871 aufs neue in heftiger Weise ausgebrochen und durch die schlechten Ernten von 1878 und 1879 zu einer Frage von akuter Bedeutung geworden. Frankreich kehrte, wie mehr oder weniger alle Länder zum Schutzzoll zurück und begann durch sein Gesetz vom 7. Mai 1881 mit einer Verteuerung der Lebensmittel, die lebendes Vieh und Zerealien, aber noch



La Mode Artistique. September 1890.
Zeichnung von Janet.

136 Millionen
liefen sich 18
die Schulspar
ihren Einleger
hatte 1885 d
Die Depots d
hielten im Ja
Im Verhältni
auch die Aus
das Budget 1
hat im Jahre
reicht, was d
spricht. Die
auf 543 Millio
insgesamt hat
zwecke 42 Mill
verloren gehen
seit Jahren in
lassen wird, w
an diesen Rü
gewiesen sind,
hetzung der V

In den Zöll
zusammenhän
das zweite Ka
mit dieser Rich
verträge, die d
und noch jahr
das erste Jahrz
Geiste erfüllt,
war allerdings
und durch die
Frage von aku
mehr oder wen
gann durch sei
der Lebensmit

nicht das Brotgetreide betraf. Auf diesem Wege ist es fortgeschritten, und wenn bei den Beratungen des Gesetzes von 1882 ein Deputierter im Jahre 1881 noch sagen konnte: Niemand denke daran, Getreide oder Nahrungsmittel besteuern zu wollen, so wurden schon zehn Jahre später durch den Zolltarif von 1892 alle Nahrungsmittel verteuert. Die ackerbautreibende Bevölkerung Frankreichs, die Rambaud auf 23 Millionen veranschlagt, dankt es dann den systematischen Bemühungen von Jules Méline, das nicht nur Vieh und Getreide, sondern daß überhaupt alle Produkte des Ackerbaues durch hohe Zölle geschützt wurden, mit dem Resultat, daß jetzt sämtliche Nahrungsmittel, gerade wie in Deutschland, künstlich verteuert und in die Höhe getrieben worden sind.



Rue du Haut-Pavé in Paris 1910.
Nach einer Radierung von Charles Heyman.

Das Kaiserreich hatte für den Straßenbau so viel getan, daß das Wegenetz der großen Staatschausseen im Jahre 1870 abgeschlossen war und nur die Nebenstraßen, deren Erbauung und Unterhaltung den Departements obliegt, weiterzuführen waren. Für diese sind von 1869—1908 insgesamt 1850 Millionen aufgewendet worden und werden für die jährlichen Unterhaltungskosten 167 Millionen ausgegeben. Seit man bei Beginn des Bahnbaues unter Louis Philippe damit begonnen hatte, die Ausführung der Linien der privaten Industrie zu überlassen und unter eine Anzahl verschiedener Gesellschaften zu verteilen, war die Einheitlichkeit des ganzen Unternehmens gestört. Im Jahre 1875

gerieten viele der kleineren Eisenbahngesellschaften in Zahlungsschwierigkeiten, so daß die Regierung, um größere Störungen zu vermeiden, sich gezwungen sah, mit ihrer Hilfe einzuspringen. Sie kaufte 2615 km Eisenbahnen im Werte von 270 Millionen und hätte, wenn es nach den sehr verständigen Wünschen der Sozialisten gegangen wäre, die Gelegenheit benutzen und das gesamte Bahnnetz Frankreichs verstaatlichen sollen. Der Widerspruch der Kammer ließ es dazu nicht kommen, an der Erhaltung der kleinen Gesellschaften, die ihre Linien zum Vorteil ihrer Aktionäre, nicht zu dem öffentlichen der Allgemeinheit bewirtschaften, waren zu viele Kapitalisten interessiert. Der Plan Freycinets, der am 17. Juli 1879 Gesetz wurde, schrieb zwar vor, daß der Staat auf seine Kosten 181 Linien in einer Gesamtlänge von 8848 km bauen solle, ihren Betrieb aber nach der Fertigstellung privaten Gesellschaften zu überlassen habe. Im Jahre 1908 waren in Frankreich im ganzen 48361 km Eisenbahnen im Betrieb. Die Durchgangswagen nach amerikanischem Muster sind 1889 in Frankreich eingeführt worden, sonst aber wird der Reisende, der gezwungen ist, die französischen Eisenbahnen zu benutzen, bemerken, daß in keinem Lande Europas das rollende Material der Bahnen so schlecht ist und so weit hinter den modernen Ansprüchen zurückgeblieben ist, wie in Frankreich. Nicht nur im Süden und Osten, nicht nur in den Industriegegenden des Nordens, selbst in der unmittelbarsten Nähe von Paris wird man in Wagen genötigt, deren Alter sie längst würdig gemacht hätte, im ersten besten Verkehrsmuseum als Sehenswürdigkeit zu figurieren. Die Eisenbahnen beförderten im Jahre 1908 479 Millionen Reisende und 158 Millionen Tonnen Ware. Wie stark der Verkehr zugenommen hat, beweist, daß die französischen Bahnen für die Beförderung der Reisenden im Jahre 1906 320 Millionen mehr einnahmen, als im Jahre 1880. Auch der innerstädtische Verkehr ist sehr gewachsen, die Omnibusgesellschaft in Paris beförderte 1869 120 Millionen Menschen, im Jahre 1908 253 Millionen. Als ein ganz neues Verkehrsmittel erschienen im Jahre 1885 die Automobile. Die französische Industrie hat ein großes Verdienst an ihrer Verbesserung und hat viel zur Einführung der Kraft-



Buhot. Place Pigalle in Paris 1878.

wagen in den modernen Verkehr und ihrer Einbürgerung im praktischen Leben beigetragen. Im Jahre 1899 besaß ganz Frankreich 1672 Automobile, davon nur 288 in Paris, im Jahre 1904 zählte man schon über 17000 in Frankreich, davon mehr als 7000 in Paris allein.

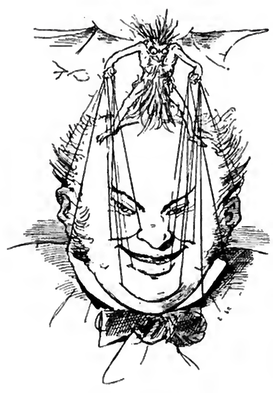
Die großen Fortschritte des französischen Postwesens hängen mit der Schaffung des Ministeriums der Posten und Telegraphen zusammen, das 1879 eingerichtet wurde und den Betrieb in einer Hand vereinigte. Ein großes Verdienst an der Herbeiführung besserer Zustände fällt dabei dem Minister Ad. Cochery zu, unter dessen Verwaltung auch der Weltpostverein zustande kam, der den internationalen Verkehr nicht nur vereinfachte, sondern auch wesentlich verbilligte. Im Jahre 1869 hatte die französische Post 358 Millionen Briefe und 334 Millionen Drucksachen befördert. Die Ermäßigung des Portos, die 1879 eintrat, ließ die Zahl der Briefe in einem Jahr von 318 Millionen im Jahre 1879

auf 403 Millionen im Jahre 1880 hinaufschnellen. Im Jahre 1903 waren diese Zahlen auf 1062 Millionen Briefe und 1368 Millionen Drucksachen gestiegen. Die Telegraphie hat einen Fortschritt zu verzeichnen, dessen ganze Tragweite sich heute noch gar nicht einmal ganz ermessen läßt, die Übermittelung von Nachrichten durch die Luft, ohne Zuhilfenahme des Drahtes; 1898 begann sie in Frankreich zwischen dem Eiffelturm in Paris und Villejuif. Das Telephon, seit 1876 in Amerika bekannt, wurde 1880 in Paris eingeführt und von einer Gesellschaft in den Dienst des Publikums gestellt. 1885 wurde die Linie Paris—Rouen—Lille, 1887 die Linie Paris—Brüssel, 1888 die Linie Paris—Marseille eröffnet. Als der Staat sich 1889 dazu entschloß, das Telephon in eigenen Betrieb zu nehmen, hatte das französische Telephonnetz eine Länge von 6192 km mit einem Jahresertrag von 1134000 Frank; bis zum Jahre 1903 war es auf 33700 km und eine jährliche Einnahme von 22071 000 Frank gewachsen.

Die großen Entdeckungen der Wissenschaft, die dem Verkehr einen so bedeutenden Aufschwung verliehen, haben auch in der Industrie nicht nur verbessernd, sondern völlig umgestaltend gewirkt. Wenn man von den Epochen des Bürgerkönigtums und des zweiten Kaiserreichs sagen konnte: Wissenschaft und Industrie gingen Hand in Hand, so darf man sagen, daß jetzt die Wissenschaft die Herrin der Industrie geworden ist. Sie zwingt ihr nicht nur andere Gesetze der Fabrikation auf, sie drängt sogar die Menschen, die sie beschäftigt, zu anderen Lebensgewohnheiten. Man darf nur den Namen von Pasteur nennen und an seine großen Entdeckungen hinsichtlich der Gärungsprozesse erinnern, um inne zu werden, welche bestimmende Rolle heute dem Gelehrten in der Industrie zufällt, und dabei ist noch nicht einmal an all das gedacht, was dieser große Mann zur Kenntnis und Abwehr der Infektionskrankheiten bei Mensch und Tier Unvergeßliches geleistet hat. Ebenso groß ist die Rolle, welche den französischen Physikern Berthelot, Mascart, Becquerel, Moisseu und andern auf dem Gebiete der Elektrizität zufällt; nirgend anderswo folgt die Industrie den neuen Forschungen so unmittelbar auf dem Fuße, wie gerade hier. Die Verbesserungen der Mechanik, die

neuen Verfahren, welche die Chemie gelehrt hat, haben binnen weniger Jahre die größten Veränderungen in der Industrie herbeigeführt. Zwischen 1849 und 1888 sind seidene Artikel um 30 bis 35%, Tuche um 38%, Leinenwaren um 60%, Baumwollenwaren um 40% billiger geworden. Eine Glühbirne zur elektrischen Beleuchtung, die 1889 noch 5 Frank kostete, war elf Jahre später, im Jahre 1900, auf 50 Centimes gefallen. Die Metallindustrie ist seit den Entdeckungen von Thomas und Gilchrist, ungefähr seit 1870, eine völlig andere geworden, sie nutzt ihr Rohmaterial weit mehr aus, arbeitet besser und billiger. Die Maschinen sind viel vollkommener als früher, ihr Verbrauch an Kohle ist geringer und ihre Leistungskraft größer. Frankreichs Dampfmaschinen arbeiteten 1869 mit 320000 Pferdekräften, 1904 mit 2172000. Diese Umstände haben, wie sie der Technik ein anderes Gesicht gaben, der gesamten Industrie eine andere Richtung aufgenötigt. So hat der mechanische Webstuhl überall den Handwebstuhl verdrängt; die starke Hausindustrie, die einst in den Dörfern der Normandie herrschte und für die Fabriken von Elbœuf, Louviers und anderen Orten tätig war, ist verschwunden. Elbœuf zählte 1882 157 Tuchfabriken, 1912 nur noch 43, die 20 Fabriken von Lisieux sind 1904 auf drei zusammengeschmolzen.

Die Veränderung der Fabrikationsmethoden hat, indem die Industrie die alten Stätten verließ, an denen sie solange heimisch gewesen war, neue Zentren geschaffen. Die Tuchfabrikation, für die einst Elbœuf so berühmt war, hat sich jetzt nach Roubaix, Tourcoing, Reims und Vienne gezogen. Ebenso hat die Metallindustrie einen anderen Charakter angenommen, denn die auf das Sechsfache ihrer früheren Leistungsfähigkeit gesteigerte Produktionskraft der Hochöfen hat die Zahl derselben vermindert und die einst weit zerstreuten Fabriken auf wenige Plätze zusammengedrängt. Die auf das höchste gesteigerte Anwendung der Maschinen und der ständige Einfluß von technischen Verfahren, welche die Wissenschaft reguliert, hat ebenfalls zur Konzentration der Betriebe beigetragen. Einmal ist ihnen gegenüber das technische Wissen, welches das alte Handwerk auszeichnete, von geringer Bedeutung, dann aber fordert die Verwendung der



Bertall. Hausse.

Dampfkraft so komplizierte und so kostspielige Maschinen, daß der einzeln Arbeitende sie sich weder beschaffen, noch sie handhaben könnte. So wird nicht nur das Handwerk selbst, sondern auch die kleinere Industrie in eine Lage gedrängt, die ihre Stellung dem Großindustriellen gegenüber zu einem verlorenen Posten macht.

Die rapide Zunahme des Handels, welche nach 1870 eintrat, hat durch die großen Ansprüche, die der Handel an die Leistungsfähigkeit der Industrie stellte, ebenfalls darauf hingewirkt, daß die Methoden der Herstellung immer einfacher und immer schneller wurden und dadurch nicht nur die Maschine an die Stelle der menschlichen Hand setzten, sondern auch die Hände, die noch nötig waren, immer mehr auf einen Punkt zusammendrängten. Der französische Handel ist im ersten Jahrzehnt nach dem Kriege enorm gewachsen, die Ziffer des commerce spécial für 1873 ist 1100 Millionen höher, als sie im Jahre 1869 war. Unter der Wirkung der seit 1882 bestehenden Schutzzölle machte der Handel im nächsten Jahrzehnt keine Fortschritte, sondern blieb auf der Stelle, die er im Beginn der achtziger Jahre eingenommen. Seit der Mitte der neunziger Jahre hat er von der allgemeinen Zunahme der Handelsgeschäfte in der Welt Vorteil gezogen und ist im Wachsen begriffen, mit keinem Lande hat er stärker zugenommen als mit Deutschland. Import und Export Frankreichs (commerce général) betrugen 1872 9259 Millionen, 1909 15338 Millionen. Das Wachstum des Handels prägt sich auch in den Zahlen des Geldverkehrs aus. Die Banque de France eskomptierte 1869 6635 Millionen Effekten, ihr Inkasso betrug 1196 Millionen, ihre im Umlauf befindlichen Billetts 1354 Millionen;

im Jahre 1909 eskomptierte sie 12336 Millionen Effekten, ihr Inkasso betrug 4524 Millionen, ihre im Umlauf befindlichen Billetts 5080 Millionen, in diesem Jahre wurden an ihren Kassen 273 Milliarden umgesetzt. Auch die übrigen großen Bankinstitute Frankreichs sind unter der dritten Republik beträchtlich gewachsen, der Crédit Lyonnais erhöhte sein Kapital von 37 1/2 Millionen auf 250 Millionen und besaß 1905 251 Agenturen, die Société générale im gleichen Jahre 513 Agenturen. Das französische Kapital hat in den letzten Jahrzehnten seit dem Bestehen der politischen Entente an Rußland etwa 9 Milliarden geliehen. Dieser Überfluß an Geld hat eine gewaltige Spekulation in Papieren zur Folge gehabt, im Jahre 1879/80 betrug die Totalsumme der an der Pariser Börse emittierten Industriepapiere 4 Milliarden. Typisch für das Börsenspiel ist die Gründung der berüchtigten Union générale gewesen, deren Unternehmer Bontoux durch eine geschickte Vermischung von Politik, Börse und Religion dem Klerus und dem katholischen Hochadel die Gelder aus der Tasche zu ziehen wußte. Die Aktien, die auf 500 Frank lauteten, auf die aber nur 125 Frank eingezahlt worden waren, gaben 1879 16 Frank Dividende, 1880 bereits 40 Frank und stiegen im Januar 1882 auf die schwindelnde Höhe von 3400 Frank. Unmittelbar darauf trat die Katastrophe ein, die der Staat vielleicht hätte aufhalten können, wenn er sich geneigt gezeigt hätte, eine Bank zu unterstützen, die mit der Absicht gegründet worden war, eine antirepublikanische Wirkung auszuüben. Bei dem Bontoux-Krach sind große Vermögen verloren worden, der Crédit Lyonnais allein



Bertall. Baisse.



OPÉRATION DE BOURSE.

Avis important. — Toute opération de bourse consiste à mettre dans sa poche ce qui est dans la poche du voisin.

Zeichnung von Bertall.

büßte 40 Millionen dabei ein.

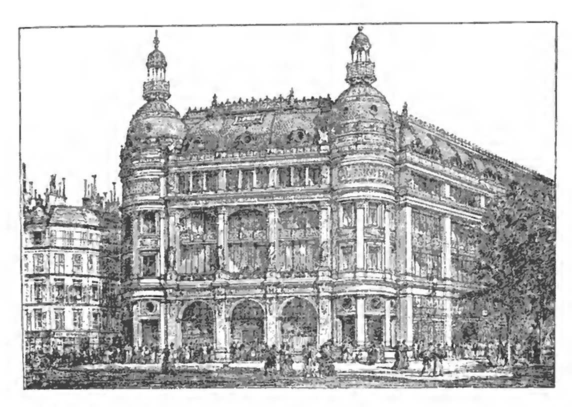
Die Ansammlung des Kapitals hat ihrerseits dazu beigetragen, die Konzentration von Industrie und Handel zu begünstigen, so daß sich in der Tat alle Faktoren vereinigten, um dem geschäftlichen Leben unter der dritten Republik einen gegen früher so ganz veränderten Charakter zu geben. Der Großindustrielle und der Großunternehmer haben die kapitalschwachen Handwerker, Händler und Kleinindustriellen völlig an die Wand gedrückt. Die Verhältnisse haben den Kapitalismus gezeitigt und zum Herrn der Situation gemacht. Auf allen Punkten weicht der Kleinhandel zurück, auch der Detailhandel konzentriert sich heute in Riesenunternehmen. Die Warenhäuser, die unter dem zweiten Kaiserreich entstanden und sich jahrelang auf einer gewissen mittleren Höhe hielten, beherrschen heute den Markt. 1891 gab es in Paris zwölf große Warenhäuser, die mit zusammen 1708 Angestellten arbeiteten und deren Lokale einen Mietwert von 2150000 Frank besaßen; zehn Jahre später, im Jahre 1901, hatten diese selben Geschäfte 9784 Angestellte und repräsentierten einen Mietwert von 4089000 Frank. Der Umsatz des Bon Marché betrug 1869 21 Millionen, 1887 67 Millionen, 1910 227½ Millionen; Louvre setzte 1875 für 40, im Jahre 1910 für 152 Millionen um. Alle diese Firmen können mit dem sehr geringen Verdienst von 5—6% arbeiten, weil sie mit großen Umsätzen rechnen und sie können auf diese zählen, weil die großen Städte, in denen sie sich befinden, ihnen die numerisch große Kundschaft der Arbeiter und Angestellten der Industrie zuführen. So haben sich die Warenhäuser von Paris, wo sie ursprünglich allein vertreten waren, überall hinverpflanzt; Toulouse, Marseille, Bordeaux, Lille, Nantes,



Zeichnung von Felix Valloton.

Rouen und andere Städte haben jetzt ebensogut wie die Hauptstadt ihre Warenhäuser. Das Warenhaus begnügt sich nicht damit, die Bedürfnisse seiner Kunden zu befriedigen, es läßt sich ununterbrochen angelegen sein, neue Bedürfnisse in ihnen zu wecken und ihre Kauflust auf jede Weise zu reizen. Da das wirkungsvollste Reizmittel der billige Preis ist, so beeinflußt das Warenhaus die Industrie darin, daß es sie zur Fabrikation billiger Massenartikel drängt und die Qualitätsware, die einst den Ruhm der französischen Industrie ausmachte, nach und nach verdrängt. Es ist eine laute Klage, daß die berühmte Seidenindustrie Lyons die kostbaren Gewebe, die ihr in alten Tagen einen Weltruhm eintrugen, vernachlässigen muß, um an Stelle der schweren Qualitäten für Käufer von Geschmack die leichteren Stoffe herzustellen, welche der kleine Mann zu kaufen liebt, weil sie billig sind.

Dreimal seit ihrem Bestehen hat die französische Republik die benachbarten und die befreundeten Nationen zu Weltausstellungen eingeladen, welche zwar bestimmt waren, die Industrieprodukte der ganzen Welt vor Augen zu führen, die aber doch in erster Linie dazu dienten, die Erzeugnisse Frankreichs in glänzender Schau auszustellen. Jede dieser Weltmessen hat die vorhergehende an Ausdehnung, architektonischer Pracht und reizvoller Mannigfaltigkeit der Aufmachung zu übertreffen gewußt. Im Jahre 1878 begnügte man sich noch mit dem Champ de Mars und errichtete auf dem anderen Ufer der Seine das Palais des Trocadéro, 1889



Die Magasins du Printemps in Paris.
Erbaut 1883 von Paul Sédille.

nahm man die Esplanade des Invalides dazu und stellte sie in das gigantisch-abenteuerliche Zeichen des Eiffelturms, 1900 beanspruchte man außer diesem Raum das ganze andere Ufer der Seine und hinterließ die prächtige Brücke Alexander III. Man zählte im Jahre 1878 52835 Aussteller und 16 Millionen Besucher, 1889 61722 Aussteller und 32 Millionen Besucher, 1900 endlich 183 047 Aussteller und 51 Millionen Besucher. Trotz der Fortschritte, welche jede dieser Ausstellungen in der Zahl der Aussteller und Besucher, also auch in den Einnahmen aufweist, hat sich eine gewisse Ausstellungsmüdigkeit der französischen Industrie bemächtigt; als die Regierung 1911 in Erörterungen wegen einer neuen Ausstellung im Jahre 1920 trat, lehnte die Industrie eine solche Veranstaltung ab.

Die Tendenz der Industrie nach dem Zusammenschluß in großen Plätzen hat die Bevölkerungsziffern in Frankreich, soweit sie Stadt und Land betreffen, wesentlich verschoben. 1846 noch



Blick vom Pont de l'Alma auf den Trocadéro.
Nach dem Stich von H. Toussaint. 1878.

betrug die städtische Bevölkerung etwa 9 Millionen, die ländliche 27 Millionen. 1876 hatte sich die erstere auf 12 Millionen vermehrt und war die letztere auf 25 Millionen zurückgegangen. 1896 hat sich die städtische abermals vergrößert, nämlich auf 15 Millionen, und die ländliche ist auf 23 Millionen gefallen. Man darf also annehmen, daß zwei Fünftel der gesamten Bevölkerung Frankreichs heute in den Städten leben. Die Zunahme der Maschinenarbeit in der Industrie hat die Zahl der Arbeiter nicht vermindert, sondern vermehrt. Levasseur hat festgestellt, daß die Zahl der menschlichen Arbeiter im Verhältnis zu der Zahl der zur Verwendung gelangenden Pferdekräfte der Maschinen gewachsen ist. Er schätzte im Jahre 1907 die Gesamtzahl der in der Industrie beschäftigten Personen auf 1290000 Arbeitgeber und 5642000 Arbeitnehmer, also etwa auf ein Viertel der Gesamtbevölkerung Frankreichs. Diese große Zahl würde genügen, der arbeitenden Bevölkerung einen starken Einfluß im Staatsleben zu sichern, mehr aber noch, als ihre numerische Bedeutung fällt als bestimmender Faktor des Staatslebens die geistige Entwicklung ins

Gewicht, welche dieser Teil der Bevölkerung in den letzten 40 Jahren durchgemacht hat.

Die Arbeiterschaft war im Laufe der Jahre des zweiten Kaiserreichs immer weniger zufrieden mit ihrer Lage geworden, zumal, seit sie gelegentlich der Weltausstellung von 1867 gesehen hatte, wie groß die Fortschritte der Industrie waren, welche Reichtümer sie den Unternehmern in den Schoß warf, während sie, ohne deren angestrengte Arbeit diese Fortschritte doch nicht hätten verwirklicht werden können, arm blieb und dauernd an der Grenze von Not und Sorge lebte. Die Arbeiter fühlten sich als die Sklaven des Kapitalismus, den sie hassen lernten, sie fühlten, daß man sie ausbeutete und ihnen ihren bescheidenen Anteil am Leben zu verkümmern suchte. Der Aufstand der Pariser Vorstädte gegen die provisorische Regierung, die Einsetzung der sozialen Stadtrepublik in Paris, taten dann das ihrige, um das Selbstgefühl der arbeitenden Bevölkerung zu stärken und sie mit der Überzeugung ihrer Macht und ihres Wertes zu erfüllen. Die blutige Niederlage, die sie erlitten, war nur dazu angetan, ihren Haß gegen die bürgerliche Gesellschaft, die so grausam und brutal gegen sie verfuhr, zu mehren und die krassen Gegensätze zu verschärfen. Die dritte Republik begann unter den schwierigen Verhältnissen der bitteren Feindseligkeit, welche die einzelnen Klassen der Gesellschaft gegeneinander hetzten und sie voneinander trennten. Diese Stimmung der Arbeiterschaft trat sehr deutlich zutage, die Pariser Handelskammer hat sich schon im Jahre 1872 bitter über sie beklagt. „Die Pariser Arbeiter erwarten alles von der Association," schreibt der Bericht, dem man unschwer die Parteilichkeit der Arbeitgeber anmerkt, „sie träumen von weniger Arbeit und höherem Lohn, sie betrachten ihren Prinzipal als ihren natürlichen Feind und mißtrauen den Vorarbeitern. Die Arbeiter üben in der Werkstatt eine Art Polizei aus; wenn einer unter ihnen sich durch besondere Geschicklichkeit oder übertriebenen Fleiß auszeichnet, so sieht man ihn als Spielverderber an und es beginnt eine geheime Bewegung um ihn herum, die ihn entweder zwingt, sich den andern zu unterwerfen oder aus der Fabrik auszutreten. Die Arbeiter sind es, die in der

Werkstatt herrschen und dem Prinzipal Gesetze vorschreiben wollen, mit einem Wort, eine mißverstandene Auslegung des Vereinsgesetzes hat den moralischen Sinn der Arbeiter getrübt und zu den Wühlereien der internationalen Gesellschaft der Arbeiter geführt." Der bürgerliche Liberalismus, den Thiers vertrat, hätte auch am liebsten die Koalitionsfreiheit der Arbeiter, die Napoleon III. 1864 gewährt hatte, wieder aufgehoben, aber die Regierung wagte doch nicht, so weit zu gehen, sondern beschränkte sich darauf, im März 1872 die Association internationale des travailleurs für Frankreich zu verbieten. Man hatte die Internationale im Verdacht, zu dem Aufstand der Kommune beigetragen und die Leidenschaften der Streitenden geschürt zu haben.



Zeichnung von Forain.

Dieses Verbot hat die Ausbreitung des Sozialismus nicht aufhalten können. Alle Umstände waren zu günstig und haben zusammengewirkt, um jene Erscheinung hervorzurufen, die eine Philosophie und eine Politik zugleich ist, die in der herben Kritik der gegenwärtigen Zustände das Ideal zukünftiger einschließt, die in einzelnen erleuchteten Köpfen entstanden, doch auch vom schwächsten Verstand begriffen werden kann, mit einem Wort: den Sozialismus, in dessen Zeichen Gegenwart und Zukunft stehen. Von vornherein war es die Tendenz des französischen Sozialismus, dem Staat eine große Macht einzuräumen, ihn aber auch mit aller Verantwortlichkeit zu belasten. Der Staat sollte so viele Zweige der Industrie als Monopole ausüben, wie möglich zu machen sei, er solle dafür aber auch die Pflicht der Erziehung übernehmen, die Länge der Arbeitszeit festsetzen, einen Minimallohn bestimmen, für menschenwürdige Arbeitsräume sorgen und den Lohnarbeiter schließlich gegen alle Zufälle von Krankheit,

Invalidität und Alter schützen. Der erste Kongreß französischer Arbeiter fand 1876 in Paris statt, der zweite 1878 in Lyon, der dritte 1879 in Marseille, bis zum Jahre 1900 haben in Frankreich 35 Kongresse von Arbeitern und 20 Kongresse von Syndikaten getagt. Gelegentlich des ersten Pariser Kongresses gründete Jules Guesde die Zeitschrift „Egalité", welche sich das Programm von Marx zu eigen machte: Boden und Arbeitszeug sind das Eigentum der Gesamtheit. In diesem Sinne trug die Halle des Marseiller Kongresses die Inschrift: „Die Erde dem Bauern, das Werkzeug dem Arbeiter, die Arbeit für alle." Die Anhänger dieser Richtung, welche Produktivgenossenschaften mit gemeinschaftlichem Eigentum anstreben, Kollektivisten genannt, erklären es für ein großes Übel, daß ein einzelner im Besitze von Material bleiben könne, welches ihm erlaube, andere Menschen zu seinem persönlichen Vorteil arbeiten zu lassen. Nach ihnen hat die ökonomische Bewegung im Laufe der Jahrhunderte die verschiedenen Phasen der Sklaverei, der Dienstbarkeit und der Lohnarbeit durchlaufen und ist jetzt auf einem Punkte, wo sie durch die Sozialisierung von Arbeit und Kapital zur Harmonie gelangen wird. Die Kollektivisten, die einen Millerand zu den ihrigen zählen, erblicken in der Konzentration der industriellen Bewegung, wie sie heute zutage tritt, die Vorstufe zu den Einrichtungen, die sie anstreben und hoffen, daß die Erziehung den heranwachsenden Geschlechtern Liebe und Hingabe an diese große Aufgabe einpflanzen wird.

Die Kollektivisten setzen ihre Hoffnung auf eine Evolution, die Syndikalisten auf eine Revolution. Das erste Syndikat bildeten die Minenarbeiter des Loirebeckens 1876. Sie forderten den Achtstundentag und den Ankauf der Kohlenminen durch den Staat. Ihre Haltung war von Anfang an den Besitzern feindlich, präzisiert haben sie dieselbe erst seit dem Kongreß der Syndikate in Limoges 1895. Sie wollen direkt handeln und wirken für den Generalstreik. Auf dem Syndikalistenkongresse des Jahres 1906, wo 1800 Syndikate und 110 Arbeitsbörsen vertreten waren, die zusammen eine halbe Million Arbeiter repräsentierten, hieß es: „Wenn die Diebe die Armee zu ihrem Schutze organisiert haben,



E. Friant. Unterhaltung über Politik. 1887. Nach einem Stich von Payrau.

so ist das Syndikat sehr wohl imstande, die Macht auf die Seite der Bestohlenen zu bringen." Auf diese Weise ist, um uns der Worte Barberets zu bedienen, die Einrichtung der Syndikate, deren Funktion, wenn sie normal verliefe, eine Parallelbewegung zum Genossenschaftswesen bilden müßte, die Beute revolutionärer Politiker geworden. Sie ist für die innere Ruhe des Landes um so gefährlicher, als sie nicht nur im Zunehmen begriffen ist (die 549 Syndikate, die 1885 bestanden, sind bis 1906 auf 11841 angewachsen), sondern auch durch eine Gegenbewegung in ihrem Schoße stets von neuem aufgestachelt wird. Die Syndikate der Gelben, so genannt nach dem Journal „Der Gelbe", welches Biétry herausgibt, bilden eine Vereinigung von Streikbrechern, deren arbeitswilliges Personal stets geneigt ist, ihren kämpfenden Brüdern in den Rücken zu fallen und die Gegensätze zwischen ihnen durch diese Handlungsweise heillos vergiftet.

Die Sozialisten aller Schattierungen haben der heutigen Ordnung der Gesellschaft mehr oder minder offen den Krieg erklärt, aber während sie diese Ordnung im Interesse der unteren Klassen zu ändern und zu bessern wünschen, hat sich noch eine andere Klasse von Gegnern der Gesellschaft gegen diese verschworen, die Anarchisten, welche sie vernichten wollen. Man muß sich hüten, die Anarchisten etwa als eine Art Sozialisten zu betrachten, sie haben mit den optimistischen Bestrebungen dieser auch nicht die geringste Gemeinschaft. Die Lehren der modernen Anarchisten sind durch den Fürsten Krapotkin in Frankreich eingeführt worden, sie konnten nur auf einem Boden entstehen, der wie Rußland allen denen als völlig hoffnungslos erscheinen muß, die Hand an die Besserung sozialer Zustände legen wollen. Seit es dem Dilettantismus und der Unzulänglichkeit der deutschen Diplomatie gelungen ist, die größten Feinde Deutschlands in einem freundschaftlichen Bündnis zu vereinen, seit Rußland und Frankreich, also Rückschritt und Fortschritt, Hand in Hand gehen, hat auch die russische Literatur jenseits des Rheins Eingang gefunden, sind die Franzosen mit allen Emanationen des russischen Geistes vertraut geworden. Eine der ersten Erscheinungen, die sie auch in ihren Wirkungen kennen lernten, war die anarchistische Propaganda der Tat, mit der die Jünger Krapotkins seit 1890 in Paris auftraten. In Zeitungen wie „La Panthère de Batignolles", „La Torche de Belleville" wurde der Gesellschaft der Untergang geschworen, und es dauerte nicht lange, bis einige exaltierte Fanatiker, wie Ravachol, Vaillant, Henry, zu Dynamit und Dolch griffen, um die anarchistischen Theorien in die Praxis zu übertragen. Für diese Attentäter war die anarchistische Doktrin nur ein Mäntelchen für die Missetaten, zu deren Begehung sie keine Idealüberzeugung trieb, sondern nur der natürliche Instinkt des geborenen Verbrechers. Mit ihnen rechnet der Strafrichter ab, sie haben der Bewegung, welche der Sozialismus in Fluß gebracht hat, nicht schaden können.

Seit im Jahre 1848 das allgemeine Stimmrecht zur Geltung kam, ist die soziale Frage, die damals eben erst über die Studierstube der Denker hinausgedrungen war, nicht wieder aus der Öffentlichkeit verschwunden und ist an Wichtigkeit und Be-



Moniteur de la Mode. November 1895.
Zeichnung von Cailland.





Lhermitte. Zahltag der Erntearbeiter. 1882.
Nach der Radierung von Lucas.

deutung gewachsen, je weniger behindert die Stimmabgabe war und je offener in ihr Meinung und Willen der Nation zur Geltung kamen. Wenn schon die Regierung des zweiten Kaiserreichs sich sehr ernsthaft mit der sozialen Frage zu beschäftigen begann, so hat sie ihre eigentliche Bedeutung doch erst unter der dritten Republik gewonnen, erst unter dieser ist die Gesetzgebung in innigste Fühlung mit den Forderungen getreten, welche der Sozialismus erhoben hat. Die Freunde der Republik haben ihr daraus ein Lob und die Gegner einen Vorwurf gemacht. Weder zum einen noch zum andern scheint Veranlassung; die Republik tat, was sie mußte, sie hätte sich der sozialen Strömung auch dann nicht entziehen können, wenn sie es gewollt hätte. Nicht nur Staaten mit republikanischer Verfassung, wie Frankreich, sondern auch konstitutionelle, wie Deutschland u. a. haben dieser Bewegung Rechnung tragen müssen, mögen die Beweggründe dazu gewesen

sein, welche sie wollen. Seit 1880 saßen Sozialisten in den städtischen Verwaltungskörpern; in der Kammer zählten sie 1885 etwa vier oder fünf Deputierte; 1893 war die Partei in der Kammer auf 30, 1906 auf 75 Köpfe gewachsen. 1899 trat mit Waldeck-Rousseau der erste Sozialist in das französische Ministerium. Wie diese Zahlen zur Geltung bringen, bekehrte sich das Volk mit jedem Jahre stärker zu den Anschauungen des Sozialismus und nötigte dadurch die Regierung, immer größere Rücksicht auf die Wünsche desjenigen Teils der Bevölkerung zu nehmen, der hinter den Sozialisten stand. Da dies die Arbeiter waren, so mußte die Gesetzgebung sich zum überwiegenden Teil mit solchen Aufgaben beschäftigen, welche schon seit Jahren zu den Forderungen des sozialistischen Programms gehörten und sie eine nach der andern zu lösen suchen.

Die Republik begann ihre soziale Mission mit einem Gesetz über die Arbeit von Kindern in Fabriken. Zum ersten Male hatte sich die Gesetzgebung 1841 mit dieser Frage beschäftigt; das Gesetz, das damals zustande gekommen war, das einzige, das sich unter der Regierung Louis Philippes mit einer sozialen Angelegenheit befaßte, hatte sich aber nur auf gewisse Werkstätten erstreckt und war so gut wie gar nicht zur Ausführung gekommen. Das Gesetz vom 19. Mai 1874 faßte sehr viel schärfer zu, es gestattete Kindern erst von zwölf Jahren an den Eintritt in Fabriken und verbot, sie länger als zwölf Stunden zu beschäftigen, nur in einzelnen Fällen war es gestattet, Zehnjährige aufzunehmen, die aber nicht länger als sechs Stunden arbeiten sollten. 1892 wurde dieses Gesetz über die Fabriken hinaus auch auf private Betriebe, besonders klösterliche, ausgedehnt, in denen die Zöglinge schamlos ausgenutzt wurden. Am 30. März 1900 wurde zum Schutze der Arbeiter beider Geschlechter, die das 18. Jahr noch nicht erreicht hatten, bestimmt, daß diese Kategorien nicht länger als zehn Stunden arbeiten dürften und während dieser Zeit Zwangspausen eintreten lassen müßten. Um die Befolgung dieser Vorschriften sichern zu können, wurde das Institut der Fabrikinspektoren, das seit 1874 bestand, 1892/93 durch besondere Gesetze weiter ausgestaltet. Die Fürsorge des Staates hatte Kinder und

Minderjährige vor der Ausbeutung durch industrielle Unternehmer schützen können, aber vor der Überanstrengung in der eigenen Familie hatte sie sie nicht zu schützen vermocht. Die unmittelbare Folge dieser wohlmeinenden Gesetze war, daß eine ganze Anzahl Unternehmer ihr Personal, das unter 18 Jahre alt war, kurzerhand entließen und den Ausfall an Leistung entweder durch Zuhilfenahme von Maschinen oder durch häusliche Arbeit deckten. Dadurch waren sie von der Überwachung der Fabrikinspektoren befreit. Levasseur berichtet von Fabrikanten in Bourges, die in ihren Werkstätten höchstens sechs bis sieben Arbeiter, aber außer dem Hause 1500 beschäftigten. Daraus ist das große Elend der Heimarbeit entstanden, lassen doch manche arme Familien ihre Kinder, und solche jeden Alters, oft 12—15 Stunden täglich arbeiten. Hier Wandel zu schaffen hat der Staat noch nicht gewagt, um nicht der Polizei die Einmischung in Haushalt und Familie von Privatpersonen zu gestatten. Wie der Staat den Arbeitstag der Minderjährigen auf zehn Stunden festlegte, so bestimmte das Gesetz vom 16. Februar 1883 den Zwölfstundentag für die erwachsenen Arbeiter. Im allgemeinen hat er sich durchgesetzt, in manchen Fabriken wird bei gehäuften Bestellungen zu Zeiten bis zu 16 Stunden gearbeitet, in Industriegegenden, wie dem Departement du Nord, gelten 13—14 Stunden täglicher Arbeit für normal. Die Arbeiterkongresse haben unaufhörlich auf eine Kürzung des Arbeitstages hingewirkt und die Parole vom Achtstundentag ausgegeben. Seit 1889 gilt der 1. Mai als Weltfeiertag der Arbeiter, denn die Ruhe, welche an diesem Tage in allen industriellen Betrieben herrschen soll, sollte nach der Absicht der ursprünglichen Veranstalter eine Manifestation für den Achtstundentag bilden. Der 1. Mai hat sich in diesem Sinne noch nicht allgemein durchgesetzt, und zwar aus Gründen, die nur zum Teil in der Feindseligkeit der Arbeitgeber ihren Grund haben. Auch ohne ein Ruhetag zu sein, kehrt der 1. Mai doch niemals im Jahr wieder, ohne nicht der Arbeiterschaft aller Länder ein Zeichen dafür zu sein, daß sie solidarisch miteinander verbunden ist. Ob sie an diesem Tage feiern oder schaffen, das Gefühl der Zusammengehörigkeit mit allen ihresgleichen auf dem Erdenrund,

das sie an diesem Tage stärker als sonst beseelt, ist ihnen eine Bürgschaft für die Zukunft und eine stärkere Verheißung, als irgendeine Religion sie je ihren Gläubigen gegeben. Um dem Arbeiter wenigstens einen ganzen Tag der Ruhe in der Woche zu sichern, hat das Gesetz vom 13. Juli 1906 die Sonntagsruhe obligatorisch gemacht. Sie war aus religiösen Gründen bereits im Jahre 1814 eingeführt worden, aber eben durch dieses Motiv in den allerweitesten Kreisen so mißliebig, daß alle polizeilichen Maßregelungen und Vexationen ihre Befolgung nicht haben durchsetzen können.

Wie diese Gesetze sich gegen eine übermäßige Ausnutzung der Arbeitskraft richteten, so hat eine ganze Reihe anderer sich damit befaßt, für die Hygiene der Arbeitsräume zu sorgen. So bestimmte das Gesetz vom 5. Juli 1890, daß jede Mine einen Arbeiter zu wählen habe, dem während dreier Jahre die Aufgabe zufällt, darüber zu wachen, daß die notwendigen Maßregeln der Sicherheit auch ausgeführt werden und nicht aus Sparsamkeitsgründen von den Unternehmern etwa unterlassen werden. Die Gesetze der Jahre 1893, 1903 und 1904 haben Vorschriften über Größe und Anlage der Arbeitsräume in Fabriken gebracht. Im Anschluß an sie hat das Gesetz vom 9. April 1898 die Versicherung des Arbeiters gegen Betriebsunfälle vorgesehen. Weitere Maßnahmen der Gesetzgebung haben dem Arbeiter in Fällen von Krankheit und Tod Kassen angewiesen, die für ärztliche Hilfe, Medizin und Begräbnis sorgen. Für die Versicherung der durch Alter zur Arbeit Unfähigen hatte schon die zweite Republik durch das Gesetz vom 18. Juni 1850 eine Caisse nationale des retraites pour la vieillesse geschaffen. Die Einlagen, welche der Sparer machte, dienten dazu, ihm von seinem 50. Jahre an eine Pension zu sichern, die 1500 Frank nicht übersteigen konnte. Diese Einrichtung wurde aber weniger von Arbeitern, als von kleinen Rentnern ausgenutzt, und zwar in solchem Maße, daß ihre Finanzen aus dem Gleichgewicht kamen. Sie wurde 1884 und 1886 reformiert und gewährte von diesem Zeitpunkt an Pensionen bis zu 1200 Frank. 1910 wurde die staatliche Altersversorgung nach deutschem Muster eingeführt.

Der Arbeitsvermittlung diente seit dem Februar 1887 die städtische Arbeiterbörse in Paris, die 1893 vorübergehend geschlossen, 1895 wieder eröffnet wurde und sich als eine so vorzügliche Einrichtung erwies, daß die übrigen Stadtverwaltungen Frankreichs sie nachgeahmt haben. 1905 gab es bereits 114 Arbeiterbörsen, die im ganzen 2360 Syndikate und fast eine halbe Million Arbeiter vertraten, sie haben 1905 90000 Stellen vermittelt. 1891 wurde ein Arbeitsrat eingerichtet, dem die Aufgabe zufällt, die Arbeitgebern und Arbeitnehmern gemeinsamen Interessen zu beraten, im Oktober 1906 endlich entstand das Arbeitsministerium, womit der Wunsch, den Louis Blanc schon 1848 geäußert hatte, in Erfüllung gegangen war.

Während der Staat durch diese lange Reihe gesetzgeberischer Maßnahmen für die Wohlfahrt der ärmeren Klassen sorgte, sind diese selbst nicht müßig geblieben und haben versucht, ihre Lage durch Selbsthilfe zu verbessern. Immer wieder sind sie in diesem Bestreben auf die Arbeiter-Produktivgenossenschaften zurückgekommen, wie wenig ermutigend auch die Resultate waren, die diese seit dem Jahre 1848 aufzuweisen gehabt hatten. 1883 fristeten noch zehn ihre Existenz. Da ihnen der Staat wiederum zu Hilfe kam, so entstanden etwa 71 neue Produktivgenossenschaften, die zusammen mit 5 Millionen Kapital arbeiten. Nach Levasseurs Angaben aber fristen sie nur eine bescheidene Existenz, so daß die Hoffnung, die Waldeck-Rousseau 1900 aussprach: Die Arbeit werde ihren Lohn immer weniger durch Gehaltzahlung und immer mehr durch direkte Beteiligung am Gewinne finden, von ihrer Erfüllung noch weit entfernt scheint. Ein weiteres Mittel der Selbsthilfe waren die Konsumvereine, die ihren Mitgliedern große Vorteile versprachen, sie haben sich von 105 im Jahre 1866 auf 2148 im Jahre 1906 vermehrt. So haben die Arbeiter, indem sie aus eigener Kraft daran gingen, ihre Lage zu verbessern, in ihren Genossenschaften den gleichen Weg beschritten, der auch die Unternehmer in Handel und Industrie zur Konzentration ihrer Betriebe geführt hat. Es scheint wirklich, als ob Gide recht hat, wenn er sagt, daß die wirtschaftliche Entwicklung den Kleinhandel als einen unvollkommenen und kostspieligen Mechanismus

beiseite schiebt und nur noch die Frage offen sei, ob er durch die Kooperativgenossenschaft oder durch das Warenhaus werde ersetzt werden. Auch das Compagnonnage besteht noch, wenn auch nicht mehr unter all den mittelalterlichen Riten und Formen, die unter dem Bürgerkönigtum eine Spaltung unter seinen Angehörigen hervorrief. Es umfaßt jetzt in 57 Städten 261 Fachgenossenschaften mit zusammen etwa 8000 oder 10000 Mitgliedern. Die Unternehmer haben an ihrem Teil zu einer Besserung der Zustände, unter denen die arbeitende Klasse lebt, beigetragen, indem sie Wohlfahrtseinrichtungen aller Art geschaffen haben. Indessen sind Maßnahmen, die den Charakter der Wohltätigkeit tragen, bei dem hohen Selbstgefühl, das heute den Arbeiter erfüllt, nicht immer die glücklichsten Mittel, um Schäden der gesellschaftlichen Ordnung zu heilen, ja sie werden von einem großen Teil Fortgeschrittener grundsätzlich verworfen. Dagegen hat sich die Gewinnbeteiligung der Arbeiter am Verdienst als ein im besten Sinne soziales Vorgehen erwiesen, sie stärkt das Interesse, die Arbeitsfreudigkeit und schafft zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer das Solidaritätsgefühl, das doch leider zum größten Teil zwischen diesen beiden Klassen der Bevölkerung verloren gegangen ist. 1892 gab es in Frankreich etwa 107 industrielle Unternehmungen, in denen die Gewinnbeteiligung der Angestellten durchgeführt war.

So haben unter der dritten Republik der Staat, die Städte und Private zusammengewirkt, um durch erzieherische und soziale Maßnahmen den arbeitenden Stand zu heben und zu bilden, aber wie viel auch geschehen sein mag, fast ebensoviel bleibt noch zu tun. Überaus groß ist das Wohnungselend in den Industriebezirken. Bertillon hat Untersuchungen darüber angestellt und Zahlen gefunden, welche ein Bild dieser Zustände geben. Sehr schlecht wohnten nach seiner Statistik (sehr schlecht, d. h. mehr als zwei Menschen in einem Raum) von 1000 Einwohnern in Paris 144, in Lyon 147, in Reims 215, in Cherbourg 295, in Dünkirchen 352, in St. Etienne 358 Menschen. Hier hat der Staat insofern eingegriffen, als er im Jahre 1894 die Sparkassen ermächtigte, ein Fünftel ihres Kapitals zum Bau billiger Wohnungen

zu verwenden. Verderblicher noch in seinen Folgen ist der Alkoholismus, der die Fabrikgegenden verheert. Der Alkoholverbrauch ist in Frankreich von 1,70 Liter im Jahr Jahrfünft 1850—1855 auf 4,48 Liter im Jahrfünft 1896—1900 gestiegen, zumal hat der Genuß des lähmenden und entnervenden Absinth ungemein zugenommen, er ist binnen 25 Jahren von 30000 auf 300000 Hektoliter gewachsen. In den Industriezentren wie Roubaix, Tourcoing, Lille, St. Quentin usw. rechnet man eine Schenke auf 60 Einwohner. Vielleicht wird sich die Republik noch einmal genötigt sehen, zu Maßregeln zu greifen, wie Norwegen es tat, um diesem Übel zu steuern.



Lunois. Absinth.
Nach der Originallithographie.

Die Lohnverhältnisse haben sich gebessert. Im Durchschnitt betrug der Tagelohn eines Arbeiters in der Provinz 1874 3,02 Frank, im Jahre 1906 4,20 Frank. Am schlechtesten bezahlt sind die Arbeiter derjenigen Industrien, die durch hohe Einfuhrzölle geschützt sind. Eine Enquete der Jahre 1891—1893 ergab, daß ein Arbeiter der Textilbranche einen mittleren Tagelohn von 3,45 Frank erhielt, während das Mittel der Einnahme der übrigen Arbeiter zur gleichen Zeit 3,90 Frank betrug. Ein Arbeiter, der 1891—1893 in der elektrischen Industrie tätig war, hatte eine Jahreseinnahme von 1420 Frank, während ein Arbeiter der Textilindustrie sich mit 770 Frank begnügen mußte. Unwürdig bezahlt ist die Heimarbeit; nach Aftalion kann eine Wäschenäherin in Lille auch bei größtem Fleiß nicht mehr als 3—4 Frank in der Woche verdienen.

Alle Gesetze, alle Maßnahmen, die der Staat zur Besserung der Lage der arbeitenden Klasse trifft, werden so lange nur eine be-

dingte Geltung haben können, als der Privatunternehmer noch Mittel und Wege finden kann, seinen Betrieb der staatlichen Aufsicht zu entziehen oder durch Einschüchterung der Angestellten sie zum Verzicht auf Vorteile zu bewegen imstande ist, welche der Gesetzgeber ihnen gewährleistet hat. Hier könnte nur eine Verstaatlichung Wandel schaffen. Im modernen kapitalistischen Staate ist sie undurchführbar, und wir wollen es dahingestellt sein lassen, ob eine solche im Zukunftsstaat möglich sein wird. Welch ein Fortschritt aber wäre es allein schon, wenn Frankreich und Deutschland sich entschließen wollten, ihre Rüstungsindustrien zu verstaatlichen. Alle die mutwilligen Kriegstreibereien, welche die Kanonenkönige hüben und drüben anzetteln, würden aufhören und damit so viele der Reibungsflächen verschwinden, an denen die gegenseitigen Mißverständnisse sich entzünden.

Eine so weitsichtige Gesetzgebung auf sozialem Gebiete hätte nicht zustande kommen können ohne einen starken Druck, den die arbeitende Klasse auf den Gesetzgeber ausübte. Die Waffe, deren sie sich dazu bediente, war der Streik. Vor dem Gesetz von 1864 waren die Streiks verboten gewesen, da sie aber doch nicht zu verhindern gewesen waren, so hatte das Gesetz vom 25. Mai 1864 den Arbeitern die Berechtigung zuerkannt, in einen Streik zu treten, wenn sie durch einen solchen ihre Lohnverhältnisse glaubten verbessern zu können. Die bürgerlich Liberalen hätten dies Gesetz gern wieder abgeschafft, denn die großen Streiks vom Ende des Kaiserreichs hatten den Unternehmern gezeigt, wie gefährlich ein Streik der Industrie werden konnte. Bei der demokratischen Entwicklung der dritten Republik haben sie dies nicht wagen dürfen, das Gesetz über die Syndikate vom 21. März 1884 hat die Koalitionsfreiheit sogar noch weiter ausgedehnt. Syndikate von Arbeitgebern und Arbeitnehmern waren seit 1862 schweigend geduldet worden, vorausgesetzt, daß sie der Politik fernblieben, das Gesetz von 1884 gestattete sie ausdrücklich und legte auch der Vereinsbildung von mehr als 20 Mitgliedern keine Hindernisse mehr in den Weg. Das Gesetz vom Jahre 1901 hat nur noch das Assoziationsrecht der Kongregationen insofern beschränkt, als es ihre Anerkennung von einem besonderen gesetzgeberischen

Akt abhängig macht, die übrigen Staatsbürger sind in ihrer Koalitionsfreiheit unbeschränkt. Die Arbeiter haben von den Erleichterungen, welche ihnen die Gesetzgebung gewährte, einen



Zeichnung von Felix Valloton.

ausgedehnten Gebrauch gemacht, und so haben die Streiks unter der dritten Republik einen immer wachsenden Umfang angenommen. An Veranlassung dazu hat es nicht gefehlt, der sehr natürliche Wunsch nach einer Besserung der Verhältnisse hat ebensowohl dazu geführt, wie die Erwägung, daß steigende Konjunkturen nicht ausschließlich dem Unternehmer zugute kommen sollten. In vielen Fällen haben die Wohlfahrtsgesetze, die zum Besten der Arbeiter dienen sollten, eine Verschlechterung herbeigeführt, da sie die Fabrikanten veranlaßten, ihr Personal einzuschränken und die Leistungsquote, die sie brauchten, der Heimarbeit zuzuschieben. So sind diese Gesetze mitunter direkte Veranlassungen zu Streiks geworden. Andere entstanden auch durch politische Differenzen oder durch Fragen, die mit der inneren Organisation und Disziplin der Arbeitervereine zusammenhängen. Ganz besonders zahlreich waren die Streiks dort, wo es um die Arbeits- und Lohnverhältnisse am traurigsten bestellt war, in den Minendistrikten; von 1874—1884 zählte man in diesen allein 1000 Streiks. Die jährliche Zahl ist bedeutenden Schwankungen ausgesetzt. 1893 zählte man 634 Streiks, die 4286 Etablissements und 170123 Arbeiter in Mitleidenschaft zogen. 1898 nur 368 Streiks, bei denen 82000 Arbeiter beteiligt waren. Im Jahre 1905—1096 streikten in der Gegend von Lens 45000 Arbeiter von 54000. Die Streiks haben an Schärfe zugenommen, seit ihre Resultate in

keinem rechten Verhältnis mehr zu den Opfern stehen, die von den Streikenden gebracht werden müssen. In dem Jahrzehnt von 1893—1904 rechnet Levasseur, das von 100 Streiks nur 14 den Erfolg hatten, den die Arbeitnehmer bezweckten; 25 sind ganz resultatlos für sie verlaufen, etwa 60 durch gütliches Übereinkommen beigelegt worden, von den 1073 Streiks des Jahres 1908 sind nach Rambaud 564 fehlgeschlagen. Das hat die Streikenden erbittert, und da man von ihnen doch nicht in allen Fällen fordern darf, daß sie mit den komplizierten Verhältnissen des internationalen Marktes genau genug Bescheid wissen, um einzusehen, daß die Arbeitgeber gar nicht immer imstande sind, ihre Forderung zu erfüllen, so hat sie der Mißerfolg vielfach zu den größten Ausschreitungen geführt. Das ist besonders in den letzten Jahren hervorgetreten, als der Streik der Weinbauer in der Champagne und im Süden Frankreichs einen Umfang annahm und so wilde Szenen von Plünderung und Zerstörung herbeiführte, daß sich die Bürgerkriege des Mittelalters zu erneuern schienen. Die vielen Mißerfolge, welche die Streiks einzelner Industrien begleiten, haben den Gedanken an den Generalstreik reifen lassen, eine der wunderbarsten und großartigsten Ideen, welche im Zusammenhang mit der sozialen Frage aufgetaucht sind. „Das Proletariat hat das Recht zum Generalstreik," sagte Jaurès am 11. März 1907, „um zu zeigen, daß es genügt, alles zum Stillstand zu bringen, wenn der Arbeiter seine Hände in den Schoß legt." („Alle Räder stehen still, wenn dein starker Arm es will.") Diesem großen Zweck widmet die Confédération générale du travail ihre Kräfte, ohne daß es bisher gelungen wäre, ihn zu verwirklichen. Der Gedanke, die gesamte Arbeiterschaft eines Volkes dazu zu bringen, eines Tages die Arbeit, auf welche die Gesamtheit angewiesen ist, nicht zu tun, gerade das zu unterlassen, was jeder Mensch sich als selbstverständliches Geschehnis anzusehen gewöhnt hat, ist so gewaltig, daß, wenn diese Stunde wirklich einst schlagen sollte, die Welt ein anderes Gesicht annehmen wird.

Der Sturz des Kaiserreichs gab der Presse die volle Freiheit zurück. Sie machte sofort einen so zügellosen Gebrauch von ihr, daß Erneste Picard alsbald von der provisorischen Regierung

die Unterdrückung aller Zeitungen verlangte, daß selbst die Häupter der Kommune fanden, mit Preßfreiheit könne man nicht regieren. Im Jahre 1871 wurden die Preßvergehen wieder vor die Geschworenengerichte verwiesen und 1875 der Verwaltung das Recht entzogen, den Verkauf eines Blattes auf offener Straße zu untersagen, eine Maßregel der Willkür, in der sich besonders das zweite Kaiserreich gefallen hatte. Das Gesetz vom 29. Juli 1881 befreite die Presse von allen Rücksichten auf Polizei und Verwaltung. Es strich den dehnbaren Begriff des Preßvergehens und ließ zur Verfolgung durch den Strafrichter nur noch solche Vergehen zu, die unter den Begriff des gemeinen Verbrechens fallen. Seit dieser Zeit ist die französische Presse in ihrer Meinungsäußerung unbeschränkt, sie ist in der Tat die freieste, die irgendein Kulturvolk besitzt. Der Wegfall der Kaution, die Besitzer und Redakteur zu hinterlegen hatten und der Wegfall der Stempelabgaben haben mit der Freiheit des gedruckten Wortes zusammengewirkt, um der Presse einen ganz außerordentlichen Aufschwung und eine bis dahin nicht gekannte Ausdehnung zu verleihen. Paris allein besitzt mehr als 80 große politische Tageszeitungen, deren Gesamtauflage sich in die Millionen beziffert, wird doch das „Petit Journal" täglich in mehr als einer Million Exemplare gedruckt. Neben der hauptstädtischen Presse hat sich die provinziale Presse einen breiten Raum erobert und einen starken Einfluß auf ihre Leser gewonnen. „Bei den Franzosen hat die Zeitung den Katechismus ersetzt", schreibt Edmond de Goncourt einmal. Etwa 1700 Zeitungen dienen der Politik in den Provinzen Frankreichs; die Zahl



Bonnat. Victor Hugo. 1879.
Nach dem Stich von Rajon.

sämtlicher französischer Journale, eingerechnet alle Wochenschriften, Fachblätter usw. beläuft sich nach Avenel auf 6736. „Diese ungeheuerliche Masse bedruckten Papieres", schreibt Rambaud, „verbreitet in allen Klassen der Gesellschaft eine Unendlichkeit von Ideen, Eindrücken und Tatsachen. Es gibt keinen Franzosen, lebe er selbst in der tiefsten Einöde, zu dem nicht ein Echo von dem lauten Getriebe der Presse gelangte. Der unwissendste Bauer im abgelegensten Winkel muß schließlich etwas von dem hören, was man in den Pariser Zeitungen sagt und in den Provinzzeitungen wiederholt. Die Presse ist wie die Luft, die wir einatmen, sie ist überall, sie umgibt und durchdringt uns. Sie klärt uns auf oder stört uns, aber sie kann niemand fremd oder gleichgültig lassen." Im republikanischen Frankreich von heute kann jede Meinung sich Luft machen, sie sei so kraus oder unvernünftig, wie immer sie wolle; dadurch, daß die Presse sie hört, sie diskutiert, aufnimmt oder verwirft, verliert auch eine aufreizende und hetzerische These die Gefährlichkeit, die ihr anhaftet, wenn sie in Stille und Geheimnis weitergetragen wird. „Die Macht der Presse," erkannte schon Emile de Girardin, „verbürgt ihre Ohnmacht, denn sie kann keine Behauptung aufstellen, ohne Widerspruch zu finden, keine Lehre verbreiten, ohne nicht damit zugleich die Gegenlehre herauszufordern." Je unbeschränkter die Freiheit der Presse ist, um so weniger kann sie schaden.

Die Presse, die unter der Julimonarchie ein Sprungbrett in die höchste Staatskarriere war, ist unter der dritten Republik zu einem industriellen Unternehmen geworden, das dem Besitzer und den Mitarbeitern große Profite abwirft. Rochefort schätzte seinen Reingewinn an der „Marseillaise", solange sie ihm gehörte, auf 18000—20000 Frank monatlich, als Journalist verdiente er sich später immer noch gegen 100000 Frank im Jahr. Der große Bedarf der Presse hat einen außerordentlichen Andrang zum journalistischen Beruf veranlaßt, er hat, wie Edmond de Goncourt einmal verächtlich bemerkt, den Literaturpöbel gezüchtet. Mag auch das große Quantum an literarischer Arbeit, welches der Tagesverbrauch vom Journalisten fordert, die Qualität der Tagespresse im allgemeinen herabgedrückt haben, so bleibt doch auch

die bloße Masse dessen, was an politischen, ästhetischen, kritischen und Feuilletonartikeln Tag für Tag produziert wird, bewundernswert genug. Die ältere Generation stand der journalistischen Sintflut, die nach 1870 hereinbrach, nicht gerade sympathisch gegenüber, grämlich bemerkt Edmond de Goncourt: „Die Aristokratie des Talentes wird durch das kleine Journal getötet, dieses allein verteilt den Ruhm und gibt nur den Seinigen davon ab.“ Es ist sicher, daß journalistisch-literarische Klüngel imstande sind, wirkliches Talent für eine Zeit zurückzudrängen oder totzuschweigen. Wenn die hochgehenden Fluten der Gegenwartsschreiberei wohl auch dem Blick des Lebenden manchmal die wirklichen Gipfel verbergen mögen, um an ihrer Stelle die Wogenberge der Schaumschlägerei auftauchen zu lassen, so sind das doch keine Erscheinungen von Dauer. Die Wasser verlaufen sich schnell genug und schon die nächste Zukunft lehrt den gemachten und den verdienten Ruhm zu unterscheiden. Außerdem stand der französische Journalismus von jeher auf einer hohen Stufe. Seit sich unter der Restauration die Tagespresse zu entwickeln begann, hat sie stets die stärksten Talente unter den französischen Schriftstellern an sich zu ziehen gewußt. Das ist unter der dritten Republik so geblieben, Villemessant hat förmlich Jagd auf neue Talente gemacht, um seinem „Figaro“ immer nur das Beste und Neueste zu sichern. Die französische Kritik ist von alters her berühmt, denn sie ist nicht nur rein negativer, sondern im Gegenteil schöpferischer Natur. Die Traditionen von Ste. Beuve haben unter der dritten Republik Francisque Sarcey, Jules Claretie, Marc Monnier, Ferdinand Brunetière und andere gepflegt. Sie haben durch ihre Artikel, die im „Figaro“, „Temps“, „Journal des Débats“, „XIX. Siècle“ und anderswo erschienen, einen starken Einfluß auf die Bildung der Masse ausgeübt. Zola hat nicht nur alle seine Romane zuerst im Feuilleton der großen Pariser Blätter erscheinen lassen, sondern auch durch Kritiken und Zeitungsartikel für sein Glaubensbekenntnis zum Naturalismus gewirkt. Neben allem, was das Heute bringt und das Morgen nimmt, neben all der Vergänglichkeit des Tages besitzt die französische Presse in der „Revue des Deux Mondes“ ein literarisches

Organ von einem Range, dem die Literaturen anderer Völker nur haben nacheifern können.

Die dritte Republik zählt jetzt schon mehr als doppelt soviel Jahre, als sie jeder der Regierungen beschieden war, die ihr vorausgingen; die Länge der Zeit sah bereits ein zweites Geschlecht alt werden und einen Wechsel des Geschmacks, den die früheren politischen Perioden nicht erlebt haben. Die Restauration stand im Zeichen des Kampfes zwischen Klassizismus und Romantik, das Bürgerkönigtum sah die Romantik als Siegerin, unter dem zweiten Kaiserreich erklärte der Naturalismus der Romantik den Krieg, die dritte Republik sah den Naturalismus nicht nur siegen, sondern auch wieder gestürzt werden; der Kreislauf scheint von neuem beginnen zu wollen. Der Sieg des Realismus in Kunst und Dichtung fällt in Frankreich mit dem Siege der Demokratie zusammen. Es bleibt ein eigentümliches und sonderbares Verhängnis, daß gerade der Prophet der neuen Anschauung, Courbet, bei diesem Umschwunge unter die Räder kommen mußte. Er hatte zum Sturz der Säule der großen Armee auf der Place Vendôme beigetragen und die siegreiche Bourgeoisie ließ es ihn büßen. Er wurde verurteilt, das Denkmal auf eigene Kosten wieder aufrichten zu lassen. Dieses Urteil nötigte den Künstler ins Exil, ruinierte seine Verhältnisse und zerstörte seine Kraft. Das Prinzip, das er vertreten hatte, aber brach sich Bahn, Zola hat es zum Siege geführt. Klassizisten und Romantiker hatten zu lange dem schönen Schein gehuldigt, als daß nicht endlich die Wirklichkeit hätte gegen sie reagieren sollen; eine Zeit, die sich ihrer sozialen Pflichten bewußt wurde, konnte auf ästhetischem Gebiete unmöglich mehr der leeren Phantasie huldigen. 100 Jahre nach Diderot wurde seine Ansicht, daß die Natur überhaupt nichts Häßliches hervorbringe, Gemeingedanke der Gebildeten; so sahen die geöffneten Augen nun auf einmal Schönheit, wo sie vorher überhaupt nichts gewahr geworden waren. Man wurde inne, daß Wirklichkeit und Leben mehr Schönheit und mehr Poesie enthielten, als man geahnt hatte, daß ihre tiefsten Quellen in der Natur entspringen und nicht in der Entfernung von ihr. Als die Romantiker sich zwei Generationen früher gegen die Klassizisten aufgelehnt

hatten, da war doch ein unausgeglichener Zwiespalt unter ihnen; der romantische Dichter Hugo verabscheute die romantische Malerei, der romantische Maler Delacroix zog Racine und Voltaire den Dramen der Romantiker vor. Diesmal war es nicht so, der naturalistische Dichter Zola hat für die Geltung der naturalistischen Kunst gekämpft, wenn die Impressionisten zur Anerkennung gelangten, so danken sie das der oratorischen Überzeugungskraft Zolas nicht weniger, als der optischen Überredungskunst ihrer Farben. Wie die französische Demokratie sich gegen die Tradition der absoluten Herrschaft aufgelehnt hatte, um mit all den Überlieferungen der autoritären Regierungsform zu brechen, so versuchte auch die Kunst den Bruch mit der Vergangenheit: kein Schulzwang mehr, keine akademischen Regeln. Das politische Losungswort Freiheit verkündete auch der Kunst die Unabhängigkeit, mit der politischen stürzte auch die ästhetische Tyrannis; die Menschheit, die ihr Glück in neuen Formen suchte, erkannte auch die Schönheit unter neuen Werten. Wie Léonce Bénédite einmal sehr hübsch sagt, „wurde die Malerei zu einer Sprache von unerhörter Ausdrucksfähigkeit und ungewöhnlicher Kraft der Überzeugung“, in ihr hat die demokratische Gesellschaft des 19. Jahrhunderts dem 20. eine Kunst vermacht, die fähig ist, alle Formen von Leben und Gedanken auszudrücken. Die Maler, welche diese Richtung einschlugen, haben die Kunst von der Vormundschaft des Verstandes emanzipiert, sie haben die Malerei eigentlich erst zu dem gemacht, was sie ihrem ganzen Wesen nach ist, zu einer Kunst für das Auge. Sie treten der Natur mit den Sinnen gegenüber, nicht mit der aprioristischen Besserwisserei verstandeskühler Überlegung. Die Wahrnehmungskraft ihres Auges, die Innerlichkeit des malerischen Erlebnisses befähigt sie, aus ihrem Eindruck neues Leben zu gestalten. Das eigenste Wesen des Impressionismus ist das starke Lebensgefühl, das ihn beherrscht. Er will Leben geben, das sich mit allen Sinnen fühlen, das sich wirklich erleben läßt und kein Gedankentheater aufbauen, an dem nur die Phantasie teil hat. Für die neue Welt, die sie entdecken, bedienen sie sich auch einer neuen Sprache. Dadurch, daß sie ihre Farben nicht verrühren, sondern am liebsten die



Manet. Bar der Folies-Bergère. Nach dem Stich von H. Guérard.

reinen Grundfarben des Spektrums unvermischt nebeneinander setzen, erreichen sie in ihrer Farbengebung eine Leuchtkraft der Töne, die kaum noch hinter der Wirklichkeit zurückbleibt. Die atmosphärischen Erscheinungen des Lichtes und seiner Abstufungen, welche die Natur erst beseelen, sind die bestimmenden Noten ihrer Kunst, die Grundtöne, in denen ihnen Natur und Kunst zu einer großen Harmonie zusammenschwingen. Freilicht ist aus der programmatischen Tendenz, aus dem Geltungsbereich des bloßen Dogmas zu einem Bekenntnis geworden, welches das Höchste und Letzte will, Freilicht und Freiheit sind eins geworden in der Kunst.

Die Künstler dieser Richtung gruppierten sich um Edouard Manet, von dem man sagen darf, daß er nicht nur der französischen Kunst, sondern daß er der Malerei der ganzen Welt die stärksten Impulse mitgeteilt hat. Seine Art, in Farben zu sehen, nicht in

Formen, den Kontur gewissermaßen in Lichtstrahlen aufzulösen, gibt seinen Bildern eine Ursprünglichkeit und Frische, die den Natureindruck mühelos auf die Leinwand hinüberrettet. Er arbeitet, wie die Natur selbst es tut, mit einem Minimum von Mitteln und versteht es, mit einigen zwischen Grau und Braun schwankenden Tönen überzeugender farbig zu wirken, als der raffinierteste Kolorist der alten Schule es vermochte. Manet hat sich an Velazquez und Goya gebildet, seine Kunst ist gewissermaßen das Endresultat einer malerischen Kultur von ältester Tradition, die höchste und letzte Verfeinerung eines sensitiv gesteigerten Gefühls für Farbe und Leben. Seine Bilder wirkten auf die Künstlergeneration der sechziger Jahre, die schon so stark von Courbet im Sinne des Realismus beeinflußt worden war, wie Offenbarungen. Seit der berühmten ersten Ausstellung der Zurückgewiesenen fanden sich eine Anzahl Künstler zusammen, die sich zu den gleichen optischen Prinzipien bekannten. Es waren Claude Monet, Fantin-Latour, Cézanne, Degas, Sisley, Renoir, Pissarro, Burty und andere. Sie bildeten um den in Batignolles lebenden Manet einen Kreis von Jüngern, für die der zu ihnen gehörige Zola literarisch und kritisch in die Schranken trat. Die erste Ausstellung ihrer Bilder veranstaltete Nadar im April und Mai 1874, die zweite Durand-Ruel 1876. Im ganzen haben von 1874 bis 1886 acht Ausstellungen von Werken der Impressionisten stattgefunden, allė von der tonangebenden Kritik nicht bekämpft, sondern geradezu maßlos beschimpft; selbst



Emile Zola. Nach einer Photographie.



Anatole France.
Nach einer Photographie.

den Namen, den sie annahmen, hatte ihnen der „Charivari“ als Schimpfwort an den Kopf geworfen. Seit ihrer dritten Ausstellung 1877 nannten sie sich selbst Impressionisten. Epochemachend war das Jahr 1883, in dem der Kunsthändler Durand-Ruel binnen vier Monaten vier Ausstellungen von Monet, Renoir, Pissarro und Sisley veranstaltete. Sie haben das neue Evangelium förmlich in Köpfe und Augen gehämmert, es war, als hätten die Propheten der Freilichtmalerei endlich Bresche in die dicken Mauern geschlagen, hinter denen sich die Malerei damals vor dem Tage und seinem Gestirn verbarg. Nun strömten Licht und Luft herein und bekehrten allmählich auch die eigensinnigsten Gegner. Es hat eine Weile gedauert, bis die großen Meister des Impressionismus zu allgemeiner Geltung kamen, in den achtziger Jahren hat kein Bild Monets mehr als 2000 Frank erzielt, die meisten blieben sogar unter 1000. Es klingt unglaublich, ist aber dennoch wahr: als 1897 das Vermächtnis Caillebotte mit Bildern von Manet, Monet, Degas, Renoir, Sisley und anderen an den Louvre kam, brachten die Gegner eine Interpellation in der Kammer ein, um die Annahme dieser Werke zu verweigern, ein Protest, den das Institut unterstützte.

Während die Kunst damit rang, der Natur näher, ja so nahe wie möglich zu kommen und ihre Apostel sich bestrebten, die Augen des Publikums für die neuen Probleme zu öffnen, mit denen sie sich beschäftigten, kämpfte auch der literarische Naturalismus um seine Existenz und seine Berechtigung. Flaubert und die Brüder Goncourt waren seine Verkünder, Zola sein Vollender.



Puvis de Chavannes. Doux pays.
Nach einer Heliogravure von Braun, Clément & Cie.

Zola steht auf den Schultern Balzacs, aber während die „Comédie humaine“ des letzteren noch ganz vom romantischen Geiste erfüllt ist, läßt die große Serie der Rougon-Macquart des ersteren das rein wissenschaftliche Prinzip erkennen, nach dem sie aufgebaut ist. Balzac ist dichterisch intuitiv, Zola ein methodisch strenger Beobachter; Balzac malt glühend, farbig wie Delacroix, Zola sieht aufrichtig wie ein Impressionist; Balzac reißt fort, Zola überzeugt. So weit wie Zola an Kraft der Erfindung und poetischer Leidenschaft hinter Balzac zurückbleibt, so sehr übertrifft er ihn in der Wahrheit seiner Charaktere und der Folgerichtigkeit der Entwicklung. Balzac hat das Abbild, Zola das Leben selbst. Der Naturalismus Zolas fällt in die Zeit, in der die exakte Forschung tief in die Kenntnis der Natur eindrang, in der die Kunst des Impressionismus unerhörte Fortschritte in der Wiedergabe der Wirklichkeit machte, in der die Sozialpolitik sich bestrebte, die Bedürfnisse des Naturzustandes mit den Ansprüchen der Gesellschaftsordnung auszugleichen. Die impressionistische Malerei ist nicht minder der Ausdruck ihrer Epoche, wie der Realismus Zolas es ist. Die Rougon-Macquart, welche die französische Gesellschaft des zweiten Kaiserreichs in den Typen einer Familie schildern,

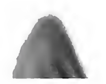


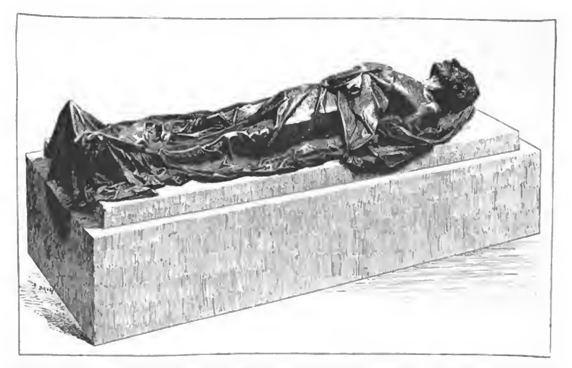


Dalou. Das Denkmal der Republik.

Wie die Maler aus der Farbe, so hat der Dichter aus der Sprache ein neues Instrument geformt, ein Instrument, das fähig ist, die komplizierten Modulationen der so verworren durcheinander tönenden neuen Zeit wiederzugeben. Gleich dem Maler, der im nächsten besten Heuschober unvergängliche Schönheitswerte entdeckte, fand der Dichter in der Unmittelbarkeit des Alltags ewig gültige Bedeutung; keiner von ihnen beiden bedurfte mehr einer romanti-







Rude. Das Grabmal Godefroy Cavaignacs auf dem Cimetière Montmartre in Paris.

Die Maler und Bildhauer der dritten Republik haben denn auch dem vierten Stand einen Platz eingeräumt, der beweist, wie sehr sich die Kunst den sozialen Problemen zu nähern suchte. Julius Adler malte die Harfenarbeiter in Paris, die Streikenden in Creusot, Alfred Roll einen Minenstreik, Léon Lhermitte den Bauer bei der Feldarbeit, die Wäscherin, den Schnitter. Forain nimmt die Partei der Unterdrückten gegen den Moloch Kapitalismus, Royer-Bloche schuf eine Gruppe der Frierenden und Jules Dalou setzte ein Leben an die Aufgabe, dem Arbeiter ein Denkmal zu setzen, das dem Schöpfer aller Zivilisation gelten sollte. Alle diese Werke unterscheiden sich im Ernst der Auffassung, der fast tragisch zu nennenden Größe der Gesinnung ebenso weit von den Tassaert, Frère, Gide, den sentimentalen „Armeleutmalern" der alten Zeit, wie etwa Zolas „Coupeau" von dem „Pierre Huguenin" der George Sand oder dem „Jean Valjean" Victor Hugos. Einem tiefen, mächtigen Orgelton vergleichbar klingt das Mitleid mit den Enterbten des Geschicks durch die Zeit; die religiöse Malerei findet nichts mehr zu sagen, der tief innere Gehalt der schönen Menschlich-





Der Eiffelturm in Paris. 1889.
Nach einer Zeichnung von A. Lepère.

versucht es dafür, tief zu sein, wie ein Norweger oder gefühlvoll wie ein Russe." Auch das französische Theater wird zur Tribüne, von der aus eine Tendenz verkündigt wird, Sardous „Ferréol" ist eine Anklage gegen die Schwurgerichte, Brieux' „Rote Robe" ein flammender Protest gegen die Herzenshärtigkeit der Richter; alles, was Dumas fils nach 1870 für die Bühne schrieb, dreht sich tendenziös zugespitzt um Fragen des Eherechtes mehr als des Ehebruchs. Das Eindringen der fremden Elemente in den Gesichtskreis der Franzosen wurde ganz wesentlich durch die politische Koketterie zwischen Frankreich und Rußland begünstigt. Diese Literatur beförderte durch den Stimmungsgehalt an Mystik und Schwärmerei, den sie mitbrachte, die Reaktion gegen den Naturalismus. Noch waren Zola und sein glänzendster Schüler Maupassant am Werke, als die junge Generation, die 1870 nicht mit Bewußt-



Die neue Kathedrale in Marseille.
Nach der Radierung von Lucien Gautier. 1883.

sein erlebt hatte, sich schon vom Realismus ab- und der Gefühlspoesie zuwandte. Der Naturalismus hatte sich vielleicht zu sehr darin gefallen, die Mängel des Daseins zu zeigen und den Finger in alle die schmerzenden Wunden zu legen, an denen die moderne Gesellschaft krankt, nun trieb die ungeheure Enttäuschung, die in seinem Gefolge einherzog, die Jugend dazu, anderen Göttern zu opfern. Bei den Naturalisten hatte der Verstand geherrscht und die Beobachtung das Gefühl zurückgedrängt, nun sollte das Herz wieder zu seinem Rechte in der Dichtung kommen. Paul Verlaine und Stéfane Mallarmé, Barbey d'Aurevilly, Huysmans u. a. wurden auf den Schild gehoben, denn sie besaßen, was den Naturalisten zu fehlen schien, eine Seele. Die Symbolisten schlossen die Augen vor der Welt, die ihnen der Realismus in schmuckloser Nüchternheit gezeigt hatte und die ihnen zu häßlich erschien, um sie lieben zu können, sie wandten ihr Auge nach Innen und fühlten im Pulsschlag des eigenen Herzens den großen Rhythmus der Weltmelodie.

Ähnlich war die Reaktion in der Kunst. Die Freilichtmalerei der Impressionisten führten Cézanne und Gauguin bis zu einem Punkte, an dem die Kunst die ganze naive Ursprünglichkeit der



Das Palais Longchamps in Marseille. 1884.
Nach der Radierung von Lucien Gautier.

Natur erreicht, an dem Empfindung und Farbe eins werden. So zart wie die Sprache der Dichter wird der Ausdruck der Maler, Aman-Jean, Eugène Carrière gehören zu diesen Poeten der Staffelei, von den Älteren Gustave Moreau und Puvis de Chavannes. Moreau, der Maler des Märchens, dessen Phantasie in den Zauberpalästen von Tausend und einer Nacht gefangen liegt, dessen Farbe funkelt wie das seltsame Geschmeide verwunschener Prinzessinnen, starb 1898, im gleichen Jahre wie Puvis, der große Ruhm kam erst nach ihrem Tode. Puvis de Chavannes hatte seit der Mitte der fünfziger Jahre die französischen Museen und Rathäuser mit Fresken geschmückt, in denen Zeichnung und Farbe auf die einfachsten Formeln zurückgeführt sind. Während die Modekunst mit allem Raffinement der Technik sich der großen Welt zuwandte, Realismus und Impressionismus die Fachleute in ihren Bann zwangen, redete die Kunst von Puvis die Sprache höchster Einfalt und Schlichtheit, fand sie in der farbigen Rhythmik ihrer Flächen feierliche Harmonien für Auge und Sinn. Der große Stil des Idealismus, wie er in ruhiger Stärke in Puvis' Fresken lebt, fand seine Auferstehung in der Literatur durch Romain Rolland, dessen zehnbändiger Roman „Jean Christophe" ein



Willette, Programm des Théâtre libre

Werk ist, mit dem die heutige französische Jugend in weite Fernen hinausweist. Da sind Ziele und Ideale: Gerechtigkeit und Verstehen. Die realistische Technik und der hohe Sinn, der über das einzelne hinaus Ziele gesteckt hat, welche die laute Übergeschäftigkeiten der Gegenwart noch übersieht. Hier scheint, soweit der Lebende es zu beurteilen vermag, ein Markstein zwischen zwei Epochen.

Die öffentliche Kunst krankt unter der dritten Republik an dem gleichen Übel wie unter den Regierungen mit monarchischer Spitze: sie hat keine Fühlung mit dem Fortschritt, dem sie sich in den Weg zu stellen versucht. Die stärksten Künstler Frankreichs sind von jeher von der Akademie bei [illegible] Unternehmen ausgeschlossen gewesen; ihre Unsterblichkeiten sind nicht einmal immer über den Sitzungssaal hinaus bekannt. Das gleiche gilt von der schönen Kunst. Diejenigen, welche in diesem Jahrhundert als die schöpferischen Geister Frankreichs betrachtet werden müssen, Delacroix, Courbet, Manet, Puvis de Chavannes, sind ohne die Akademie und gegen ihren Willen groß geworden, und so wie den Malern ist es auch den Bildhauern Dalou, Bartholomé, Rodin gegangen. Die Akademie unterdrückt jede selbständige Regung und fördert dadurch die Mittelmäßigkeit, die sich anzuschmiegen gelernt hat. Dalous „Triumph der Republik" auf der Place de la Nation in Paris, Bartholomés „Monument der Toten" auf dem Père la Chaise, Rodins Denkmäler sind vielleicht die stärksten Akzente der französischen Plastik in der letzten



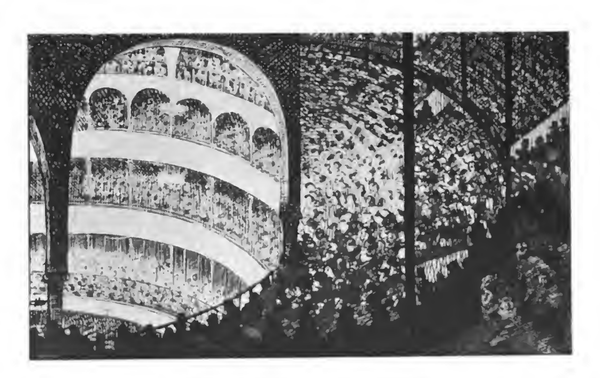
Bastien-Lepage. Sarah Bernhardt. 1879.

Jahrzehnten. Rodin ist der Impressionist des Marmors, ein Künstler, der dem kalten Stein Empfindungen und Gedanken aufprägen möchte, der immer mehr zu sagen hat, als sein sprödes Material



Helleu. Am Klavier.

auszudrücken vermag. So bleibt seiner Kunst stets ein Erdenrest haften von dem, was zwischen Konzeption und Ausführung nicht gesagt werden kann, eine gewollte Unfertigkeit, die Schule gemacht hat. Die Architektur hat unter der dritten Republik keinen eigenen Ausdruck gefunden, die Große Oper von Charles Garnier, unter dem Kaiserreich begonnen, ist ein üppiger Mischmasch von Stilformen aller Zeiten, eine Neuschöpfung, die aus der Kreuzung aller bekannten historischen Stile entstand, gerade wie das Palais Longchamps von Bartholomé und Esperandieu oder die Palais der schönen Künste, die von der Ausstellung des Jahres 1900 stehengeblieben sind. Ganz sklavisch lehnen sich die Kirchenbauten dieser Zeit an die Vorbilder an, die aus Epochen stammen, in denen der Glaube noch lebendig war, die Kirche Sacré Cœur von Abadie auf dem Montmartre, die Gnadenkirchen in Lourdes sind romanisch, aber ebensowenig glückliche Schöpfungen als jene Gotteshäuser, die wie Notre Dame de Fourvières in Lyon, die Kathedrale in Marseille einen Dialekt von Byzantinisch mauscheln, der in seiner Entlehnung aus Elementen aller Art unerfreulich und barbarisch klingt. Wenn sich der französische Geist einmal ganz resolut für das Neue entschlossen hat, dann sind ihm Schöpfungen gelungen, die, wie der Eiffelturm, auch ganz überraschende Lösungen bringen. Wie die übrigen Kultur-



Blick in die Galerie des Concert Colonne.
Nach einer Zeichnung von Mantelet-Goguet. 1889.

staaten“ ist Frankreich jahrzehntelang an dem neuen Material des Jahrhunderts, dem Eisen, achtlos vorbeigegangen oder hat es, wo es seine Anwendung nicht vermeiden konnte, hinter Scheinarchitekturen verborgen, die der Verlegenheit entsprangen. Eiffel war der erste Baumeister, der es gewagt hat, sein Material ganz offen zu zeigen, der das Aschenbrödel der Architektur erlöste und ihm die Krone aufsetzte. Der Turm, der seinen Namen trägt, ist ästhetisch so wenig anfechtbar wie technisch. Eiffel hat die Frage gelöst, an deren Beantwortung sich niemand vor ihm gewagt hatte; denn wenn das Jahrhundert auch reich ist an wunderbaren Nutzbauten der Technik, der Turm Eiffels ist doch der erste reine Schmuckbau, den das Material erlaubte. Er ist heute das Wahrzeichen von Paris geworden und als solches wirklich ein stolzes Denkmal des Fortschritts, an keinem Platze würdiger aufgestellt, als in der Weltstadt an der Seine.

Langsam nur hat sich das französische Kunstgewerbe entschlossen, die ausgetretenen Pfade der historischen Stile des 18. Jahrhunderts zu verlassen, denen es beinahe das ganze 19. Jahrhundert



[illegible]

hindurch treugeblieben ist. Auch die französischen Künstler folgten der Bewegung, die von England ausging und von dem Streben beseelt war, im Kunstgewerbe und in den Kleinkünsten den Stil zu finden, der unserem Zeitalter entspricht. [illegible]



La Mode Illustrée. Oktober 1900.
Zeichnung von Chapuis.



künstlerischer Intuition zu umkleiden. Chéret, Grasset, Steinlen, Toulouse-Lautrec und viele viele andere haben in diesem Genre Hervorragendes geleistet, zumal ist das Werk Chérets von einem Reiz erfüllt, der diese Schöpfungen zu Denkmälern künstlerischer Zeitkultur stempelt.



Karikatur von Charles Léandre.

Das französische Theater beherrscht die Welt, die Gestalten, welche Dumas fils, Sardou, Pailleron, Brieux und andere auf die Bretter gestellt haben, besitzen ein eigenes starkes Leben, welches sie jedem Gebildeten beider Hemisphären zu vertrauten Erscheinungen gemacht hat. Die große Erfahrung in der Technik der Bühnenwirkungen, die formale Gewandtheit, die auch der unbedeutendste Bühnenschriftsteller Frankreichs für sein Metier mitbringt, sichert ihren Werken auch dann den Erfolg, wenn sie nichts zu sagen haben und den Abend nur mit Späßen ausfüllen. Unter der dritten Republik ist Sarah Bernhardt die Erbin der Rachel Felix geworden und hat den Ruhm französischer Darstellungskunst um die ganze Welt getragen. Wenn die Rachel nur in den großen deklamatorischen Rollen des klassischen Repertoires bedeutend war, so verkörpert Sarah Bernhardt neben diesen auch mit der gleichen Virtuosität die neuropathologischen Zustände der Mondäne von heute.

Die französische Musik gab ein Höchstes in Bizets „Carmen", mit der dieser große und liebenswürdige Komponist 1875 seine Laufbahn schloß, als sein Talent eben zu den höchsten Höhen der Kunst aufzusteigen schien. Das große Konzertunternehmen von Pasdeloup hat den Krieg überdauert, die deutschfeindliche Stimmung nötigte den Dirigenten, den Werken französischer Komponisten nunmehr größere Beachtung zu schenken, als vorher; Saint-Saëns behauptet sogar, Pasdeloup habe die komponierenden Landsleute erst nach 1870 entdeckt. Das Kaiserreich hatte ihm Konkurrenz fernhalten können, unter der Republik erhielt er in Colonne und Lamoureux Mitbewerber um die Gunst des Publikums, die für die Kenntnis und Verbreitung guter Musik in Frankreich Außerordentliches geleistet haben. Colonne danken die Franzosen die Bekanntschaft mit Berlioz, der in Deutschland eher berühmt geworden war, als in der Heimat. Lamoureux hat ihnen Wagner vermittelt, der zweifellos rascher durchgedrungen wäre, wenn die französischen Musikverleger nicht, wie Lamoureux Lilly Lehmann erzählte, den Chauvinismus aufgerufen hätten, in der Furcht, der Einzug Wagners werde dem Absatz ihrer Verlagsartikel schaden.

Die Demokratisierung der Gesellschaft hat unter der dritten Republik weitere Fortschritte gemacht. Dazu hat das allgemeine Wahlrecht, das konsequenter durchgeführt wurde und häufiger zur Anwendung kam, ebensoviel beigetragen, wie die allgemeine Dienstpflicht, zu deren Einführung nach preußischem Muster sich die Regierung durch das Gesetz vom 27. Juli 1872 entschloß. Jeder Franzose war von nun an von seinem 20. bis zu seinem 45. Jahr zum Militärdienst verpflichtet, die Möglichkeit, die bis dahin bestanden hatte, sich nach erfolgter Auslosung einen Stellvertreter zu beschaffen, hörte auf. Anfänglich hatte man, ebenfalls nach preußischem Muster, das Institut der Einjährig-Freiwilligen eingeführt; dieses Privilegium der besitzenden Klasse ist 1889 abgeschafft worden, da es mit einer demokratischen Verfassung nicht zu vereinen war. Die Verpflichtung zum Dienst unter den Waffen hat geschwankt, man ist von einer Dauer von drei Jahren auf zwei herabgegangen und 1913 im Begriff, den Termin von drei Jahren wieder einzuführen. Kapitalismus und Militarismus



Jean Béraud. Der Salonkomiker. Nach dem Stich von Ramus. 1882.

sind Zwillinge; solange die moderne Gesellschaft unter dem Druck des einen lebt, wird sie sich dazu bequemen müssen, das Joch des andern auf sich zu nehmen; „das stehende Heer ist der Wachhund des Kapitals", sagte Hervé in seiner Rede vom 12. September 1905. Man hat sich in Frankreich auch nur schwer dazu entschlossen, die allgemeine Dienstpflicht einzuführen. „Ich fürchte", schreibt Renan, „daß unsere neuen militärischen Einrichtungen unser geistiges Niveau abscheulich herabdrücken werden. Jedermann zum Gehorsam zwingen, heißt Genie und Talent töten. Wer nach deutscher Weise jahrelang unter den Waffen zugebracht hat, ist für die feinere Arbeit unbrauchbar, so würde auch Deutschland, seit es sich so ganz dem Militarismus hingegeben hat, keine Talente mehr besitzen, wenn es nicht die Juden hätte." Die gleiche Sorge äußerte Alphonse Daudet zu Edmond de Goncourt. Hätte sich Frankreich ehrlich zu dem Frankfurter Frieden bekannt, so würde es nicht nötig gehabt haben, die allgemeine Dienstpflicht auf sich zu nehmen. Seit aber eine



Béraud. Autour du piano.
Nach der Radierung von Lalauze.

gewissenlose Hetzpresse die Revanche zur politischen Richtschnur des Landes machte, trat es freiwillig in den Rüstungswettbewerb mit Deutschland, dem unglückliche Grenzen und der Neid der Nachbarn seine schwere Rüstung aufzwingen.

Das allgemeine Wahlrecht und die allgemeine Dienstpflicht sind zwei Faktoren der Demokratisierung der Gesellschaft, zu ihnen treten die Durchdringung der Massen mit politischen Interessen und das Strebertum, das möglichst rasch, gleichviel durch welche Mittel, zu Besitz gelangen will. Sehr scharfsinnig hat Alfred Capus einmal ausgeführt, daß der Ehrgeiz, der Hunger nach Macht und Ruhm in der französischen Jugend nicht mehr die gleichen sind und sein können, wie in der früheren Generation, daß allein das Geld seinen Wert und seine Bedeutung gewahrt hat und daher mehr und mehr als das einzig Erstrebenswerte erscheint. „Unsere Jugend ist bitter und bedrohlich," bemerkt Edmond de Goncourt, „entweder ist ihr Kopf hohl oder sie ist wild auf Arbeit." In der Arena, in der alle um den Erfolg ringen, ist im Gedränge der Masse, im rücksichtslosen Kampf der Ellenbogen, das Gefühl für Tradition, für gesellschaftliche Abstufungen verloren gegangen und mit ihm die Achtung vor Rang, Stand und Alter. Die große Masse ist es, die nach oben drängt und in ihrem Vorstoß alles vor sich niederwirft, um es auf ein Niveau

herunterzustampfen. Dieser Verlust macht sich in allen Beziehungen des Lebens geltend, in der Familie, in der Schule, in der Werkstatt, er hat zu einer vollständigen Respektlosigkeit vor all und jedem geführt. „In diesem Augenblick", schreibt Edmond de Goncourt 1886, „ist nichts mehr wahr von dem, was man einst in der Religion oder in was immer geglaubt hat. Es herrscht eine vollständige Anarchie, nicht eine Wahrheit gibt es, die noch aufrecht stünde und nicht vom Zweifel angefressen wäre." Mitschuldig ist die Politik, die in alle Verhältnisse hineinspielt, alle Beziehungen färbt und entstellt. Alfred Fouillée sagt in seiner „Psychologie des französischen Volkes", daß es statt des politischen Sinnes meist nur den Fanatismus der Politik habe. Dieser Fanatismus hat zu heftigen, mit blinder Leidenschaft geführten Kämpfen der Parteien untereinander geführt, in denen die Verleumdung und Herabziehung des Gegners die beliebteste Waffe war. Madame de Sancy de Parabère, eine der Intimen des Tuilerienhofes, sagte 1872 in Chislehurst: „Die höflichsten Menschen zögern nicht, zur Charakteristik ihrer politischen Gegner Ausdrücke von einer Heftigkeit zu gebrauchen, daß man sie noch vor zwei Jahren für eine grobe Beleidigung gehalten hätte. Welchen Salon man heute aufsuchen mag, statt einer feinen Kauserie, zu der jeder seinen Teil an Geist beitrug wie früher, hört man nichts als heftigen



De Nittis. Auf der Tribüne beim Rennen. 1884. Nach einer Heliogravüre von Dujardin.

Streit und verletzende Worte. Alle Welt fühlt sich unbehaglich und sitzt verdrießlich mit roten Köpfen da; die Dame des Hauses muß zusehen, daß ihre ältesten Freunde verärgert fortgehen, wütend darüber, daß sie sich haben streiten müssen und daß man ihre teuersten Überzeugungen beschimpft und heruntergezogen hat." Die Unart, einen politischen Gegner für unmoralisch und unsittlich zu halten, die Reinheit seiner Überzeugung anzuzweifeln und seine Motive zu verdächtigen, ist überall heimisch und führt notwendig zu einer Auflösung der Geselligkeit. Sie befördert das Cliquenwesen, den engen Zusammenschluß kleiner Koterien. Andererseits begünstigt sie die Mischung der Gesellschaft mit fremden und ausländischen Elementen, die um so willkommener sind, je weniger sie in dem heimischen Streit Partei nehmen dürfen. Schon unter dem Kaiserreich fiel es auf, wie groß der Prozentsatz der Ausländer unter den oberen Zehntausend der Pariser Gesellschaft war und man beschwerte sich schon damals über die Abnahme der Höflichkeit und des guten Tons, die doch einstmals den Ruhm der französischen Gesellschaft ausgemacht hatten. In einer nicht ohne Bitterkeit geführten Preßpolemik, deren Entstehung man der Initiative der Kaiserin Eugenie zuschob, wurde behauptet, die Fremden seien an der Verrohung der Manieren schuld, ein Vorwurf, den die nichtfranzösischen Blätter schroff zurückwiesen. Jedenfalls hat sich unter der dritten Republik dieses Element stark vermehrt, unter den Namen der tonangebenden großen Finanziers der Pariser Gesellschaft findet man jetzt kaum einen ursprünglich französischen. Das Zusammentreffen so vieler und so verschiedenartiger Faktoren, die sämtlich zersetzend auf die Gesellschaft einwirken, hat nicht nur auf den Ton des Verkehrs gewirkt, es hat den ganzen Stil des Lebens geändert und hat der französischen Gesellschaft das Vorbildliche geraubt, das ihr einst in den Augen des Auslandes anhaftete. „Wenn die französische Gesellschaft," schreibt Frédéric Masson 1897, „so wie sie seit zwanzig Jahren ist, den Sinn für die Eleganz und das Gefühl für den Luxus des Lebens verloren hat, zugleich mit dem Geschmack und den feinen Umgangsformen, so liegt das daran, daß sie, statt sich nach Menschen zu formen, denen Erziehung und Stellung

Ernst und Würde gab, sie sich Abenteurer zum Vorbild nahm, die ihre Heimat ausgestoßen hatte, Deklassierte, denen Reichtum und Name nur geborgt scheinen." „Es ist nur natürlich," sagt der gleiche Schriftsteller, „daß mit der Abschaffung der achtungsvollen Formen im Umgang, Achtung und Respekt selbst verloren gegangen sind. Von allen Vorurteilen frei, ohne Großmut, ohne Ideale, ohne politische Überzeugung, ohne Familiengefühl, ohne Bildung und Erziehung ist die neue Generation nur von einem wilden Egoismus beherrscht, und, mag sie es auch aus Heuchelei nicht zugeben, erfüllt von den schlimmsten Anschauungen der Anarchie." Einem so pessimistischen Urteil gegenüber wird man sich immerhin darauf besinnen dürfen, daß solange die Welt steht, das Alter nur selten Verständnis für die Jugend gezeigt hat und nie sparsam in seinen Vorwürfen war. Noch immer aber hat die Zeit, alleiniger und unfehlbarer Richter zwischen beiden, der Jugend recht gegeben und so wird es auch diesmal sein. Die demokratische Gesellschaft unserer Zeit wird ihren Stil so gut finden, wie ihn die aristokratische der alten Zeit fand; laßt dem Alter sein Gestern, der Jugend gehören ja Gegenwart und Zukunft.



LA DERNIÈRE CRISE.

DIE FRANZÖSISCHE MODE IM 19. JAHRHUNDERT

MAN kann nicht von der französischen Kultur des 19. Jahrhunderts sprechen, ohne eines ihrer wichtigsten Faktoren zu gedenken, der französischen Mode. Man wird sie um so weniger übersehen dürfen, als auf keinem Gebiete der Kultur die wesentliche Veränderung, welche das 19. Jahrhundert innerhalb der Gesellschaft hervorgebracht hat, so deutlich zur Geltung kommt, wie hier, die fortschreitende Demokratisierung. Die großen Marksteine der staatlichen Entwicklung: der Sturz Napoleons, die Juli-, Februar- und Septemberrevolution, der Staatsstreich bezeichnen, indem sie die politischen Phasen gegeneinander abgrenzen, zugleich Epochen von einem ganz bestimmten und scharf voneinander unterschiedenen kulturellen Gepräge. Die Restauration, das Julikönigtum, die zweite Republik, das zweite Kaiserreich, die dritte Republik haben in Politik und Verwaltung, in Kunst und Dichtung ebenso wie in den Formen, in denen sich ihre Gesellschaft bewegte, ganz verschiedenen Grundsätzen gehuldigt, die eben genannten großen Ereignisse der äußeren Geschichte sind zugleich Einschnitte der inneren Entwicklung. Im Juli 1830 wie im Februar 1848 scheint der Pulsschlag der Nation einen Augenblick zu stocken, um dann nach einem tiefen Atemzug der Überraschung nur um so schneller weiterzuschlagen, es sind die Pausen, mit denen die große Symphonie zu stärkeren Wirkungen einsetzt. Mit neuen Herrschern, neuen Staatsmännern treten neue Künstler und neue Dichter auf, es werden neue Ziele gesteckt und neue Hoffnungen geweckt. Unbeirrt von allen geht nur die Mode ihren Weg fort, für sie haben Thronwechsel und Revolutionen keine Bedeutung. So ergeben die Kulturzustände Frankreichs im 19. Jahrhundert unter den verschiedenen Regierungen ganz verschiedene Bilder, nur bei der Mode fallen die Schnittpunkte der Entwicklung nicht mit den Daten des geschichtlichen Wechsels zusammen.

Das Problem der Mode ist noch ungelöst, wir wissen nicht



Gavarni. Sportsman Parisien. 1840.

genau, woher sie kommt und wohin sie geht, wir wissen nur, daß ihre Gesetze in Paris diktiert werden und daß die Welt sich nun schon das vierte Jahrhundert anschickt, ihnen zu folgen. Es braucht hier nicht untersucht zu werden, warum der französische Geschmack sich auf diesem Gebiet eine so unbestrittene Geltung errungen hat, es genügt, festzustellen, daß diese Geltung wenigstens für die Damenmode gar nicht zu bestreiten ist. Diese Herrschaft der französischen Mode ist für das Land nicht nur von höchster kulturfördernder Bedeutung, sondern zugleich einer der wichtigsten volkswirtschaftlichen Faktoren. Im Jahre 1897 betrug der Umsatz der großen Pariser Schneidergeschäfte 150 Millionen Frank, jener der bekannten Weltfirmen der Rue de la Paix allein 30 Millionen. Die fünf Korsettfabriken in Bar-le-Duc machten 1889 Geschäfte im Betrage von 2500000 Frank, davon 800000 Frank Export. Jeder Wechsel in der Mode beeinflußt die Industrie auf das stärkste. Die Spitzenmanufakturen von Bayeux, Lyon und Calais produzierten 1880 für 43 Millionen Frank; die Gunst, welche die Mode plötzlich den Spitzenbesätzen zuwandte, trieb diese Zahl schon im Jahre 1881 auf 82 Millionen hinauf.

Das Gebiet der Damenmode beherrscht Frankreich heute noch allein, auf dem Gebiete der Herrenmode hat es schon seit dem letzten Drittel des 18. Jahrhunderts das Szepter mit England teilen müssen. Der Anzug des englischen Bürgers, einfach im Stoff, zweckmäßig im Schnitt, drängte allmählich das kostbare Hofkleid der französischen Mode in den Hintergrund. Der Entschluß, den der tiers état in der französischen Nationalversamm-

lung faßte, freiwillig auf den Tand und Flitter zu verzichten, mit dem der Edelmann sich in der Kleidung brüstete, brachte in den stürmischen Tagen der Revolution das „Ehrenkleid des Bürgers" in die Mode, um so schneller, als der prunkende Anzug anstößig genug war, um seinen Träger unter Umständen auf das Schafott zu führen. So verschwanden Seide und Samt, Stickereien und Spitzen aus der Kleidung des Herrn so gründlich, daß es selbst Napoleon I. kaum möglich war, sie in der Hofkleidung wieder einzuführen. Als die Bourbons auf ihren Thron zurückkehrten, fanden sie, daß die Unterschiede in der Kleidung, die, als sie Frankreich den Rücken kehrten, Stände und Berufe voneinander getrennt hatten, so ziemlich verschwunden waren und daß sich Verschiedenheiten im Anzug höchstens dann bemerkbar machten, wenn es galt, politische Anschauungen durch sie auszudrücken.


Bertall. Der Gruß. 1845.

Die Zeiten, in denen Edelmann und Bürger sich durch ihre Kleidung unterschieden, waren endgültig vorüber, alles, was von Staats wegen geschah, um sie wieder herauf zu beschwören, scheiterte an der Lächerlichkeit. Als Napoleon von Elba zurückkam und die berühmte Versammlung auf dem Maifelde abhielt, waren alle Mitglieder der an der Feierlichkeit beteiligten Höfe und Behörden in ein Festkostüm gesteckt worden. „Es sollte an die Zeiten Karl des Großen erinnern," schreibt Chateaubriand, „und man dachte dabei nur an Boildieus Oper »Johann von Paris«." Der gleiche Mißerfolg war der Restauration beschieden, die ihre Pairs dadurch auszuzeichnen gedachte, daß sie ihnen ein prachtvolles Kostüm von Samt und Seide in Blau, Weiß und Silber gab. „Es gibt nichts, was so lächerlich wäre," bemerkt der Herzog von Broglie 1819, „wie diese ganz neuen und doch so altmodischen Kleider, sie wirken wie die Ruinen eines englischen Gartens." Man ließ diese Leute gewähren, aber niemand folgte ihnen, die Herrenmode blieb ihrer Tendenz der Einfachheit treu. Sie unterlag darin dem englischen Einfluß, der sehr stark zur Geltung kam,





Gavarni. Boulevard de Gand. Paris 1845.

solange Georg IV., „der erste Gentleman Europas", als Regent und als König den Ton der englischen Gesellschaft bestimmte und neben oder sagen wir besser über ihm George Bryan Brummel, „Beau Brummel", der anerkannte leader of fashion war. Da wurden die Schnitte immer schlichter, die Farben immer neutraler, es kam nicht mehr darauf an, durch die Kostbarkeit seines Putzes aufzufallen, als vielmehr sich durch den Schick des Tragens auszuzeichnen. Diese Richtung war übermächtig, vergebens hat sich die Pariser Mode ihr entgegengestemmt. 1835 versuchte sie den schwarzen Frack zu entthronen: Nur grüne oder blaue Fracks! hieß die Parole. 1836 schrieb die Pariser Mode dem Elegant einen Leibrock von königsblauem Tuch mit goldgesticktem Kragen und Aufschlägen, dazu eine Weste von Gold- oder Silberstoff und Beinkleider von weißem Kasimir vor; vergebens, sie hat den Siegeszug der schwarzen Farbe nicht aufhalten können. Schwarz wird nicht nur Mode, schwarz scheint geradezu das einzig Mögliche; die Herzogin von Dino ist empört, als sie den Herzog von Broglie einmal in farbigen Beinkleidern in den Tuilerien trifft. Schwarz herrscht tyrannisch. „Der schwarze Anzug, den die Herren in unserer Zeit tragen," schreibt Alfred de Musset, „ist ein schreckliches Symbol. Um dahin zu gelangen, war es nötig, daß die Rüstung Stück für Stück, die Stickereien Blume für Blume fielen. Die menschliche Vernunft hat alle Illusionen zerstört, aber nun trägt sie auch Trauer, weil sie getröstet zu werden wünscht." Wie

Musset über die düstere Farbe klagt, so spottet Balzac über den lächerlichen Schnitt der Herrenkleidung, beide ohne Erfolg. Der lange Pantalon, der Schoßrock, die Weste haben sich ihre Berechtigung erkämpft, denn mit der Mode stritt die Bequemlichkeit als ein mächtiger Bundesgenosse für sie. Alle drei haben seit dem Anfang des 19. Jahrhunderts ihren Schnitt in unbedeutenden Zügen geändert und zwischen Weite und Enge hin und her ge-



Grevedon. Mlle. Noblet.

schwankt, aber ihre Wesenheit haben sie nicht mehr aufgegeben. Ganz unter den englischen Einfluß sich beugend, haben sie in den vierziger Jahren das kurze Jackett in ihren Bund aufgenommen und stellen damit einen Anzug dar, der so sehr dem Ideal der Gegenwart entspricht, daß er seit 50 Jahren fast unverändert geblieben ist. Der jetzige Herrenanzug, an dessen Entstehung englische und französische Mode mitgewirkt haben, ist in seiner nüchternen Sachlichkeit das Symbol der herrschenden Demokratie, ein äußerlicher Gleichmacher, wie ihn die Sitte keiner früheren Zeit kannte. Dieses Kostüm ist so wenig dazu geschaffen, persönliche Vorzüge zur Geltung zu bringen, wie es dazu angetan ist, Unterschiede des Standes oder der Meinung betonen zu lassen. Gerade dieses letztere ist in politisch bewegten Zeiten doch oft so sehr erwünscht, wo man Wert darauf legt, Feinden gegenüber zu demonstrieren. Jakobiner und Aristokraten



Gavarni: Schauspielerin. 1840.

waren sich noch als Sansculotten und Muscadins gegenübergetreten, das war jetzt nicht mehr möglich, politische Gegner mußten sich mit weniger Aufwand begnügen. So trugen 1830 bis 1831 Bonapartisten rote Nelken im Knopfloch, während die Karlisten, die Anhänger Karls X., graue Hüte mit schwarzen Bändern aufsetzten, die Republikaner aber sich mit weißen Westen à la Robespierre schmückten und sich dazu niedrige, breitrandige Hüte von schwarzem Wachsleinen auf die Köpfe stülpten. Das war bescheiden und man begreift, daß die Jugend nicht damit zufrieden war, sich nur durch so unwesentliche Kleinigkeiten des Anzuges von den andern zu unterscheiden.

Die einfache, schmucklose Herrenkleidung mißfiel in allen Schichten der Gesellschaft, der Hof hatte eine Reform versucht, umsonst, und eine Revolution von unten, die um 1830 ausbrach, sollte ebensowenig Erfolg haben. „Die Maler der romantischen Richtung legten gar keinen Wert darauf, auszusehen wie ein Notar," schreibt Théophile Gautier, „sie suchten im Gegenteil alles hervor, was sie von den Philistern unterscheiden konnte. Eugène Devéria neigte in seinem Geschmack zu den prachtvollen Kleidern der Venezianer des 16. Jahrhunderts. Er liebte Seide und Samt, und wäre am liebsten in einem Anzug von Goldbrokat spazieren gegangen. Jeder trachtete danach, sich durch irgendeine Besonderheit des Anzugs hervorzutun: Einen weichen Filzhut à la Rubens, einen Mantel mit Samtkragen, ein Jackett à la Van Dyk, einen polnischen oder ungarischen Schnurrock oder dergleichen." So zeigte sich die Künstlerjugend in den Sturmtagen der Romantik in phantastischem Anzug in der Öffentlichkeit: ein Dichter, ein